4442 – 21 Bde

Leih-Bibliothek

von

~~Theodor Pergay~~

Buch-, Kunst-, Musik-, Schreib- und Zeichen-materialienhändler

zu Aschaffenburg.

Große Metzgergasse Lit. A. Nro. 160.

Bedingungen.

1) Das Abbonnement für 1 Buch, welche[s] aber nach Belieben gewechselt werden kan[n], wird vorausbezahlt

für einen Monat mit . . .		30 kr.
für ein Vierteljahr mit . .	fl. 1	21 kr
für ein halbes Jahr mit . .	fl. 2	30 kr.

2) Das Abonnement für 2 Bücher zuglei[ch] wird vorausbezahlt

für einen Monat mit . . .		30
für ein Vierteljahr mit . .	fl. 1	48
für ein halbes Jahr mit . .	fl. 3	[illegible]

3) Auswärtige Abonnenten bezahlen ebe[n] so viel wie hiesige mit 2 Büchern, erhalte[n] aber nach Maaßgabe ihrer Entfernung 4 o[der] 6 Bücher zu gleicher Zeit.

4) Die Leihgebühren für Nichtabonnent[en] betragen für 1 Buch täglich 1 kr., so daß wenn das Buch über Nacht behalten wird, dieß für 2 Tage ge[illegible] muß j[illegible]

8898

LD 4319
1

Mörder und Gespenster.

Von

AUGUST LEWALD.

Erster Band.

TH. PERGAY'S BUCHHANDL. C. Krebs ASCHAFFENBURG.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

Stadtbibliothek
Augsburg
1952.569

Vorwort.

Ich bin wohl ruhig darüber, welches Loos die von mir hier erzählten Geschichten haben werden. Meine Leser wissen, was sie von mir zu erwarten haben, und über die Kritik konnte ich mich bis jetzt noch nie beklagen; sie war mir fast immer nur gütig gesinnt und trug mich, als ich noch ein Beginnender war.

Aber der Titel erheischt ein Wort zur Erklärung.

Man wird mir sagen, ich wolle eine verschollene Literaturperiode wieder heraufbeschwören; ich gemahne an Spieß, ich wähle absichtlich einen solchen Titel, um den Leihbibliotheken in die Hände zu arbeiten u. s. w.

Hierauf erwiedre ich nun, daß ich es gar nicht für verwerflich halte, durch ein auffallendes Aushängeschild die ersten Blicke des Publikums auf ein neues Buch hinzulenken, namentlich in unserer so viel producirenden Zeit; wenn man nur nachher auch ernstlich bemüht war, seine Leser dauerhaft zu fesseln. Hiefür sprechen Jean Paul'sche Titel, Semilasso's, mancher Andern. Nannte der große englische Humorist doch seine Predigten „Reden für Ochsen und Esel"?

Ich aber war hier nicht einmal in diesem Fall, sondern nur bemüht, die kürzeste und bezeichnendste Ueberschrift meiner Sammlung zu geben, und hat man nichts dagegen, wenn sich

manche grasse Mordgeschichte, manche Schauernovelle in Sammlungen findet, die sich nach Blumen oder andern verschiedenartigen Dingen tituliren, warum sollte man mir zürnen, wenn ich selbst alle Metapher verschmähend, das Kind beim rechten Namen nenne?

Wähnt man vielleicht, daß der Titel „Genossen um Mitternacht," gegen den sich Niemand auflehnte, als ihn vor wenigen Jahren ein interessantes Buch brachte, edler als der meinige sey? Ich glaube nicht. Er sagt aber nicht weniger und ist doch nicht so einfach, so bestimmt.

Meine Freunde wissen übrigens, daß ich mich seit vielen Jahren mit der Idee getragen, in diesem Genre einmal etwas zu leisten, und wie sorgfältig ich unter den Stoffen wählte, die sich mir darboten, wie sehr Ernst es mir mit ihrer Ausführung war. Mit der Idee zu dem Buche war aber auch sein Titel da. An Beiden wurde nichts verändert.

Mögen die Schauer, die in den Erzählungen wehen, die Leser immerhin ergreifen; öffnen sich doch auch Aussichten darin, die den Blick nach Oben ziehen, in Regionen des Friedens und der Liebe.

A. L.

Inhalt.

	Seite
Der Wehrwolf	1
Der Erbe des Teufels	63
Der Muttermörder	133
Das geschossene Täubchen	163
Der alte Mellinger und seine Söhne	179
Der Blaue	243
Mausche Nudel	299
Der Bandit	325

Der Wehrwolf.

1.

In einem armen finstern Dörfchen Westphalens, das seitwärts von den lachenden Geländen der Weser, von waldbewachsenen hohen Bergen umgeben, wie vergessen daliegt, lebten arme, gottesfürchtige Leute ein kümmerliches Leben. Nicht nur die Entbehrungen aller Art, die ihnen die Armuth auferlegte, nicht die schwerste Arbeit, dem unfruchtbaren Boden eine geringe Nahrung zu entlocken, bereitete ihnen diese Kümmerniß, sondern ein eigenthümliches Unglück, dem sie sich vor den ohnedieß begünstigteren Nachbarn ausgesetzt wähnten, und das sie folterte bei Nacht und bei Tage, und dem sie nicht zu entgehen vermochten, sie ließen denn liegen Haus und Hof und trennten sich von der Scholle, die sie gebar.

Wer aber thut das wohl? Sieht man nicht überall willig der Liebe zur Heimath jedes Opfer bringen? Hängt nicht der Mensch mit unauflöslichen Banden an seiner Geburtsstätte? Nur die neueste Zeit zeigt das unnatürliche Widerspiel, daß entartete Söhne ihre Heimath schänden, daß sie Spott und Hohn über

die ehrwürdigen Sitten und Gebräuche ihrer Aeltern ausgießen. Dieß ist ein Vatermord im Kleinen, und wenn ihn die bürgerlichen Gesetze auch ungestraft lassen, die Meinung der Mitbürger verdammt ihn gewiß. Wie rührend ist es hingegen, auf unwegsamen Stegen arme Häusler zu finden, die um keinen Preis ihre traurige Einöde verlassen möchten, weil sie Alles hier so lieb anspricht, weil hier Alles das selige Gefühl der Heimathlichkeit in ihnen anregt und befriedigt, was ihnen die Schönheiten des Golfs von Sorrent — die schon allein den Aermsten zum Reichsten machen können — nicht zu ersetzen vermögen. Es gibt Unglückliche, die ein früherer Hang zur Unbeständigkeit oder wunderliche Schicksalsfügungen aus der Heimath forttrieben, die aber dennoch ihr zugethan bleiben mit inbrünstiger Liebe für's Leben; es gibt sogar solche, denen es in der Fremde wohl ward, die ihr zeitliches Glück in der Fremde begründeten — wie die Leute meinen. — Ach! aber sie sind in der Fremde — und in diesem einzigen Worte liegt es allein ja schon, daß sie nicht glücklich seyn können.

Von dieser Art waren nun unsere armen Leute in Westphalen. Trotz ihres bedrohlichen, beängstigenden Zustandes lebten sie fort und fort in ihren kleinen Hütten — arbeiteten schwer, genossen wenig, beteten viel und ängstigten sich nach Kräften.

Wenn ich dem günstigen Leser diesen Zustand recht klar vor Augen führen will, so ist es nöthig, daß er sich mit mir gleichsam auf den Weg macht, und von

der mit wogenden Getreidefeldern üppig bedeckten Hochebene dort hinab steigt den holperichten Weg, der nicht fahrbar genannt werden kann, und den auch in der That nur die Holzkarren und im Winter einige Handschlitten befahren, um die waldige Schlucht zu betreten, in der unser Dörfchen liegt. Die Häuschen sind aus Lehmklumpen, mit Stroh vermischt, aufgeführt; diese elenden Wände bauschen schief nach allen Richtungen, selbst von der leichten Wucht des kärglichen Strohdachs zu sehr belastet, und zeigen so fürchterliche Risse und Spalten, daß man befürchten muß, sie jeden Augenblick zusammenstürzen zu sehen. Diese ärmlichen Wohnungen, hie und da von einem kleinen Gemüse- oder Salatacker von traurigem Ansehen umgeben, liegen wie zu einer Familie gehörig in einer dichten Gruppe beisammen, während weit entlegen von ihnen eine Hütte daliegt in einem so gänzlich verfallenen Zustande, daß man kaum annehmen kann: hier wohnten noch Menschen.

Gleich als hätten sich alle Bewohner des Dorfes zurückgezogen von einem ihrer Mitbewohner, als hätten sie Scheu gehabt, irgend eine Gemeinschaft mit ihm zu pflegen, so einsam und verlassen liegt diese Hütte da. Und doch wohnen unglückliche, hülfsbedürftige Leute in ihr. Allein wenn sie siechen und hungern, Niemand nimmt sich ihrer an; wenn sie Arbeit verlangen, Niemand will sie ihnen geben; sie bleiben ihrem elenden Schicksale überlassen; mag Krankheit in der Hütte wüthen, kein helfender Arzt erscheint; mag der Tod darin

herrschen, kein Todtengräber kommt, die Leichen zu bestatten.

Alle Einwohner des Dorfes betrachten diese Hütte als die Quelle ihres Unglücks. Sie vermeiden es, ihre Schritte dort vorüber zu lenken, und ist einer genöthigt, zur späten Abendzeit des Weges zu ziehen, so macht er einen weiten Umweg, beschleunigt seine Schritte, und schlägt manches Kreuz, von frommen Stoßseufzern begleitet.

In der Hütte aber wohnte eine Familie armer Taglöhner, die vom Vater zum Sohn das furchtbare Erbtheil eines bösen Namens erhalten hatte. Welch' einen großen Schatz besitzt doch auch der ärmste Mensch in seinem ehrlichen Namen! Wie derjenige, der sich unglücklich wähnt, nicht ahnen will, welch' ein Glück ja schon darin liegt, beim Erwachen den blauen Himmel über sich und die goldene Sonne daran leuchten zu sehen, so auch der, der sich für arm hält, welch' einen Schatz er in seinem ehrlichen Namen besitzt. Schon von den grauesten Zeiten her soll man in dem kleinen westphälischen Dorfe, von dem wir sprechen, viel von Wehrwölfen zu leiden gehabt haben. Von jenen räthselhaften fürchterlichen Geschöpfen, die am Tage Menschen gleich den andern, in grausen Mitternächten plötzlich Wolfsgestalt annehmen und mit ihr die reißende Natur des Wolfes, dann ausziehen auf Raub und Mord und Alles zerfleischen und zerstören, was ihnen erreichbar ist. Wer wollte solche Dinge, die im Volksglauben so tief wurzeln, durch eine

nüchterne, jedem baar auf die Hand liegende Herleitung aufzuklären versuchen? Wer vermöchte mit Sicherheit darzuthun, welcher Grund zum Entstehen dieses Volksglaubens die Veranlassung war? In unserem Falle lag die Annahme nicht fern, daß namentlich in früheren Zeiten wirkliche Wölfe aus den nahgelegenen Wäldern in die Schlucht kamen, um ihrem Raub nachzuspüren; doch widersprachen in jüngster Zeit die sorglichen Bemühungen, die Raubthiere auszuforschen, dieser Annahme, so wie auch die Aussage aller derer, welche den Wehrwölfen begegnet seyn wollten, und in ihnen Menschen, und was noch mehr war, die Bewohner jener einsam stehenden Hütte erkannt haben wollten.

Aber nicht blos was sich auf nächtliche Räubereien bezog, auf ein erwürgtes Schaf, auf eine erschreckende Begegnung, die einsamen Wanderer aufgestoßen, sondern jedes Unglück, das sich zu jeder Stunde des Tages auch ereignen konnte und mit den Wehrwölfen in keine nähere Beziehung zu bringen war, wurde der Anwesenheit jener unglücklichen Familie zugeschrieben. Wenn Abends die Weiber beim Spinnen ihres groben Hanfes zusammen saßen, oder wenn sie zur Winterszeit ihre Gänse rupften — der Haupterwerbszweig der Leute — dann wurden die schrecklichsten Dinge von den Alten erzählt. Es waren blutige, geheimnißvolle, entsetzliche Geschichten! Der Kirchhof und ein altes Kreuz am Wege waren die Schauplätze unerhörter Thaten und Erscheinungen. Dort brechen die Wehrwölfe troz Eisengitter

und Riegel verheerend ein, wühlen die Gräber auf und fressen die Leichen; hier fiel einst ein alter betrunkener Bettler, und zerschellte sich das Hirn, der nun tanzend spukt, tolle Weisen singt und die Wanderer begleitet, da er keine Ruhe finden kann, die ihm doch Niemand zu verschaffen weiß. Beim Umgraben eines Ackers wollte man ein Gerippe gefunden haben, und auf diesem in fester Umarmung den vor einem halben Jahrhundert schon gestorbenen Großvater aus dem Geschlechte der Wehrwölfe, im frischesten Aussehen, als wäre er erst vor wenigen Stunden beerdigt. Ueberall müssen die Wehrwölfe im Spiele seyn; alles hatten die Wehrwölfe verschuldet.

Die arme Familie wußte, was man ihr nachsagte, sie kannte ihre Feinde, aber sie hatte weder Mittel, ihnen offen entgegen zu treten, noch sich zu vertheidigen. Sie mußte sich auf den Bezirk ihrer Hütte beschränken, und durfte sich am Tage niemals sehen lassen, ohne sich den gröblichsten Beleidigungen auszusetzen. Wenn die heitere, lärmende Kirmeß in den reichern Dörfern der Nachbarschaft gefeiert wurde, wenn sich auch die ärmsten Einwohner ihres Dörfchens in den verblichenen Sonntagsputz warfen, um sich mit dem mühsam Ersparten eine aussergewöhnliche frohe Stunde zu machen, dann mußten sie doch daheim bleiben, und durften nicht Theil nehmen an der allgemeinen Heiterkeit. Wenn im benachbarten Flecken Markt gehalten wurde und Alles herbeiströmte — Der, um das Ergebniß seines

Fleißes zu Gelde zu machen, Jener, um sich irgend eine nützliche Unentbehrlichkeit zur Verbesserung seines Hausstandes zu verschaffen, — dann jammerte erst recht die arme Familie, denn sie konnte weder das Eine, noch das Andere, und sah sich auf ihr einsam hülfloses Elend beschränkt. Wenn die Einwohner des Dörfchens in feierlicher Procession, ihr verwittertes Kirchenfähnlein an der Spitze, laut singend durch den Wald zogen, um sich der großen Wallfahrt anzuschließen, welche nach unserer lieben Frau von Wiehdenbrück hinzog, dann durfte die arme Familie nur still für sich ihr Gebet zum Himmel schicken und jammern, daß ihr gräßliches Geschick sie ausschloß von der Gnade, die durch solche heilige Wallfahrt zu erringen sey. Wären sie irgendwo bei Fest und Gelag, im Handel und Wandel, bei Gebet und Feier unter den Mitbewohnern des Dorfes erschienen, man würde sie nicht geduldet, ja wenn nicht anders — getödtet haben, um sich von ihrer unseligen Nähe zu befreien.

Und selbst Abends, wenn ihre schwarze Wohnung so lichtleer dalag, und ringsumher aus dem sie umgebenden, nirgends angebauten sumpfigen Boden unzählige Irrlichter huschten, wagten sie doch nur scheu und furchtsam einen Gang in's Freie, wo zwar keine Gefahr, keine offene Thätlichkeit sie bedrohte, wo sie aber Allen, die sie bemerkten, einen Schrecken einflößten, der sie selbst fast zu Tode ängstigte. In diesem namenlosen Jammer führten die armen Leute dennoch ein patriar-

chalisches Leben. Mit Hungern seit frühester Jugend vertraut, fühlten sie fast das Schmerzende desselben nicht mehr; sie liebten sich unter einander, sie beteten und schliefen dabei ruhiger als Viele, deren Glück sie sich gewünscht hatten.

Eine furchtbare Seuche wüthete im Lande. Die bevölkerten Orte wurden verheert, und auch unser einsames Dörfchen überzog die Krankheit. Abermals mußten es die zauberhaften Geschöpfe der einsam gelegenen Hütte seyn, denen die allgemeine Geißel zugeschrieben wurde. Während nun die Andern so dachten, war aber das Elend unter den Wehrwölfen noch größer geworden. Der um die Hütte verbreitete Brodem, aus den Sümpfen aufsteigend und durch Unreinlichkeit vermehrt, war der Krankheit ein willkommner Heerd geworden, sich hier so eigentlich recht festzusetzen. Wenn jetzt die Leute das Hüttchen auf weitem Umkreis flohen, war wohl ein gewichtiger Grund dazu vorhanden. Der schon alternde Vater erkrankte zuerst, dann sein Weib. Wüthete schon die Krankheit unaufhaltsam, wo Pflege und Hülfe zur Hand war, wie nun erst hier, wo es an Allem gebrach, was ihrer zerstörenden Macht Einhalt zu thun vermochte. Mit hohlen Augen und lechzender Zunge lagen die von hitzigen Schmerzen Gefolterten auf dem bloßen Boden da, keine Hülfe als vom Himmel erwartend, und die jammernden Kinder knieten um die Hinsterbenden, und wußten sich weder zu rathen noch zu helfen. Aller Trost war fern; weder Arzt noch Beicht=

vater erschien, die letzte Stunde kam leise heran und brachte Befreiung. Da lagen nun die Leichen der Aeltern und ein schon herangewachsener Sohn nebst zwei kleinern Schwestern waren übrig. Unter Thränen suchten sie unter alten Lumpen die reinlichsten zusammen, um ihre todten Aeltern damit zu bekleiden. Die kleinen Mädchen halfen ihrem Bruder unbewußt bei diesem trüben Geschäft. Er selbst mußte auch daran denken, die Leichen zu bestatten. Mit einbrechendem Abend schleicht er hinaus vor die Hütte und gräbt eine Grube; dann wartet er, bis der Mond aufgegangen ist, lädt eine Leiche nach der andern sich auf die Schulter und legt sie hinein in das selbstgemachte Grab, ruft seine Schwestern, und mit den Händen schaufeln sie die Erde auf die Leichen, bis die Oeffnung gefüllt ist. Es traf sich, daß ein paar Bauern, junge Bursche, vom nahen Markt, etwas angetrunken heimkehrend, Herz genug besaßen, das trübselige Geschäft der Kinder in der Nähe anzusehen und zu fragen, was sie da thaten? Unter Schluchzen ward ihnen die Antwort: „Wir begraben unsere Aeltern." Und zufrieden mit dieser Antwort zogen die Bursche unter dem üblichen Bekreuzen heimwärts. Die Nachricht, die sich noch an demselben Abend im Dorfe verbreitete, erregte große Freudigkeit. Niemand begehrte das Nähere und Wahre an der Sache zu ergründen. Man wollte in der ersten freudigen Regung, die der Tod der Alten verursachte, mit den Glocken läuten und Dankgebete halten lassen; dann ging man darüber ernst-

lich zu Rathe, wie man die Jungen aus ihrem Eigenthum vertreiben sollte, und so trank man die ganze Nacht hindurch, bis daß der Morgen graute und man sich an Ort und Stelle begab, um mit einiger Beruhigung das frische Grab im Moorgrund hinter der Hütte in Augenschein zu nehmen. Es schien, als wenn der Tod der Alten einen großen Theil der Angst von den Einwohnern hinweggehoben habe, und daß sie glaubten, mit der jungen Wehrwolfsbrut leichter fertig zu werden.

Und in der That kam ihnen der Tod als treuer Bundesgenosse dabei zu Hülfe. Der Hauch der Krankheit schwebte noch in dem engen dumpfen Raume und legte sich an die schwächere Beschaffenheit der kleinen Mädchen. Nur wenige Tage durften sie leiden, dann waren auch sie gebrochen. Jetzt war der Sohn ganz allein geblieben. Seit Jahresfrist war die alte Schwester des Vaters, der Bruder der Mutter, Vater und Mutter selbst und seine beiden kleinen Schwestern eine Beute des Todes geworden. Das riesenhafte Unglück lastete nun allein auf ihm. Alle, die es mit ihm getragen hatten, waren dahin gegangen. Wie ist es doch schon dem Glücklichen so schwer, allein zu seyn, und nun erst dem Unglücklichen, von allen seinen Mitmenschen Verlassenen — Geflohenen! Der junge Mensch weinte und klagte nicht; ein dumpfer Schmerz erfüllte ihn ganz, und als er nun seine beiden kleinen Schwestern hinausgetragen hatte und sie, die ihm noch vor wenigen Tagen beim Graben und Schaufeln mit ihren kleinen Händchen ge-

holfen hatten, nun neben einander in dem Grabe vor ihm lagen, da wollte er sich im ersten Augenblicke zu ihnen legen, wenn eine mildthätige Hand es übernommen hätte, Erde auf sie zu werfen. So mußte er nun schon selbst den Dienst des Todtengräbers vollenden, dann kehrte er still in die ganz verödete Hütte zurück.

Drei Tage nahm er selbst von der karg zugemessenen Nahrung nichts zu sich, aber während drei Nächte ging er hinaus, um auf den Gräbern zu weinen.

2.

Es war ein harter Winter über die Erde gekommen. Nur Greise und Kranke mußten daheim bleiben, um ihres Leibes zu pflegen; nur Wohlhabende konnten es ihnen nachthun; wo aber waren die in unserem kleinen Dörfchen? Da Niemand im Sommer aufspeichern konnte, um in harten Wintertagen davon zu zehren, so galt es jetzt, rüstig Hand anzulegen, um sich einen Erwerb zu schaffen und nicht verhungern und verfrieren zu dürfen.

Der Trieb der Selbsterhaltung ist ein mächtiger in uns. Auch in dem unglücklichen Simon — so war der Arme getauft worden — erwachte er. Er raffte sich empor aus seiner Erstarrung und sah, daß seine Kleider in Lumpen zerfielen, und fühlte, daß er hungerte.

„Ich will hinaus ins Dorf," dachte er bei sich; „ich will den Mitleidigsten bitten, mir in meine Hütte zu folgen und mein Elend zu betrachten. Ich will ihm

zeigen, wie ja nun Alle todt sind, die unschuldig Verläumdeten, die Gefürchteten. Er soll sehen, welch' ein trauriges Leben wir führten; wie trotz aller Zauberkräfte, die wir besitzen sollen, wir doch so an allem Mangel litten. Ich will ihm zeigen, wie hülflos ich bin und will ihn um etwas Arbeit bitten — ja um große Arbeit — wie er sie nur meinen kräftigen Schultern aufbürden will, um meine elenden Tage zu fristen."

So verließ er die Hütte. Er zog die Thüre nicht hinter sich zu, denn hier war nichts zu stehlen. Mit scheuem Schritte naht er sich dem Dorf. Kinder, die einen Schneemann machten, liefen heulend vor ihm davon. Aus dem ersten Hause trat ein Mann, durch das Geheul der Kinder aufmerksam gemacht, und verzog finster das Gesicht, als er des Simon gewahrte. Der nahte sich mit flehender Geberde und trug in kurzen rührenden Worten sein Anliegen vor. Barsch war die Antwort des Bauern; doch war es eine Antwort. Daß er ihm Rede stand, ermuthigte ihn.

„Seht, sprach Simon zu dem Manne, „Ihr habt da einen so schönen Holzvorrath, der noch nicht geordnet ist; gewiß habt Ihr noch mehr im Walde. Ich will Euch das Holz herbeitragen auf meinem Rücken, wo es auch liegen mag durch tiefen Schnee den jähesten Abhang hinunter. Ihr sollt Euern Gaul schonen und mit ihm derweil zum Markte fahren. Dann will ich Euch Alles aufarbeiten, so sorgfältig, daß kein überflüssiger Spahn zu Boden fallen soll, und so klein, als

Ihr nur mögt. Und Ihr sollt mir nichts dafür bezahlen. Gebt mir nur täglich etwas Warmes und ein Stückchen Brod."

Da verzog der Bauer noch mehr sein Gesicht, auf dem deutlich zu lesen stand: „Wessen erfrecht Ihr Euch?" Dann schritt er schnell zur Thüre seiner Hütte, stellte sich davor, als wollte er sich vorerst den Rücken decken, hob einen Stein vom Boden und warf ihn nach dem Unglücklichen, der nur durch die schnellste Wendung dem Wurfe entging, und zerknirscht von dannen eilte.

Sein Muth war plötzlich sehr gesunken. An vielen Häusern ging er vorüber und hatte nicht das Herz, anzupochen. Da stand er endlich vor dem Hause des wohlhabendsten Einwohners, des Schulzen. Alles war hier so glatt und blank, so sicher und wohlverwahrt, die doppelten Fensterchen waren dicht geschlossen, der Schornstein rauchte, auf dem Heerde flackerte ein freundliches Feuer, ein Duft wie von frisch gebackenem Brode zog aus dem Innern in die frische Morgenluft, und übte auf den Magen des armen Simon, der lange kein wohlthätiges Frühmahl genossen, einen wundersamen Eindruck. Unwiderstehlich trieb es ihn zu der Thüre. Er hob mit bebender Hand den Klöpfel und erschrack fast, als er ihn fallen ließ. Er überdachte rasch bei sich, wie er in wenigen wirksamen Worten sein Gesuch vorbringen sollte; denn er wußte wohl, daß man sich auch hier nicht in langes Gespräch einlassen würde. Es war daher nöthig, so seinen Antrag zu stellen, daß der wohl-

habende Schulze sich einen Vortheil von ihm versprechen konnte, weniger durfte er daran denken, sein hartes Herz zu rühren.

Auf den klappernden Ton an der Thüre schob ein Mann in einer weiß und roth gestreiften Schlafmütze einen Theil des kleinen Fensters bei Seite; dies war der Schulze selbst. Kaum hatte er aber Simon erblickt, als er sogleich wieder den Kopf zurückzog und das Fenster schloß.

„Eure Tenne ist voll, Herr Schulze," schrie Simon verzweifelnd, „laßt mich dreschen, ich will Euch mehr arbeiten, als zwei von Euern Knechten, laßt mich doch nicht verhungern, Ihr grausamer Mann!"

Da hörte er von Innen eine rauhe Stimme den Hunden rufen, und seitwärts aus dem offenen Stalle sprangen zwei wüthende Thiere auf ihn zu, denen er nicht mehr entrinnen konnte. Sie fielen ihn wüthend an und verbissen sich zum Glück in seine Jacke. Ein tüchtiger Ruck befreite ihn aus ihren Rachen, und er kam davon, indem er ein Stück seines morschen Gewandes zurückließ. Es schien von Himmel beschlossen, ihn Hunger sterben zu lassen oder den Gedanken an verzweifelte Thaten in ihm zu gebären. Mit einem finstern Blick gen Himmel biß er die Zähne zusammen, und beschloß die Wanderung durchs Dorf zu vollenden.

Wenn ihn nicht Elend und Entbehrung so ausgezehrt hätten, wäre er der Schönste im Dorfe gewesen. Er war bei seiner Jugend hoch gewachsen und überaus kräftig;

seine Züge waren edel und sanft; aus seinem Blicke strahlte ein reines Feuer; seine Stimme war mild und seine Aussprache rein. Von wo stammten ihm diese Vorzüge? Wie mochte der Himmel den so ausstatten, dem er ein solches unverschuldetes Loos schon vor der Geburt bestimmt hatte? Waren vielleicht diese Vorzüge Ursache, daß die Jüngern im Dorfe, denen die Sage von den Wehrwölfen als ein albernes Mährchen erschien, ihn haßten und verfolgten? War es vielleicht Neid und Eifersucht, was sie antrieb, den Haß der Aelteren gegen ihn stets neu aufzureizen? Denn in der That, die Weiber theilten die Gefühle des Hasses nicht mit den Männern. Trotz aller Furcht und Scheu, die er ihnen einflößte, bemitleideten sie im Stillen den jungen Wehrwolf. Es laut zu äußern, wagten sie jedoch nicht.

Simon, so unglücklich er war, hatte dies doch schon bemerkt. Wenn er, als seine Aeltern noch lebten, Abends durch das Dorf ging, so waren es die Weiber, die ihm verstohlen ein Almosen oder etwas zu essen in die Hand drückten. Die Dreistesten hörten ihn auch wohl an, wenn er seine Klagen vorbrachte. Sie sahen ihn dabei gerührt an, er konnte Mitgefühl in ihrem Auge lesen. Bei seiner jetzigen trostlosen Wanderung durch das Dorf war er nicht so glücklich, eine von seinen frühern Freundinnen zu gewahren. Die strenge Jahreszeit gab ihnen andere Beschäftigung im Innern der Häuser; sie hatten vor den Thüren nichts zu schaffen. Ueberall hin schickte er seine Blicke; nirgend ein befreundetes Gesicht; er

war der einzige Wanderer auf der Straße; kein Knecht, kein Kind ließ sich sehen; es schien, als habe sich Alles aus dem Staube gemacht bei seiner Annäherung.

Dort wohnte der Mezger. Unter dem breiten Vordach im reinlichen Laden hinter dem Tische saß, das Kohlenbecken unter den Füßen, die hübsche junge Frau des Mezgers, im wärmenden, eng zugenestelten Pelze, das bauschige Sammthäubchen das zierliche rothe Gesicht umschließend. Er hatte sich ihr oft schon genähert und sie war nicht vor ihm geflohen. Die Frau fürchtete keinen Wehrwolf, wie es schien; ob die Handtirung ihres Mannes, das blutige Fleisch, die großen Hunde, von denen sie stets umgeben war, ihr eine abgehärtete Gewohnheit zu Theil werden, oder ob ein weiches Gemüth sie über alle Schrecken hinwegsehen ließ, um in dem schönen Wehrwolfe nur den unglücklichen Jüngling zu erblicken, wer weiß es? Auch diesmal schaute sie mitleidig nach ihm hin, als er in einiger Entfernung von ihrem Laden dastand und nicht näher zu treten wagte. Ein Wink von ihr löste plötzlich seine Blödigkeit. Sie wickelte schnell ein gutes Stück Fleisch in reinliches Papier und hielt es ihm hin. Indem er es nahm, fühlte er, daß sie ihm die Hand drückte.

Wer wollte beschreiben, wie dieser Druck eines schönen gefühlvollen Wesens auf den armen Simon wirkte! Er stammelte einige Worte, ohne zu wissen, was er sagte; wie fest gebannt stand er an der Klappe des Ladentisches und sah starr in die schönen schwarzen Augen der

Frau, bis diese ihm ein Zeichen gab, daß er sich entfernen möchte, weil sie den Ueberfall ihres Mannes fürchtete.

Schneller wie er gekommen war, trat er mit seiner glücklichen Beute den Rückweg an. Es war ihm, als wenn es plötzlich Licht in seiner Nacht geworden wäre. Wodurch hatte er die Theilnahme dieser Frau erregt? Was trieb sie dazu, sich über das Gerücht wegzusetzen und ihm so hold und freundlich zu seyn. Diese Gedanken beschäftigten ihn mehr, als die Stillung des nagenden Hungers, die ihm früher als das dringendste Bedürfniß erschienen war. Und er saß, in seine Hütte zurückgekommen, noch lange sinnend da, ohne daran zu denken, sich von dem Mitgebrachten ein kräftigendes Mahl zu bereiten.

3.

Es war später Abend. Durch die kalte Winterluft hallt mancherlei Getön scharf hinüber in seine Einsamkeit. Vom Kirchthurm summt die Glocke neunmal. Der Wind pfeift durch die Ritzen der baufälligen Hütte; das Röhricht klappert im Sumpfe, dazwischen tönt ein schriller Laut irgend eines verspäteten Thiers und das Bellen ferner Hunde.

Mit dem Lichte des Tages sind ihm alle schönen Träume wieder entschwunden. Er fühlt sich wieder einsam und unglücklich; er schaudert vor Kälte und der

Hunger plagt ihn auf's Neue. Das wenige Reisig, das er in einem Winkel der Hütte angezündet hatte, ist nur noch ein Aschenhäufchen und hie und da verglimmende Glut, in die er verzweifelnd stiert. So sitzt er da. Da zieht ein Blitz des Lächelns über seine verfallenen Züge; er denkt seiner Liebe.

Ja, seiner Liebe! denn dies Gefühl war es, was wie bewußtlos in ihm entstanden war, als er den Druck der Hand am Morgen verspürt hatte. Mit diesem Gefühle war aber auch eine Erhebung, ein Muth über ihn gekommen, von dem er früher keine Ahnung gehabt hatte. Liebe und Haß keimten nun auf einmal in seiner Brust mächtig empor; für Mitgefühl — Mitgefühl, für Vernichtung — Vernichtung, das wollte er.

„Wär' ich ein Wehrwolf," rief es in ihm, „ich wollte sie quälen, wie sie mich! Warum raubte mir der Himmel den Zauber, wenn er mir seine unheilbringenden Folgen dennoch aufladen wollte? Konnten meine Väter nächtlich als Wölfe umherwandeln, warum nicht ich? Ich würde dann nicht sterben und vergehen müssen, und würde doch mindestens Rache üben können an meinen Peinigern!"

Die Glut verlöschte; es kam ein seltsames Grauen über ihn im Finstern. Er hatte kein Holz mehr und fühlte das Bedürfniß mehr als je, nicht so allein zu seyn. Das Feuer, das freundliche Element, gewährt seltene Tröstung und ist dem Unglücklichen stets ein belebender Gesellschafter. Finsterniß raubt dem Beklom-

menen vollends den Athem; Feuer führt neue Lebensluft herbei; den Trauernden zerstreuen auf angenehme Weise die lebendigen Gestaltungen, die züngelnden, leckenden Flammen, das rege Farbenspiel, das Einstürzen der Asche, wodurch sich immer neues Ueberraschendes auf dem Tummelplatze der Glut entwickelt. Auch Simon mußte vor Allem Feuer haben, sollten seine finstern Gedanken seinen guten Geist nicht vollends übermannen.

Er tappte im Dunkeln nach einer kleinen Leiter, die zu einem engen Winkel unter dem Dache führte, wo das Verjährte, Abgelegte, der Kehrigt dieses jämmerlichen Hausraths seit langen Jahren aufbewahrt wurde. Ein Chaos der unscheinbarsten, schlechtesten Gegenstände, ein Erbtheil, das vom Vater auf den Sohn kam, ohne daß es diesem der Mühe werth scheinen konnte, es nur in Augenschein zu nehmen. Simon dachte hier verbrennbaren Stoff zu finden, da er kein Holz mehr hatte. Unter alten zerrissenen Kleidern, Schuhen findet er endlich ein paar Bretter und will schon die Leiter damit hinab, um das Feuer in dem Winkel zu entzünden, als er an einen größern Gegenstand stößt, den er nach dem Betasten im Dunkeln als eine mit Leder beschlagene Kiste erkennt, von deren Daseyn er früher keine Kunde gehabt hatte. Er entzündet schnell das Feuer und eilt mit einem flackernden Spahne hinauf, um seinen Fund näher zu untersuchen. Die Leuchte in eine Mauerritze gesteckt, beugt er sich über die Kiste, deren verrostetes Schloß offen ist. Erwartungsvoll hebt er den Deckel,

und zieht, von innerem Schauder ergriffen, etwas Seltsames aus der Kiste hervor. Es ist ein großes Fell irgend eines reißenden Thieres mit Schweif und Klauen und einer furchtbaren Larve daran, in deren weit geöffnetem Rachen ein gelbes Pferdsgebiß eingesetzt ist. Erstarrt blickt er auf diese Gegenstände. Es scheint ihm ein Wink des Himmels oder der Hölle zu seyn; der letzte Wunsch, den er ausgesprochen, soll in Erfüllung gehen. Er muß sich setzen; seine Knie wanken, so stark ist er ergriffen. Er erinnert sich jetzt dunkel einer entsetzlichen Geschichte, die ihm sein Großvater erzählt, der er lächelnd zuhörte als Kind, das kaum die Thatsachen begriff, während seine Mutter still in sich hinein weinte. Dieses unglückselige Geschenk, irgend eines geheimnißvollen Zaubers voll, zu nächtlichen Unthaten verführend und anreizend, hatte den Fluch über sein Geschlecht gebracht. In dieser Verkleidung hatten seine Vorfahren Gräuelthaten verübt, die sich jetzt an ihrem unschuldigen Nachkommen bis ins letzte Glied so fürchterlich rächten. Darum hatte seine arme Mutter geweint, wenn der Großvater dieser Geschichte gedachte.

Simon setzte, nachdem er wieder einige Fassung erlangt, die Untersuchung dieses verbrecherischen Erbtheils fort. Ein fürchterlicher Kampf begann in seinem Innern; es erwachen kühne Gedanken in ihm. Von Minute zu Minute erhitzt sich seine Einbildungskraft mehr und verliert sich bald in die tollsten Combinationen. Fast besinnungslos schlägt er das Fell um seine Glieder;

seine Hand fährt in die mit Krallen bewaffneten Tatzen, die fürchterliche Larve fügt sich wie von selbst an sein Gesicht und schließt.

„Soll ich denn wirklich hungern und verzweifeln?“ schreit er auf.

Er sieht nur Blut um sich; seine Zähne spüren eine unbezwingliche Lust, zu zerfleischen; er muß laufen; ins Freie hinaus; er heult. — Schwindel hat ihn ergriffen, seine ganze Natur ist verwandelt. Er hat keine Erinnerung an das Vergangene. Der fürchterlichste Zauber hat sich seiner bemächtigt.

Er stürzt aus dem Hause in die vom Sturmwind glatt gefegten Felder; er läuft wie ein Gespenst durch Moor und Sumpf. Wenn ihm jetzt die Besinnung zurückgekehrt wäre, er müßte vor sich selbst erschrocken seyn.

So lief er eine lange Strecke von seiner Wohnung allein durch die Winternacht. Niemand begegnete ihm.

4.

Nach langer Zeit — es mochten vielleicht einige Stunden gewesen seyn — sank Simon der Wehrwolf erschöpft auf einem Steinhaufen nieder. Die fieberhafte Aufregung, die ihn so plötzlich erfaßt hatte, war dahingeschwunden, und als natürliche Folge war Erschlaffung eingetreten. Da lag nun das entsetzliche Gespenst am Wege und Niemand war da, der sich vor ihm fürchten

wollte, und selbst war es so hülfsbedürftig, von Hunger und inneren Schmerzen gefoltert. Er wollte sich rächen an der Menschheit, die ihn verstoßen und mit dem Bannfluch belegt hatte, und in diesem Augenblicke hätte ihm sein ärgster Feind entgegentreten können, ohne daß er ihm ein Leides zugefügt haben würde. Statt des Hasses gegen die Andern fühlte er Mitleid und Bedauern mit sich selbst; stille Wehmuth war in sein Herz getreten und stumme Thränen in sein Auge.

Er gedachte wieder seiner Liebe. Ein seliges Gefühl glimmte auf unter der fürchterlichen Hülle, die ihn umkleidete. Das Bild der schönen mitleidigen Frau schwebte vor ihm. Er dachte sich, wie glücklich er seyn könnte, wenn die Menschen ihn auch in ihre Gemeinschaft aufgenommen hätten und er ein solches Weib sein nennen könnte. Dann trat ihm die freche übermüthige Figur des Metzgers vor Augen, der ihn oft schon gekränkt, und der es so wenig verdiente, ein schönes und gutes Weib zu besitzen. Seltsame Gedanken, wie er sie nie gedacht, kamen ihm in den Sinn, wie er so dasteht auf dem Steinhaufen nächtlich am Wege.

„Und was wär's denn weiter, wenn ich mir ein Glück erränge, mit Gewalt nähme, was sie mir rauben wollen? Wer berechtigt sie dazu? Was habe ich an ihnen verbrochen, daß sie mich ausstoßen wie ein unreines böses Thier aus ihrer Gemeinschaft? Kümmern mich ihre Gesetze? Genieße ich nicht ihre Wohlthaten, warum soll ich mich ihnen beugen? Was kümmern mich die

Gebote des Himmels? Wurde mir von ihm ein besonderes Loos geworfen, so darf ich auch mich nicht darnach richten, was den andern auferlegt ist. Nur an mir ist es, meine Lage zu verbessern. War ich bis jetzt beklagenswerth, so lag es in meiner Aengstlichkeit, welche die Geschichten und Lehren erzeugten, die ich von meiner Mutter gehört. Warum erzählte sie mir das Alles? Warum vererbte sie nicht viel mehr auf mich jene Zauberkräfte, die unsere Vorfahren die Genugthuung der Rache und den Ruf der Furchtbaren verschafften — — —?"

Dies waren ungefähr seine Gedanken. Bis hieher war er gekommen, als ein fernes Geräusch seine Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung hin beschäftigte.

Fliehende Wolken warfen bald Schatten, bald falbe Streiflichter über das Blachfeld. Der Steinhaufen mit dem Wehrwolf bildete eine einzige dunkle Masse, aus der die großen Pferdszähne wie ein glänzender Streif hervorragten. Die Erscheinung hatte etwas furchtbar Bewältigendes, wie sie so regungslos dasaß und mit gespanntester Aufmerksamkeit dem näherkommenden Geräusche entgegenhorchte. Man unterschied jetzt deutlich Wagengerassel.

Simons Herz schlug hörbar. Ein entscheidender Augenblick nahte sich ihm. Er weiß nicht, ob er ihm Stand halten oder entfliehen soll. Scheu blickt er um sich, um die Gegend zu erkennen, wo er sich befindet. Er war die vielen Stunden im Kreis herumgelaufen,

und befand sich auf wohlbekanntem Boden. Es ist nicht so dunkel, daß er nicht den Kirchthurm seines Dörfchens in einiger Entfernung erkennen sollte. Keine große Straße führte hier vorüber, das wußte er. Der Wagen mußte daher einem Einwohner seines Dorfes gehören. Wer konnte es seyn? Er stand so fern aller Berührung mit seinen Nachbarn, daß er von ihren Geschäften und Handtirungen nichts erfahren und also auch nicht wußte, wen sein Weg bei so später Nachtzeit hier vorüber führte.

Nachdem er seinen Thurm erkannt, blickt er schärfer um sich und sieht, daß er in einem alten Steinbruche sitzt, der im Munde des Volks der Hexentanz genannt wird. Eine unheimliche Stelle, von der schauerliche Sagen im Schwange sind. Das alte Kreuz am Wege deutet die Stelle an, wo man den Bettler mit zerschelltem Hirne gefunden, den — wie die Leute berichteten — die Hexen im wilden Wirbel mit fortgerissen hatten, und ihn dann, vom Schwindel ergriffen, auf die spitzigen Steine fallen ließen. Alles Plötzliche, Unvorhergesehene konnte an diesem Orte den Vorüberziehenden auf den Tod erschrecken. Ein fallender Stein, ein huschendes Thier, ein Windstoß wuchs leicht zur riesenhaften gespenstischen Erscheinung an solchem Orte. Wie viel mehr mußte diese Umgebung dem Schrecken hinzufügen, den der Wehrwolf verbreitete?

Die nächste Aussicht säumte ein dunkles Gesträuch, das jetzt blätterlos im Winter die sich nahenden Gegenstände nur halb den Augen entzog. Simon besaß ein

scharfes Gesicht, und wie er so hinblickte mit aller Anspannung seiner Sinne nach jener Gegend, aus der das Geräusch kam, da sah er den kleinen einspännigen Karren des Mezgers und dessen runde Gestalt darauf mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, der einen kleinen Hügel hinan auf holprigem Wege das Pferd unter lautem Fluchen antrieb. Es war in der That der Mezger, der nach dem Fasttage noch in der Nacht frisches Fleisch für die Herren in's Kloster brachte, um bei frühem Morgen wieder zurück zu seyn, damit er auf dem Markte des nahen Städtchens nicht fehle.

Mit Blitzesschnelle flogen zwei Gedanken durch Simons Kopf. Der Mezger ist aus, war der eine, und die Frau allein. In weniger als einer Viertelstunde konnte er bei ihr seyn, und sich die Bedeutung ihres Händedruckes erklären lassen. Der andere war, an Ort und Stelle, seinem früheren Vorsatze getreu, Rache zu nehmen an seinem ärgsten Feinde. An körperliche Stärke, an Waffen durfte er nicht denken; sein Aussehen, sein Name, die Scene, auf der er sich befand, Alles dieses machte jede Gegenwehr zu nichte und entwaffnete den Stärksten und Muthigsten. Zugleich war es der wüthende Hunger, der ihn peinigte und der ihn morgen eben so peinigen wird, und immer fort, ohne daß er ihm abhelfen könnte. Hier bot sich ihm nun eine gute Gelegenheit, sich mit Fleisch zu versehen, und war es ihm diesmal gelungen, so durfte er hoffen, die Gelegenheit wiederkehren zu sehen. So darf man denn wohl

sagen, daß der Hunger, der mächtigste Tyrann, den Sieg über die Liebe davon trug. Simon schlich nicht zur Mezgerin, sondern blieb und erwartete den Mezger.

Dieses hatte Simon so schnell überdacht, daß der Entschluß bereits gefaßt war, als der von dem Abhange herabrollende Wagen seinen Steinsitz erreicht hatte. Da erhob er sich mit klagendem Geheul, seine Klaue streckte sich aus und fiel dem scheuenden Pferde in die Zügel.

„Ich habe Hunger," heulte er dumpf, „gebt mir zwei Pfund blutiges Fleisch!"

Der entsetzte Mezger ließ die Zügel fahren und schlug bebend ein Kreuz.

„Bist du Simon, der Wehrwolf?" stammelte er, „o so laß mich ruhig meines Weges ziehen; ich will dir Alles geben, was du wünschest."

Simon packte jetzt mit beiden Händen den Karren und beschnüffelte das blutige Fleisch darin, um seine Rolle besser zu spielen. Der Mezger aber rief zitternd alle Heiligen an und warf ihm das schönste Stück von seinem Vorrath auf die Straße. Die Klosterherren verloren bei dieser Gelegenheit ihr bestes Tafelstück. Eine gerechte Strafe, denn an ihnen war es, die Leute ihres Sprengels zu ermuthigen und ihnen den Sinn für das Wunderbare zu nehmen. Es ist nicht für den Haufen da. Nur dem gebildeten Geiste stehe es frei, in diesem Bereiche ernste Forschungen anzustellen, so werden diese ungelösten Räthsel erheben, statt zu ängstigen.

5.

Während der Wehrwolf mit seiner leichten Beute eiligst nach Hause trabte, setzte der Mezger über Stein und Stock seinen Weg in's Kloster fort. Es war noch nicht die gewohnte Stunde, als er dort anlangte, so übereilt hatte er den Weg zurückgelegt. Er mußte den Pförtner wach klingeln und that dies mit so ungestümer Hast, daß dieser sich vom Lager aufraffte, in der Meinung, das Kloster stehe in Flammen. Er entsetzte sich, nachdem er geöffnet und den todtbleichen Mann vor sich stehen sah, der kaum sein „Gelobt sey Jesus Christus!" hervorzubringen vermochte.

Der Mezger trat in die Zelle des Pförtners und mußte sich einige stärkende Tropfen erbitten, um seine Hinfälligkeit zu bemeistern, während der Küchenmeister herbeigerufen wurde, um das Fleisch in Empfang zu nehmen.

Bei genauer Besichtigung der Stücke sah dieser alsbald, daß das vorzüglichste fehlte, und daß dem Mezger die Lieferung für das Kloster unter solchen Umständen genommen werden würde, da es der Bewerber genug gab, die ihm den guten Handel zu entreißen trachteten. Auf solche Drohung konnte der doppelt Geplagte nichts Anders thun, als sein Abenteuer zu gestehen. Die Sache war von solcher Wichtigkeit, daß der Prior davon in Kenntniß gesetzt werden mußte. Bei so früher Tagesstunde den dicken Herrn zu wecken, war jedoch unmög-

lich. Der Mezger mußte sich also darein fügen und seinen Markt versäumen, um das Erwachen des klösterlichen Oberhirten abzuwarten.

Der Prior saß bei einem reichlichen Frühmahle, als der Mezger zu ihm eingeführt wurde, dessen Gesicht noch alle Spuren des nächtlichen Schreckens an sich trug. Der geistliche Herr hörte die Erzählung aufmerksam an. War es Nachläßigkeit des Mezgers, der das Stück vielleicht zu Hause gelassen; war es Treulosigkeit von ihm, die ihn antrieb, aus schnöder Gewinnsucht das Stück einem Andern theurer zu verkaufen; oder war es endlich ein frecher Dieb, der in irgend einer schrecklichen Maske dem abergläubischen Manne das Stück geraubt hatte? Gleichviel — unter jeder Bedingung war die Küche und mit ihr der Magen der geistlichen Herrn bedroht. Dies erforderte Bedenken, reifliche Erwägung.

Der gute Mezger war der Meinung gewesen, das ganze Kloster würde sogleich, mit seinen heiligen Schutzwaffen versehen, mit Fähnlein, Kreuzen und Wedel, hinausziehen zur Stelle des Hexentanzes und den Ort fürder säubern von dem unheimlichen Spuk, damit er in Zukunft ruhig seine Straße ziehen könne; allein daran war nicht zu denken. Nach einer langen nachdenklichen Pause legte ihm der heilige Mund des Priors die Buße auf, zu fasten und eine gewisse Anzahl bezeichneter Gebete zu sprechen; dann aber wurde ihm zugleich eröffnet, das nächste Mal eine doppelte Ration aufzuladen, um das Gelüsten des hungrigen Wehrwolfs

nach blutigem Fleisch zu stillen, ohne den Bedarf des Klosters zu beeinträchtigen, dabei aber das beliebte saftige Tafelstück sorglichst in Acht zu nehmen, damit es nicht in die Klauen des gespenstigen Ungethüms, sondern allein in die seiner Bereitung wohl kundigen Hände des Bruder Küchenmeisters gelange, bei Androhung, die Klosterlieferung für immer zu verlieren, wenn jemals der heutige Fall sich wieder ereignen sollte. Mit diesem Bescheide wurde der Mezger barsch entlassen.

Traurig langte er in seinem Dorfe an. Der geldgierige Mann war doppelt bedroht, von dem Gespenst wie von den Klosterherren; dabei hatte er einen doppelten Verlust erlitten, das Stück Fleisch, das er dem Wehrwolf geben müssen, und der Verlust des Wochenmarktes, wo er einen guten Schnitt zu machen pflegte. Sein Aussehen und seine trübe Laune fallen seiner Frau auf; allein er ist verschlossen bei ihren Fragen und theilt ihr von seinem Begebniß nichts mit. Ein Tag nach dem andern vergeht und sein Kummer wächst gleich wie die Theilnahme seiner Frau, die noch einen geheimen Grund hat, sich um seine trübe Stimmung zu bekümmern. War es vielleicht Eifersucht, die ihn plagte? Sie fühlte sich nicht rein von aller Schuld, und darum fürchtete sie.

Der Freitag war wieder gekommen, und der Mezger sorgte für frisches Fleisch zur Stärkung nach dem Fasttage und zu guten Braten auf den Sonntag. Er ließ die Gesellen handtiren und stand zerstreut und wie abwesend dabei, den Schweiß auf der Stirn und mit rollen-

den Blicken. Da konnte sich die Frau nicht länger halten. Sie zog ihn in's Zimmer und beschwor ihn bei allen Heiligen, ihr zu sagen, was ihm fehle. Da widersteht er nicht länger und gesteht ihr Alles. Als die Frau die Ursache seines Grames vernommen, konnte sie ein heimliches Lachen nicht unterdrücken.

„Simon ist kein Wehrwolf," rief sie, „du bist ein Narr, und wurdest bestohlen von einem listigen Diebe, der sich deine Furcht zu Nutze machte und deinen Argwohn auf den armen Simon wälzte."

Dergleichen Reden führte sie mehr, aber wie konnte sie ihren Mann, dessen Angst mit jedem Augenblicke wuchs, dadurch wohl besänftigen? Seinen baldigen Tod sieht er vor Augen, und nichts wird ihn zu retten vermögen, so denkt er.

Indessen naht der Abend heran, das Fleisch wird auf den Karren geladen, um diesmal früher und wo möglich noch vor Einbruch der Nacht die gefahrvolle Stelle zu passiren. Doch der Arbeit ist so viele und die Gesellen wollen nicht fertig werden; die Nacht ist zwar noch nicht da, aber der Abend dunkelt so tief, daß man keine Hand vor Augen sehen kann, und der Mezger ist noch immer nicht abgefahren.

„So nimm doch deinen besten Knecht mit, den Jost, der steht dem Stärksten, und setze dich dann dem Ungethüm zur Wehre, so kommst du der Sache am leichtesten auf den Grund," sprach die Frau.

„Und wär' er der Stärkste, und würde ich zehn mit

mir nehmen — was vermöchten sie Alle gegen der Hölle Gewalten,“ seufzte der Mezger. „Dann möchte ich es auch nicht laut werden lassen, der Wehrwolf könnte sich noch grimmiger an mir rächen.“

„Nun gut,“ sprach nach einigem Besinnen die Frau, „so lasse nur den Jost und die andern alle daheim. Ich will dich begleiten; ich fürchte mich nicht, und zum Ueberfluß stecke ich das Reliquiensäckchen meiner seligen Großmutter zu mir. Da können mir alle Wehrwölfe und Hexen der Welt nichts anhaben.“

Der Mezger blickte scharf nach seiner Frau hin und schien ihren Antrag zu billigen. Nicht etwa daß er an die Galanterie der Wehrwölfe glaubte, er wußte selbst ja zu wenig davon, sondern der Gedanke mochte ihm einleuchten, die Gefahr zu gleicher Zeit auf seine Ehehälfte übertragen zu sehen, nach dem gemeinen Ausdrucke „mit gefangen, mit gehangen.“

Sie zog sich warm an und er stopfte seine Pfeife. Dann schickten sich beide nicht ohne starke innere Bewegung zur Abfahrt an. Als sie den Karren, mit den blutigen Fleischstücken beladen, bestiegen, dröhnte es dumpf Mitternacht vom alten Thurme des Dörfchens.

6.

Mühsam keuchte das Pferd den Abhang hinauf, ängstlich hob sich die Brust des Mezgers, und selbst die muthige Frau, die ihn auf dem kurzen Wege mit Scher-

zen die Sache aus dem Sinne zu reden trachtete, fängt jetzt an, bange und fragend nach ihm hinzublicken.

„Hörst du es heulen?“ wisperte der Mann, und hielt das Pferd mit einem kräftigen Rucke an, so daß der Wagen eine Strecke zurückrollte.

„Es ist nichts,“ erwiederte die Frau mit einem Tone, der ihre Ruhe ausdrücken sollte, allein das Gegentheil verrieth — „es ist nichts, es kommt nur aus dem Walde dort — der Wind hat sich in der Schlucht verfangen.“

Das Pferd wurde darauf wieder auf's Neue angetrieben.

„Die arme Lise,“ brummte der Mezger dazwischen — „es hat sich ihr was in den Weg gelegt — sie kann nicht weiter. Gott sey unserer Seele gnädig! Wenn wir nur schon beim Hexentanz — Gott sey bei uns! — vorüber wären.“

„Peitsch' nur recht die Lise, und mach', daß wir vorüber kommen,“ bat die Frau.

Jetzt waren sie oben. Rechts am Wege lagen die unförmlichen Massen des verrufenen Hexentanzes. Der Mezger hielt an, und Beide blickten scharf hin. Die graue Nacht erlaubte nicht, die Gegenstände deutlich wahrzunehmen. Etwas Dunkles schien freilich auf einem der Steinhaufen regungslos dazusitzen.

„Das ist der Wehrwolf,“ flüsterte der Mezger seiner Frau zu. „Siehst du's, das Ungethüm?“

„Ach ja wohl, versetzte zaghaft die Frau.

Ein langgedehntes Heulen schlug an ihr Ohr. Sie zitterten Beide vor Frost.

„In Gottes und der Heiligen Namen zugefahren!“ flehte die Frau, und mit dem Rufe: „Heiliger Johann von Trost, bitt für uns!“ wollte der Mezger vorüber.

Aber die entsetzliche Gestalt des Wehrwolfs erhob sich jetzt mit der Schnelligkeit eines Tigers von den Steinen und stand mitten im Wege, den Wagen des Mezgers erwartend. Mit starker Tatze packte er das scheuende Pferd und donnerte: „Halt! oder du bist des Todes!“

Was war da zu machen, — als dem Befehle Folge zu leisten?

„Wer sitzt bei dir im Wagen?“ fragte das Gespenst. „Warum kommst du nicht allein?“

Der Mezger wußte zu seiner Entschuldigung nichts Anders vorzubringen, als daß die Frau bei einem der Klosterherren beichten wolle, und ihn deshalb gebeten habe, ihn begleiten zu dürfen. Zugleich machte er sich über die Fleischstücke her, um dem Wehrwolf seine gut gemessene Ration zu überreichen.

„Ich will dein Fleisch nicht haben,“ rief Simon der Wehrwolf, und eine fremdartige Bewegung wurde in seinem Tone bemerkbar. „Behalte dein Fleisch, aber gib mir dein Weib, sonst mußt du sterben.“

Die Frau, die anfänglich von innerer Angst gerüttelt und geschüttelt worden war, saß jetzt bei diesem sonderbaren Begehren des Wehrwolfs starr und unbeweglich da, und blickte mit ihren schönen Augen so scharf nach ihm hin, als wollte sie mit ihren Blicken die furchtbare Maske durchschauen, als wollte sie in den Augen lesen,

die wie Sterne aus den tiefen Höhlen des ungethümlichen Kopfes hervorglänzten. Der Mezger stieß sie an und flüsterte ihr zu:

„Hörst du denn, was er begehrt? Dich will er ja haben.“

Aber sie antwortete nicht mehr und blieb starr und stumm an seiner Seite sitzen. Das arme Weib ist verzaubert, dachte der Mezger bei sich, die ist schon in den Krallen des Satans und für mich doch verloren.

„Wird's bald, oder ich erwürge dich!“ schrie der Wehrwolf, und sein langes Heulen begann wieder gar fürchterlich zu ertönen.

Was sollte der Mezger nun thun? Er packte seine noch immer starr und bewegungslos an seiner Seite sitzende Frau, um sie, gleich wie ein Stück Fleisch, dem Wehrwolf zuzuwerfen; allein dieser streckt die Arme aus, um darin das schöne Weib zu empfangen, die lautlos ohne Klage Alles mit sich geschehen läßt.

Dies überrascht den Mezger so, daß er voll Entsetzen ganz betäubt rücklings in den Karren zurückfällt. Der Wolfsschweif fährt ihm über das Gesicht, und fegt ihm Sand in die Augen, und der arme Mann liegt lange und geblendet in halber Ohnmacht da. —

Wie lange dieser Zustand gedauert hat, ist nicht zu bestimmen. Wie er aber wieder zu sich selbst kommt, ist es noch Nacht um ihn, und er findet sich in seinem langsam dahin rollenden Wagen auf dem gewohnten Wege zum Kloster, den sein kluges Thier auch ohne ihn eingeschlagen hatte.

Nachdem er vollkommen zur Besinnung gekommen, hält er das Pferd an und horcht lang und scharf. Allein still ist die Nacht rings umher, und weder das Geschrei seiner Frau, noch das Heulen des Wolfs dringt in sein Ohr.

Verstörter als je erscheint er im Kloster. Man war daran gewöhnt, den Mann nun schon seit mehren Wochen so zu sehen, und schob diesen Zustand auf häuslichen Kummer, wie ihn ein alternder Mann, der ein junges Weib freit, wohl zu Zeiten erfahren kann. Man fragte ihn deshalb um nichts, und da ihn seine Ungeduld mächtig trieb, so war er bald wieder auf dem Wege nach seinem Dörfchen.

Der Morgen hatte lange schon zu grauen begonnen, als der Mezger vor seinem Hause hielt. Er ließ das Pferd nicht ausspannen, und gab seinem ersten Knechte den Befehl, auf den Markt zu fahren, weil er sich erkältet habe und zu Haus bleiben wollte. Die Unruhe, das Schicksal seiner Frau zu erfahren, ließ ihm keine Ruhe; er fragte nicht nach ihr, denn er wußte ja doch, daß ihm Niemand Auskunft geben könnte. Er wollte ruhig abwarten, bis der Wehrwolf sie ihm zurückschicken würde. Wenn dies aber nie erfolgte? Wie sollte er die Anzeige den Gerichten machen? Würden diese seiner Aussage Glauben schenken? Würden sie nicht vielmehr ihn eines Verbrechens schuldig halten, als habe er aus Eifersucht oder im Jähzorne sein armes Weib ermordet? Und welche Rache durfte der Wehrwolf an ihm

nehmen, wenn er von seinem nächtlichen Abenteuer mit ihm den Gerichten Mittheilung machte? — Diese Gedanken folterten ihn schon während des Rückwegs und hatten den höchsten Grad von Seelenschmerz in ihm erregt, als er seine Schwelle betrat. Er steckte zwischen zwei Feuern, und war ein verlorener Mann, das sah er wohl ein.

Schon streckte er die Hand nach der Klinke aus, als es ihm plötzlich durch den Kopf fuhr, den Wehrwolf in seiner Hütte aufzusuchen und ihn um Gnade anzuflehen. Er wollte seinen Wohlstand mit ihm theilen, damit er in die Welt ziehen könne, um sich einen andern Wohnsitz zu suchen, und dort ein glücklicheres Leben zu beginnen, wo man sein finsteres Treiben noch nicht kannte. Schon hatte er die Hausthür erreicht, da besann er sich wieder und verschob den Besuch bis zum Abend, um den Leuten keine Veranlassung zu geben, irgend einen Argwohn daraus zu schöpfen. Er ermannte sich daher und schritt schnell mit dem Stoßseufzer: „Wie Gott will!" wieder auf seine Stube zu. Er riß die Thüre auf und trat ein. Hier aber ward er plötzlich zu Stein, denn vor sich, mit dem weißen Häubchen auf dem Kopfe, als hätte sie die ganze Nacht sanft und ruhig geschlafen, sah er seine Frau im Bette liegen.

Er war nicht im Stande, die gehörige Fassung zu gewinnen, den Morgengruß, den sie ihm mit etwas angegriffener Stimme, sonst aber freundlich bot, zu erwie-

dern. Still näherte er sich dem Lager und besah sich die Frau, so weit dies möglich war, mit ängstlicher Besorgniß. Sie streckte ihm erst die eine, dann die andere Hand entgegen. Weder diese noch der schöne entblößte Arm, weder das Gesicht noch der Hals und Busen zeigte nirgend ein Fehl, eine Verwundung; sie war weder gebissen, noch gekratzt; des Wolfes Tatzen mußten sich in Sammetpfötchen verwandelt, sein furchtbares Gebiß sich mit weichen Lippen umzogen haben. Nur etwas bleicher als sonst war die gute Frau. Was mußte der Wehrwolf mit ihr vorgenommen haben?

Nachdem das erste Staunen des Mannes vorüber war, wagte sich eine Frage über seine Lippen, dann die zweite, hierauf die dritte. Die Frau wußte auf keine eine Auskunft zu geben. Besinnungslos hatte sie der Wehrwolf fortgeschleppt und sie vermag nicht zu sagen, wie sie nach Hause gekommen ist. So viel indeß versichert sie, daß sie außer der Ermattung kein Uebel verspüre.

Dieser Zustand der Dinge, weit entfernt, den Mezger zu beruhigen, nahm vielmehr seine ganze Seele in Anspruch. Die Sache war zu räthselhaft, als daß ihm der glückliche Ausgang des Abenteuers besondere Freude hätte machen sollen. Die Frau versuchte seine Grillen — wie sie es nannte — zu zerstreuen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Der Mann ging nachdenklich in seinem Garten spazieren und wälzte Plane und Vorsätze in seinem Kopfe umher. Sich von den lästigen, wenn gleich — wie er jetzt wohl einsah — nicht ge-

fährlichen Anfällen des Wehrwolfs für immer zu befreien, ohne sein Leben und Gut der Zaubermacht desselben Preis zu geben, dies mit Glück zu lösen, war die Aufgabe. Niemand konnte ihm besseren Rath hierin ertheilen, als ein Mann, der mit dem Göttlichen verkehrte, der dem Himmel näher stand, als er, ein Geistlicher. Im Kloster wagte er es nicht, anzufragen. Aufrichtig gesagt, erschienen ihm die Herren nicht heilig genug. Seine Gedanken richteten sich daher auf den alten Pfarrer eines benachbarten Dorfes, der, wie er wußte, sich viel mit tiefen Forschungen abgegeben, Heilkunde trieb, und darin fast Wunderartiges bewirkt, wie auch die geheimsten Kräfte der Natur kannte, und wie sich aus diesem von selbst versteht, nicht zu den sogenannten Aufgeklärten gehörte. Dieser Mann schien ihm geeignet, ihn aus seiner Bedrängniß zu ziehen. War dieser es nicht im Stande, so mußte er harren, dulden und untergehen; dies stand fest bei ihm. Noch denselben Nachmittag machte er sich auf den Weg, um den alten Pfarrer aufzusuchen.

Mit ruhiger, etwas sarkastischer Miene hörte der gelehrte Mann der Erzählung zu; er hatte die Art und Weise aller gescheidten Leute, den Erzähler ausreden zu lassen, der es nicht an Erörterungen und Aufklärungen der räthselhaften Thatsachen fehlen ließ, und es nicht verhehlte, daß er es zwar nicht wagte, sich an Simon zu rächen, wohl aber, daß er im Sinne habe, ihm einen derben Possen zu spielen.

Der gelehrte Pfarrer war nicht gleich mit seinem Rathe zur Hand. Er bat seinen Gast, bei ihm zu verweilen und setzte ihm Wein und Brod vor, während er sich anschickte, in einigen alten Folianten zu blättern, um, wie er sagte, etwas Angefangenes zu Ende zu bringen. Der Mezger war der Meinung, er befrage geheimnißvolle Bücher über sein Anliegen, und dies erfüllte ihn mit Ehrfurcht; in der That aber schützte der Pfarrer wohl nur das Geschäft vor, um im Stillen und ungestört von dem Dareinreden des Mezgers über den Fall nachzudenken.

Nach einer guten Weile erhebt sich endlich der Pfarrer aus seinem Stuhle und legt langsam Brille und Foliant bei Seite.

„Ich habe nunmehr meine Arbeit vollendet und will Euch einen Rath ertheilen," fing er an. „Die Natur der Wehrwölfe ist eigener Art. Tödten darf man sie nicht. Es ist mit ihnen wie mit den Vampyren. Sie beleben sich zu gewissen Zeiten, und wandeln dann nur als ärgere Plage der Menschen umher. Verwundet man sie hingegen, verstümmelt man sie an irgend einem empfindlichen Theile ihres Körpers, so sind sie gezwungen, den Ort zu verlassen, wo ihr Blut geflossen, dürfen nie mehr dahin zurückkehren und müssen sich einen andern Wohnsitz suchen. Ist Euer Nachbar Simon wirklich ein Wehrwolf, oder treibt er mit Eurer Furcht nur einen abscheulichen Frevel, um seine schändlichen Zwecke zu verfolgen — was bis jetzt noch nicht klar zu ermitteln

ist — so werdet Ihr auf jeden Fall Euern Zweck erreichen, wenn Ihr nach meiner Vorschrift handelt. Der Wehrwolf Simon muß Eure Nähe meiden und Euch fortan in Ruhe lassen, der Betrüger Simon wird durch seine Verstümmlung Eure Anklage wieder ihn selbst unterstützen und dem Rechte verfallen. Handelt daher muthig und besonnen. Wenn er Euch wieder auf Eurer nächtlichen Fahrt entgegentritt, so verseht Euch mit einer scharfen Waffe und sucht ihm das Gesicht zu zeichnen, oder haut ihm die Tatze ab. Führt den Hieb aber gut; Blut muß fließen, sonst seyd Ihr verloren."

Mit diesem Bescheide sehen wir den Mezger ziemlich zufrieden von dannen ziehen.

7.

Wenn die Familie des Wehrwolfs durch frühere Frevel, Verbrechen, Zauberkünste oder Täuschungen ihrer Voraltern in das namenloseste Elend gestürzt worden war; wenn der zuletzt übrig gebliebene Sproß, dieser Unglückliche, ein unverschuldetes hartes Loos zu tragen hatte, aus dem er sich, vom Zufall begünstigt, durch gewalthätige Handlungen nunmehr zu befreien strebte; so war es hingegen der Mezger im Dorfe, der, von unbescholtenen Aeltern stammend, des besten Leumunds genießend, Thaten verübt hatte, die — wären sie an das Licht der Sonne gekommen — ihn dem Amte der Gerechtigkeit sicher überantwortet haben würden. Es war

nicht nur das Blut des Schlachtviehes, das er vergossen hatte. In seiner Jugend in böse Händel verstrickt, auf der Wanderschaft im fernen Ungarn bei den Lieferungen für fremde Heere hatte er ein zügelloses Leben verbracht und die Tage eines Nebenmenschen schwebten auf der Spitze seines breiten Schlachtmessers und wogen nicht schwer auf seinem Gewissen. Durch List und den Wohlstand, den er seinen armen Schwiegerältern gegenüber in die Schaale zu legen vermochte, war es dem bejahrten unschönen Manne gelungen, das schönste Mädchen aus dem Nachbardorfe heimzuführen, deren Liebe ihm nie zu Theil geworden war. Es war eine Ehe zum Verzweifeln; ein Bündniß, das keines war, als vor den Augen der Welt. Die arme Frau führte ein recht jämmerliches Leben, und hätte ihre Schönheit den alten Gatten nicht oft bezwungen, hätte ihre Klugheit ihn nicht oft durch Nachgeben zur rechten Zeit oder durch feine Erfindungen überlistet und seine Schroffheit erweicht, so wäre ihres Bleibens im ehelichen Hausstande wahrlich nicht gewesen.

Dieser Zustand ließ nicht ab, den Mann zu peinigen, und als sich nun mit den Jahren die körperlichen Strafen für frühere Ausschweifungen gar grimmig zu melden begannen, so fing er auch an, mitunter Gedanken über die späteren Strafen zu hegen, die auf dieses Leben folgen könnten. Er hatte keinen guten Schlaf mehr; die angestrengteste Arbeit konnte seine Eßlust nicht rege erhalten. Mürrisch und in sich gekehrt, wie er stets ge-

wesen, war er jetzt oft von einer Laune besessen, die ihn geradezu unausstehlich machte. Ein Ereigniß, wie das mit dem Wehrwolf, mußte daher auf sein zerrüttetes Gemüth einen Einfluß üben, dem die ganze Maschine keinen Widerstand zu leisten im Stande war. Die Hölle ragte nun sichtbar in sein Leben hinein, und die finstere Macht schien ihm eine Perspective von dem zu eröffnen, was ihn erwartete. Er zehrte zusehends ab, und die tollsten Hirngespenste fingen an, jeden vernünftigen Gedanken zu durchkreuzen, den er noch in guten Stunden zu erhaschen die Fähigkeit besaß.

Der Rath, den ihm der Geistliche gegeben, erleichterte seine bedrängte Brust und zeigte ihm einen Hoffnungsschimmer.

In der Nacht zum nächsten Freitag, nachdem er seinen Karren mit blutigen Fleischstücken beladen, tritt er vor seine Frau und reicht ihr die Hand zum Abschied. Obgleich es schon spät war, so saß sie dennoch angekleidet da, wie es schien mit Rechnungen beschäftigt.

„Du willst allein fahren?“ fragt sie, mit überwachtem Gesichte ihn anstarrend.

„Ich möchte dich nicht noch einmal einer Gefahr aussetzen,“ gibt er ihr zur Antwort. „Diesmal fürchte ich mich nicht. Ein frommer Mann hat mir ein unschuldiges Mittel gesagt, den Angriff des Wehrwolfs unschädlich zu machen. Heute wird's freilich noch ein Stück Fleisch kosten,“ setzte er dann mit boshafter Betonung hinzu, „dann aber wird's damit zu Ende seyn, wie ich

mit Sicherheit vorhersagen kann. Du lege dich aber zu Bette und schlage dir den Wehrwolf aus dem Sinn. Unsere Knechte dürfen von der ganzen Geschichte ohnehin nichts wissen."

Damit verließ er die Frau schnell, ohne weitern Gruß und ging eben so schnell hinaus in die Fleischbank, wo ein blankgeschliffenes Beil an der Wand lehnte, das er mit sich nahm.

Die Frau war mit der Auskunft, die sie erhalten, nicht zufrieden. Es lag ein geheimer Sinn darin, das fühlte sie wohl; die Sicherheit, mit der ihr Mann sich äußerte, erschreckte sie; die Bosheit, die aus seinen Blicken und Reden blitzte, konnte ihr auch nicht verborgen geblieben seyn. Sie sah Gefahr; sie wußte sich nicht zu rathen; sie fühlte, daß auch sie etwas Schlimmes treffen könne; sie betete inbrünstig, aber unbestimmt. Für wen sie betete, wußte sie fast selbst kaum. —

Der Mezger näherte sich bereits dem Hexentanz und trieb sein Pferd den schon bekannten Abhang hinan. Die Nacht war sehr finster. Die Wolken schienen fast die Erde zu berühren, und Wald und Gebüsche standen wie schwarze Mauern da; kein Laut, kein Wind regte sich; es war Alles so beengend und drückend.

Im Steinbruche harrte Simon der Wehrwolf mit klopfendem Herzen. Sein Feind hatte ihm schon einmal das Köstlichste überlassen und ihn zum Glücklichsten gemacht. Seit jenem Augenblicke war alles Elend für ihn verschwunden; er hatte sich die Woche mehrmals

in das Dorf gewagt, auf die Gefahr hin verspottet und mißhandelt zu werden, er war vor das Haus des Mezgers gegangen, hatte sich vor den Laden gestellt, die schöne Frau darin angeblickt und ihre Blicke dafür eingetauscht. Ein so zarter Handel, wie wohl noch nie an diesem Orte einer geschlossen worden war. Wenn er Abends einsam in seiner Hütte saß und seine frühere Lage mit seiner jetzigen verglich, wie fühlte er sich da so glücklich. Hunger und Noth waren für ihn verschwunden, sobald er ihrer gedachte.

Ob sie der Mezger wieder zur nächtlichen Fahrt mitgebracht haben wird? dies regte ihn stärker als gewöhnlich auf.

Da rollte der Karren den Abhang hinab, und in fieberhafter Bewegung rafft er sich von den Steinen empor, um seine Rolle noch einmal zu spielen. Noch einmal — noch unentwirrt liegt in ihm der Vorsatz, was er nach diesem einen Mal beginnen soll. Es drängt ihn zur Flucht; er hofft seine Beute zu entführen.

Dumpf heulend wie sonst springt er auf das Pferd zu, allein der Ton bricht, die Stimme zittert; der alte Schrecken, den er sonst verbreitet, ist nicht mehr in seinem Gefolge; der Mezger reißt das Pferd zurück, als wollt' er es von selbst aufhalten, ohne Zwang, und als sey er darauf gerichtet, den Wehrwolf zu empfangen. Betroffen steht dieser da, als er seinen Feind allein sieht.

„Alle guten Geister!" ruft der Mezger in hergebrach-

ter Art, „laß' mich ziehen, Simon, du sollst haben, was du begehrst. Her mit der Pfote, heut kriegst du ein doppelt Stück!“

Obgleich es dem Wehrwolf diesmal um das beste Stück des ganzen Karrens nicht zu thun war, so mußte er doch seiner Rolle getreu das Fleisch in Empfang nehmen. Aber wie er nun die Tatze in den Wagen streckt, haut der Mezger mit dem bereit gehaltenen Beil sie ihm mit geübtem Schwunge ab. Simon brüllt vor Schmerz und verschwindet in der Finsterniß, während der Mezger, nun auch einer Beute theilhaftig, seinen Weg zum Kloster fortsetzt. — —

Die Ungeduld ließ ihn sein Geschäft im Kloster beschleunigen. Er rechnete nicht ab, ließ sein Geld bis zum nächsten Male stehen, und eilte in trüber Hastigkeit, nachdem er das Fleisch übergeben, seinem Heimathdorfe zu.

Noch graute kaum der Tag, als er die Schwelle seiner Kammer überschritt. Da lag sein Weib, die erst spät eingeschlummert war, noch im tiefen Schlafe. Er trat zu ihrem Bette, und indem er sie lustig und grinzend anredete, legte er eine sorgsam zusammengewickelte Serviette auf ihre Decke. Sie schreckte plötzlich in die Höhe.

„Sieh da, was ich Dir mitbringe!“ spricht er, „das senden Dir die frommen Herren im Kloster.“

Nichts Böses ahnend, schlägt sie das Tuch auseinander und erblickt eine frisch blutende Menschenhand, die

in ein Stück Wolfsfell gewickelt ist. Was geschehen, wird ihr nun alsbald klar. Schreiend und weinend springt sie aus dem Bette und wirft sich in die Kleider. Während ihr Mann aber, seine wilde Freude nicht bemeisternd, ihr Thun außer Acht läßt, eilt sie zur Thüre hinaus.

„Dem frommen Pfarrer sey Dank für seine Weisheit!" ruft der Mezger triumphirend, „den Wehrwolf hab ich gezeichnet, sein Blut ist geflossen, und weder ich noch ein Anderer hier im Dorfe hat ihn jemals wieder zu fürchten!"

Aber die Frau lief ängstlich fort im fröstelnden Morgennebel.

8.

In der Hütte des armen Simon war es dunkel und stille. In einem Winkel auf seinem ärmlichen Lager ruhte er halb ohnmächtig von dem starken Blutverluste. Unter dem Lager versteckt liegt die Haut des Wehrwolfs, die ihm zu der verhängnißvollen Verkleidung gedient, durch die er der schönsten Dörferin Liebe errungen, und durch die er nun so harte Schmerzen empfand. Seine Augen roth geweint, vergoßen noch immer reichliche Thränen; Schmerzen der Seele gesellten sich zu den Schmerzen des Körpers, um seine Folter endlos zu machen.

„Wie kurz war mein Traum von Glück! wie selig

hätte mich seine Fortdauer gemacht! Ausgestoßen von der Welt, verabscheut von den Menschen, konnte mich ja das nicht erfreuen, was sie Glück benennen. Meines mußte anderer Art seyn. Und ich fühlte es in meiner Bedrängniß, daß ich es gefunden. Was aber soll ich nun beginnen? Der boshafte Mann, wird er nicht meine abgehauene Hand wie ein Siegeszeichen überall umhertragen? wird er nicht sprechen: seht da den Beweis, daß Simon der Wehrwolf ist! jetzt ist es nicht zu bezweifeln, daß er die schändliche Teufelsmacht von seinen Aeltern, den alten Wehrwölfen, geerbt hat. Ich aber hab' ihn gezeichnet; er wird Keinem mehr schaden! — Und bin ich denn nicht wirklich ein Wehrwolf? Verleiht die Hölle die Macht, sein eigen Haut und Bein umzugestalten, oder borgt sie uns nur zur Vermummung das Gewand, mit dem uns der Wille und die Macht, unseren Nebenmenschen Böses zuzufügen, zugetheilt wird? Wurde ich denn nicht zum Wehrwolf, zu einem heulenden, nächtigen, blutdürstigen Ungethüm, als ich an jenem verhängnißvollen Abend das fürchterliche Gewand gefunden, in dem meine Väter gewiß schon sehr viele Gräuel verübt hatten? Von dem Augenblick, als ich es anlegte, war ich der Hölle verfallen. Ja, das fürchterliche Erbtheil ist auf mich übergegangen. Ich bin ein Scheusal, ein Nachtgespenst, das gute Menschen fliehen müssen, und Alles, was ich in meiner Unschuld erdulden müssen, war die Vorstrafe meiner nun folgenden entsetzlichen Thaten!"

Seine Gedanken waren durch dieses innere Selbstgespräch so erschöpft, daß sie sich für einen Augenblick verwirrten und ihr irrer Lauf bald den Phantasien des Wundfiebers Platz machen mußte, welches den Unglücklichen, der ohne alle Pflege seiner bedeutenden Verwundung dalag, nun plötzlich ergriff. Dazwischen leuchtete ihm wie ein heller Streif durch ein kreiselndes schwarzes Wolkenmeer die Gewißheit: der Stumpf deines Armes wird sich ergänzen, deine Hand wird dir wieder wachsen; schön mit ihren fünf Fingern, und du wirst Rache nehmen können an dem, der dir die Schmerzen verursacht hat; du wirst nicht fliehen müssen deine Heimath, wo du so viel schon erduldet und wo dir noch glückliche Tage erblühen werden. Dann wieder schrillte es mit Tönen wie gellende Pfeifen in sein Ohr, heiseres wildes Lachen tönte dazwischen und er verstand die Worte: dies aber ist der Lohn der Hölle, deren Dienst du dich fortan weihen mußt, und die ihr Wohlgefallen an dir hat.

Halb betäubt lag er da; da öffnet sich leise die angelegte Thür, und herein stürzt mit scheuem Blicke die weinende Frau des Mezgers. Das Elend, das sie vor sich sieht, erschüttert sie noch tiefer. In diesem feuchten dumpfen Raume liegt der, den sie liebt, auf Stroh bleich und entstellt. Sein gebrochenes Auge ist auf sie gerichtet, die eintritt, aber es scheint sie nicht zu erkennen. Alle Scheu der Zurückhaltung ist von ihr gewichen; sie fürchtet keine Zaubermacht, keinen Zorn des

beleidigten Gatten; ein wahrhaft liebendes Weib schwingt sich über die beengenden Schranken hinweg; ihre Liebe kennt kein Hemmniß, und sie fühlte es, daß dieser Mann trotz seines Elends, seiner Armuth ihrer Aufopferung würdig sey. Sie warf sich zu ihm auf die Erde nieder, umschlingt ihn, ruft ihn mit den süßesten Namen in's Leben zurück, verwünscht ihren Mann, der die grausame That verübt, ergreift den blutigen Stumpfen und bedeckt ihn mit ihren Zähren und Küssen.

Dieser Balsam würde jede Wunde des unglücklichen Simon schnell geheilt haben, wäre er im Stande gewesen, zu empfinden. Allein die Ohnmacht hielt seine Sinne noch stets umfangen und er träumte nur etwas ruhiger, und statt der schrillen Töne der Hölle begannen nunmehr Harfen der Engel um ihn zu säuseln.

Da hört man starke Schritte sich der Hütte nahen. Die am Lager kniende Frau horcht auf. Wer kann der Hütte Simons des Wehrwolfs sich nahen? denkt sie bei sich. Sie springt eiligst auf und guckt durch die Ritzen der Thüre.

„Mein Mann!" ruft sie entsetzt, und ein schneller Blick, den sie in die Runde wirft, zeigt ihr nur einen einzigen Ort, wo sie sich vor ihm verbergen könne. Es ist kein Entrinnen möglich. Sie flieht von der Thüre und verbirgt sich.

Der Metzger, vermeinend, die Thüre sey geschlossen, klopft mächtig mit seinem Knüppel daran, doch schon beim ersten Schlage springt sie auf, und er steht vor

dem Lager seines Feindes. Unter dem Arme hält er etwas, in eine Serviette gewickelt, die sorglich zugeknüpft ist. Das Aussehen des Verwundeten erfüllt ihn mit hämischer Freude, die sich in seinen Blicken malt, die er lange, gleichsam forschend und wühlend, auf ihm ruhen läßt, als wolle er die Macht und Größe der von ihm zugefügten Schmerzen und Qualen ermessen und ihnen bis zu ihrem Quell nachspüren.

„He, Simon, wacht auf!“ ruft er endlich mit starker Stimme, „was faullenzt Ihr da, wenn ich zu Euch komme, um Euch Geld verdienen zu lassen? Keine Antwort! So schlaft Ihr denn? Ihr werdet doch wohl nicht gar gestorben seyn? Gebt mir Antwort! Steht auf, Siebenschläfer.“

Und als noch immer keine Antwort erfolgte, stieß er mit dem Fuß an das Lager, und als Simon sich immer noch nicht regte, sann der Mezger auf ein Mittel, ihn zu sich zu bringen, und da gewahrte er Wasser in einem Eimer, und schnell die zugeknüpfte Serviette auf die Decke werfend, schöpfte er mit beiden Händen von dem Wasser und schüttete es zu wiederholten Malen dem Ohnmächtigen in das Gesicht. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Simon erschrack heftig, eine convulsivische Bewegung durchzitterte seinen ganzen Körper, die Spannkraft der Muskeln belebte sich wieder, und wie aus seinem Traume plötzlich erwachend, setzte er sich jäh im Bette auf.

„Ei, da seyd Ihr ja wieder wach und munter!“ warf

der Mezger wie scherzend hin. „Ihr schlieft so sanft, als ich eintrat, daß Ihr nichts saht und hörtet. Ich komme als Freund zu Euch, um Euch einen annehmbaren Vorschlag zu thun. Ihr wißt, daß ich zu Euren Feinden niemals gehört habe, und daß wir in der letzten Zeit sogar ziemlich vertraut geworden sind und unsere Geheimnisse für uns haben."

Sey es, daß diese Worte Simon wieder zur vollen Besinnung brachten, seine Lage mit einem Mal zu überschauen, oder daß eine Schwäche ihn wieder anwandelte — genug, er sank auf sein Lager zurück und zog mit seiner gesunden Hand die Decke bis zum Halse empor.

„Es fehlt an Arbeitern bei jetziger Zeit, die Sonne eilt dem Frühling voran; wir müssen die schönen Tage benützen. Ein jeder, der Grund und Boden hat, ist draußen, und müht sich in seinem Eigenthum ab. Ich und meine Knechte haben mit dem Vieh und Schlachten vollauf zu thun; Tagelöhner aber sind selten bei uns. Seht nun, Simon, ich setz' mich über alles wunderliche Gerede hinweg — Kommt! Ihr sollt auf meinem Acker arbeiten. Ihr seyd kräftig, und habt ja Eure gesunden Arme. Mehr braucht's nicht."

Simon knirschte mit den Zähnen, als er den Mezger so sprechen hörte, und sein Auge suchte nach einer Waffe. Hätte er in diesem Augenblick seine gesunden Arme gehabt, wer weiß, ob der Feind die Hütte wieder verlassen hätte. Nach einer Pause, in der er sich gefaßt, sprach er leise: „Ich bin krank, und will und kann Euern Antrag nicht annehmen."

„Ihr seyd krank? und gestern sah man Euch noch ausgehen, und diese Nacht — — Ach, was da! her mit der Hand! ich will Euch den Puls fühlen!“

„Was wollt Ihr mit Euern Scherzen,“ sprach Simon, „Ihr seyd ja kein Arzt. Laßt mich in Ruhe und zieht Eures Weges.“

„Was wißt Ihr von meinen Kenntnissen und Fähigkeiten? Ich bin ein erfahrener Mann! Ich diente im Felde, und da erlernt man Manches. Drum seyd doch nicht so eigensinnig. Laßt mich immerhin Euern Puls fühlen, und seyd gewiß, ich werde Euch helfen.“

Der Kranke in seiner Hülflosigkeit wußte nichts Anderes, um den Ueberlästigen los zu werden, als ihm die Hand hinzuhalten, die er mühsam unter der Decke hervorstreckte.

„Ei, was ist denn das?“ schrie jener, „Ihr gebt mir ja die Linke! Wißt Ihr denn nicht, daß man den Puls an der Rechten fühlen muß? Nun, wird's bald? Ihr thut ja, als wenn Ihr einhändig wäret! Habt Ihr Eure Hand etwa verloren? Soll ich sie Euch etwa geben?“

Als der Kranke die Augen schloß und keine Antwort gab, beugte sich der Mezger zu ihm nieder, und die Hand mit wildem Grimme packend, schrie er unter plumpen Verhöhnungen: „Also immer nur diese eine Hand? Soll ich sie Euch denn abhauen, Herr Wolf? Zaudert nicht länger, zeigt mir Eure Rechte, ich will Eure rechte Hand sehen!“

Da tönte es dumpf und gezogen: „Hier!“

Die Stimme schien keinem Sterblichen anzugehören, und ein weißer Arm und eine gesunde Hand daran streckte sich dem entsetzten Mezger entgegen. —

Vernichtet sinkt er auf die Knie, sich kreuzigend und betend, dann stammelt er verworrene Worte, rafft sich auf und läuft davon.

Das, was er in der Serviette mitgebracht hatte, blieb auf dem Lager des Verwundeten liegen.

9.

Ohne seine Schwelle zu betreten, ergriffen von dén Schrecken des Todes, eilte er zu dem Geistlichen, der ihm den Rath ertheilt hatte, dem Wehrwolf die Hand abzuhauen.

„Ei, was seht Ihr doch so bleich, Meister!" rief ihm der Pfarrherr entgegen.

Darauf erzählte er ihm Alles, was er erlebt und wie er selbst dem Wehrwolf die abgehauene Hand aufs Lager gelegt, dieser aber sie ihm doch unter der Decke hervorgestreckt und ihm bewiesen, daß er seine beiden gesunden Hände besitze.

Der Geistliche schüttelte mit Ernst und Würde den Kopf und sah lange vor sich hin, dann sprach er bedenklich: „Mein lieber Meister, Ihr habt Euch da in einen schlimmen Handel eingelassen —"

„Und habt Ihr mir nicht dazu gerathen!" rief auf's Höchste entsetzt der Mezger. „Spracht Ihr nicht, ich

solle den Wehrwolf zeichnen, damit sein Blut fließe, und er gezwungen werde, unser Dorf zu fliehen?"

„Dazu rieth ich Euch wohl, Meister," versetzte der fromme Mann; „allein dann hättet Ihr auch gewiß seyn müssen, daß Ihr's mit dem Wehrwolf zu thun habet, und nicht mit des Wehrwolfs Vetter, dem Gott sey bei uns!"

Er kreuzigte sich. Der Mezger that desgleichen und stand ihm erwartungsvoll, die großen kalten Schweißtropfen auf der Stirne, gegenüber.

„Saht Ihr denn Niemand neben dem Wehrwolf sitzen? fuhr der fromme Mann fort.

Der Mezger machte große Augen.

„War der Wehrwolf stets allein, wenn er Euch anfiel?" fügte der andere hinzu. „Wisset denn, Ihr habt dem Teufel die Hand abgehauen, nicht dem Wehrwolf; dem Teufel, der sich bald wieder eine Hand oder Kralle wachsen lassen kann, wenn's ihm beliebt. Und der Wehrwolf zieht sich frisch und heil aus dem Spiele. Glaubt mir, Meister, diese Hand des Teufels wird Euch noch böse Streiche spielen."

Der Mezger war außer sich. Er flehte, ihm ein Mittel zu sagen, sich vor den bösen Folgen seiner That zu schirmen. Wie nun aber Aerzte ihre Kranken durch Palliative und sogenannte Reinigungen hinhalten, bis sie dieselben in ein entferntes Bad schicken, um ihrer los zu werden, so auch dieser Seelenarzt, der seinem Patienten einstweilen Buße und Gebet auferlegte, und

ihn dann bis zu einer Wallfahrt vertröstete, die in der schönen Jahreszeit statt zu haben pflegte, und der er sich anschließen sollte, um sich vollkommene Ruhe und Seelenfrieden wieder zu erringen.

Mit diesem tröstlichen Ausspruche verließ er den frommen Mann. Wie aber sollte der Mezger zu einem solchen Glücke wieder gelangen? Das eifrigste Gebet, mit ängstlicher Hast zum Himmel emporgeschickt, gleichsam Vergebung der Sünden im Sturm zu erringen, träufelt nicht wie mildernder Balsam Ruhe bringend in das Herz des Menschen; durch Buße und Kasteiung sich Gnade von oben gleichsam ertrotzen wollen, beseligt nicht, sondern entfernt immer weiter von dem Zustand der Gnade. Dem Mezger, dem alten Bösewicht, war durch die spukhaften Erscheinungen, die ihm aufgestoßen, das Gewissen nun einmal aufgeregt. Die Qualen der Hölle zeigten sich ihm deutlicher, rückten ihm näher, als ob er Vorzeichen seines nahen Todes verspürt hätte; die rothe Glut, die er bis jetzt nur von Ferne gesehen, schickte züngelnde Flammen nach ihm aus, die ihn berührten.

Er kehrte ungetröstet in sein Haus zurück, und als seine Frau ihm hier entgegen trat, und den Schauder, der sie in der Nacht von seiner Seite getrieben, überwunden zu haben schien, da wich er ihr aus, ohne selbst zu wissen warum, und ging in den einsamsten Winkel seines Gartens, um dort allein über sein Schicksal nachzudenken.

So kam der Abend herbei und die Nacht; aber kein lindernder Schlummer wollte sich auf des Mezgers brennende Augen niedersenken.

10.

Von diesem Augenblick an war das Haus des Mezgers der Tummelplatz böser Geister geworden, die, von allen Andern unbemerkt, nur ihn zur Verzweiflung brachten.

Als er am andern Morgen aufstand, und, um sich zu zerstreuen von den wüsten Bildern der Nacht, in den Laden trat, da gewahrte er zu seinem Schrecken mitten unter dem frischen Fleische die abgehauene Hand. Entsetzt ergreift er sie, und entfernt sich so schnell als möglich, um sie unbemerkt in den tiefen Brunnen zu werfen, den er in einem Winkel seines Hofes vor Kurzem hatte graben lassen.

Ein Stein fällt ihm vom Herzen, als er den plumpen Sturz der Hand vernimmt, und er kehrt etwas beruhigter in seinen Laden zurück, obgleich ihn weder das Geschwätz der Kunden, noch andere Ereignisse des Tages zu zerstreuen vermögen.

Der Tag vergeht, und je näher der Abend heranrückt, um desto größer wird seine Unruhe.

Nach einer sorgenvoll unter Beängstigung hingebrachten Nacht tritt er am andern Morgen früher als ge-

wöhnlich in seinen Laden, wo Alles reinlich und aufgeräumt ist. Da erblickt er mit Schrecken von Neuem die abgehauene Hand auf der Mezgerbank. Er will seinen Augen nicht trauen; allein sie ist es; er greift sie, er hält sie und eilt eben so, wie das erste Mal, schnell fort, um sich ihrer, wie er hofft, für immer zu entledigen. In dem finstersten Winkel seines Gartens gräbt er ein tiefes Loch, wirft sie hinein und schüttet dann Erde darauf, die er mit beiden Füßen feststampft. Hierauf kehrt er in sein Haus zurück, nicht beruhigt von seinem Beginnen, da eine höhere unerklärliche Macht im Spiele ist, eine grauenvolle Macht, die ihm der fromme Geistliche bezeichnete, und an deren Vorhandenseyn in seiner unmittelbarsten Nähe er nicht denken mag.

Der Tag vergeht wie der vorige; die Nacht verstreicht wie die vorige; schon bilden Angst und Schrecken tiefe Furchen auf dem Antlitze des Mezgers; er sieht schon jetzt einem Bösewicht ähnlich, der sein Verbrechen gestanden und den Ausspruch des Richters erwartet. So tritt er am nächsten Morgen wieder in seinen Laden.

Welch' ein abscheulicher Dunst hat sich aber hier verbreitet? Das ist Fäulniß und Verwesung und kann dem Ruf des Mezgers den größten Schaden bringen. Er blickt umher; überall nur frisches Fleisch; überall die gewohnte Reinlichkeit zu sehen und zu spüren. Aber dort in jener Ecke auf dem appetitlichen Braten sieht er — o Schrecken! die abgehauene Hand, schon im

Zustande der Verwesung, aufgedunsen und grünlich. Ein ekelerregender Anblick.

Den Ekel überwinden, sie ergreifen und sorglich eingewickelt mit ihr davon eilen, war die Sache eines Augenblicks. Wie im Wahnsinn eilt er mit ihr in die Kammer auf dem Boden und hier verschließt er sie, bis daß der Abend kommt, in einen alten Schrein.

Und als nun der Abend gekommen war, steigt er langsam und ächzend die finstere Stiege hinan, öffnet den Schrein, nimmt die Hand heraus und schleicht mit seiner gräßlichen Last zum Dorfe hinaus.

Es war tiefer Abend, als er auf dem Hügel seitwärts vom Dorfe ein schwarzes Gitter erreicht, vor dessen geöffnetem Thor ihn ein kleines graues Männchen erwartet. Es ist hier der Kirchhof, und der mit ihm spricht, ist der Todtengräber. Durch ein Goldstück hatte der Meister sich das Schweigen seines Gevatters erworben, der die verhängnißvolle Hand in geweihter Erde begraben sollte. Dies wird, dies muß ihn für immer von ihrer Wiederkehr befreien. Dies hofft er mit Zuversicht Das Werk ist vollbracht, und diesmal beruhigter, als je, schreitet er seiner Wohnung zu.

Mit ängstlicher Scheu geht er am andern Morgen frühzeitig in seinen Laden. Er späht und forscht, er durchsucht alle Winkel; allein die Hand ist nicht wieder gekommen, und ein längst entbehrtes Gefühl zieht wieder durch sein Inneres.

So vergehen einige Tage, ohne daß das Wunder sich erneuert, und die Zuversicht des Mezgers ist im Wachsen.

Als ihn plötzlich eines Morgens, da er sich, sorgloser, wie er wieder geworden war, noch in seinem Bette streckt, ein lautes Geschrei an's Fenster zieht, erblickt er unten vor der Thüre einige Nachbarn, die voll Verwunderung sein Haus betrachten, und wie sie ihn sehen, einen großen Lärmen erheben.

Ein glühendes Schwert fährt dem Mezger in diesem Augenblicke durch die Brust. Er eilt hinab, das Schrecklichste befürchtend. Da steht er nun unten und sieht die fürchterliche, in Fäulniß übergegangene Hand an seine Thüre genagelt. Wahnsinn packt ihn. Schäumend, mit wildem Geschrei reißt er sie herab, und ehe noch die von Schreck erstarrten Nachbarn sein Beginnen ahnen können, ist er fort, wie der Sturmwind, und sie sehen aus der Ferne, wie er sich in den Brunnen stürzt.

Auch er kam wieder. Nach wenigen Stunden hatte man ihn herausgezogen, und er lag da in seinem Hofe auf dem Rasen, zerschellt vom Sturze, angeschwollen von dem verschluckten Wasser, und in seiner krampfhaft zusammengeballten Hand hielt er die abgehauene, die man ihm nur stückweise entreißen konnte, da man sie nicht mit ihm begraben wollte wegen ihrer Unheiligkeit.

Auf den Rath erfahrener Männer wurde sie mit einem glühenden Pflock durchstoßen und hierauf verbrannt. Jetzt kehrte sie nicht mehr wieder.

Und auch der Mezger spukte nicht. Als aber das Trauerjahr vorüber war, freite der einhändige Simon, von Allen im Dorfe längst als Wehrwolf anerkannt und geflohen, die schöne Wittwe. Er war aber vorher mit ihr in ein anderes, weit entferntes Dorf gezogen.

Der Erbe des Teufels.

I.

In der alten Stadt Bialystok in Litthauen lebte vor Jahren ein guter, freundlicher Kanonikus in seinem schönen Hause, nahe an der Domkirche. Man erinnerte sich wohl noch der Zeit, wo er als armer Priester hingekommen war, blank und blos, wie ein Schwert ohne Scheide; jedoch ein schöner, kräftiger und gesunder Mann, wie er damals gewesen, macht überall und immer seinen Weg. Ist es nicht auf die eine, so ist es auf die andere Art. Er wurde bald ein von allen Damen sehr gesuchter Beichtvater; denn er hatte für alle eine so tröstende Absolution, einen so lindernden Balsam, daß sein Ruf in Kurzem wuchs, und bald bis an's Wunderbare gränzte. Seine Bescheidenheit, Demuth, Wohlthätigkeit, Verschwiegenheit und alle andern geistlichen Eigenschaften wurden laut gepriesen, und es fehlte nicht, daß ihn die Vornehmsten deshalb hoch schätzten und ihn in ihre Häuser zogen.

Bei diesem guten Fortgange jedoch konnte es nicht ausbleiben, daß seine frommen Brüder, denen der hohe Grad seiner Heiligkeit abging, einigen Neid empfanden

und nicht nur etwas scheel auf seine Vorzüge und Fortschritte blickten, sondern auch verschiedene Ränke schmiedeten, ihn aus der allgemeinen Gunst zu verdrängen. Mußte ihnen dieses nun bei den Damen schwer werden, so wurde es ihnen bei den Männern nur desto leichter.

Um diesen störenden Einfluß zu bannen, kam die frömmste und zugleich vornehmste Dame der Stadt, die Frau Gräfin S., auf den guten Gedanken, ihm eine Reliquie zu verehren, welcher man alle die wunderbaren Erfolge zuschreiben konnte, die durch den Kanonikus vollführt wurden. Geschah irgend etwas, das in der guten Stadt Bialystok oder in der Umgegend Aufsehen erregte, so hieß es gleich: „er besitzt ein Bein des heiligen Victor, und damit vollführt er Alles!"

Und natürlich durfte dann Niemand widersprechen, denn es wäre unziemlich selbst für den Zweifler gewesen, seine Meinung gerade heraus zu sagen.

In seinem Hause lebte der wackere Kanonikus wie ein König. Statt des Weihwassers sah man ihn von edlen Flaschen umgeben, statt der Kasteiung machte er sich mit delicaten Schüsseln vertraut. Nicht ein Sterbefall ereignete sich weit und breit, ohne daß er in den Testamenten oder Kodicillen bedacht worden wäre. Alles ging ihm nach Wunsch, und sicher wäre er schon längst Bischof geworden, wenn es ihm einmal eingefallen wäre, am rechten Orte zu sagen: „Die Haare gehen mir aus und ich wünschte mir eine Bischofsmütze, um mir den Kopf nicht zu erkälten."

Wahrlich, nichts weiter hätte es bedurft, und sein Wunsch wäre erfüllt worden.

2.

So waren seine Tage hingegangen, und er war nun alt und schwach geworden, denn bei seiner Lebensweise sind acht und sechzig Jahre ein sogenanntes schönes Alter für einen Jeden, nur nicht für den, der es hat. Er ging in sich und überdachte seinen langen Lebenslauf; er sah, was er gethan und gewirkt, und war damit zufrieden; hierauf beschloß er, seine apostolischen Arbeiten zu beschließen und sich mit seinen im Schweiße seiner Thätigkeit wohl erworbenen hunderttausend Thalern in Ruhe zu setzen. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, wollte er nur noch Damen vom vornehmsten Stande mit seinem frommen Eifer beistehen, und dies erregte solchen Neid bei allen andern, daß trotz der besten Bestrebungen sehr trefflicher junger Geistlicher man dennoch allgemein behauptete, daß keiner von ihnen im Stande sey, die Seele einer Frau von Stande von jedweder Last zu befreien und zu reinigen, als der alte reiche Kanonikus, der in seinem schönen Hause neben der Domkirche wohnte.

Nach den Gesetzen der Natur spann sich ein Jährchen nach dem andern ab, und unser alter Herr war nun nach und nach ein schöner Neunziger geworden, mit schneeigem Haupt und zitternden Händen, dabei aber rund wie

ein Thurm, so daß er fast nicht mehr von seinem Stuhle aufstund, auch stets mit gutem Appetite essend und noch besser trinkend, von wenigen Worten, so daß man ihn, das Essen und Trinken abgerechnet, leicht für ein stummes Bild hätte halten können, das irgend ein geschickter Künstler dem lebendigen Kanonikus nachgeformt.

Jetzt aber begannen seltsame Gerüchte im Volke umherzugehen. Zuerst keimten sie im engen dunklen Kreise, dann verbreiteten sie sich weiter und weiter mit wunderbarer Schnelligkeit. Die Thatsache, daß unser Kanonikus starr und stumm in seinem Sessel blieb, seine Abgeschiedenheit von aller Welt, seine blühende Gesundheit, sein junges Greisenalter mit einem Wort, und andere Gerüchte, die ihm mit oder ohne Grund sich von ihm herumtrugen, nebst allerlei Geschichten, die man sich von seinem früheren Lebenswandel erzählte, den man jetzt unbescheut einen bösen benannte — Alles dieses machte auf die Menge, die stets neugierig und unwissend ist, einen seltsamen Eindruck, und zugleich wurde sie empfänglich für eine wunderbare Kunde. Es hieß nämlich, der alte wahrhaftige Kanonikus sey schon vor längerer Zeit gestorben, allein der Teufel in eigener Person sey in den Leichnam gefahren und spiele die Rolle des Todten fort, so lang es ihm beliebte.

Wenn diese Kunde nun schon im Volke großes Aufsehen erregte, so war dies bei jenen vornehmen Damen, die mit dem Kanonikus in engerer Berührung gestanden hatten, in einem viel höheren Grade der Fall. Sie

überdachten jetzt nicht ohne Besorgniß, was sie mit ihm zu schaffen gehabt bei verschiedenen Lagen und Ereignissen, und mußten sich wirklich in ihrem Innersten gestehen, der wackere Kanonikus habe denn doch nach dem gewöhnlichen Ausdruck der Leute „den Teufel im Leibe gehabt,“ und es konnte nicht ausbleiben, daß solche Gedanken sie um die dereinstigen Folgen nicht wenig besorgt machten.

Freidenker, Zweifler, Ketzer endlich, die zu jeder Zeit und aller Orten und also auch damals in Bialystok zu finden waren, vermeinten jedoch, daß es sonderbar wäre, den Teufel nach und nach durch seine Thaten so ganz aufgerieben zu sehen; auch warum es denn überhaupt der Teufel in dem Gewande des Geistlichen so lange schon aushalten mochte, warum er zu Zeiten noch in die Kirche gehe, wenn die andern Geistlichen sich auch dahin verfügen, was ihm denn einfiele, sich den Weihrauch in die Nase steigen zu lassen? wie er das Weihwasser vertragen könne? und viele ähnliche Dinge.

Auf diese ketzerischen Einwände hatten nun frommere Seelen zu bemerken: die Welt werde besser und folglich der Teufel auch; er wolle sich bekehren und habe deshalb diese Rolle erwählt, um endlich auch der Gnade theilhaft zu werden.

Die Letzten endlich, und nach ihrer Meinung die Gescheidtesten, glaubten, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, und behaupteten: der Böse sey deshalb in den Körper des Kanonikus gezogen, um seinen drei Neffen

und Erben einen Possen zu spielen, und ihnen die reiche Erbschaft ihres Oheims bis zu ihrem eigenen Tode vorzuenthalten. Zwei von ihnen kamen in der That jeden Tag, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und hofften dabei immer, ihn endlich einmal mit geschlossenen Augen daliegen zu sehen. Wenn sie ihn aber lebend mit hellem Blicke fanden, wie er sie mit seinem Basiliskenauge fixirte, so heuchelten sie Freude und Entzücken darüber, und konnten nicht aufhören, zu versichern, wie sehr sie ihren guten alten Onkel liebten.

Zu allen schlimmen Gerüchten kam das Wichtigste, welches ein altes Weib offenbarte, deren Wahrhaftigkeit in solchen Dingen von Niemand in Zweifel gezogen wurde, noch hinzu. Zwei von seinen Neffen sollen nämlich zur Nachtzeit ihren Oheim von einem Schmause bei dem Pönitentiarius nach Hause geführt haben. Da sie selbst aber des Guten zu viel gethan, so waren sie gestolpert und hatten den guten Alten auf einen Steinhaufen fallen lassen, der dalag, um eine Kapelle zu Ehren des heiligen Christoph aufzuführen. Hiebei trug sich zu, daß der Greis beim Fallen Funken gegeben hatte, wie wenn ein Stück Eisen gegen Steine geschlagen wird. Dann — als auf das Geschrei der lieben Neffen Menschen mit Lichtern herbei liefen — soll der Alte ganz gerade wie ein Kegel und lustig wie ein Eichhörnchen auf den Beinen dagestanden seyn und ausgerufen haben: daß der edle Wein aus dem Keller des Pönitentiarius ihm die Kraft verliehen habe, diesen schweren

Fall auszuhalten, daß übrigens seine Knochen noch hart genug seyen, und gleich wie vormals noch manches Andere überstehen könnten.

Die guten Neffen, die ihn diesmal für immer verloren zu haben glaubten, waren von diesen Reden nicht wenig überrascht, und sahen nun wohl ein, daß die Zeit nicht sobald kommen würde, den Onkel los zu werden, da selbst die harten spitzen Steine auf dies alte dauerhafte Gerüste keinen nachtheiligen Einfluß zu üben vermochten.

Trotz aller dieser Geschichten, wahr oder nicht, fuhr der alte Kanonikus fort, in seinem Hause gut zu leben und wollte nicht sterben. Seine drei Neffen waren stets um ihn und ertrug sie gleich wie sein Seitenstechen und Asthma, und wie die andern nicht lieblichen Anhängsel eines hohen Lebensalters alle heißen mögen.

Ob er indeß der Kanonikus oder der Teufel war, kann dem geneigten Leser bis jetzt noch nicht mit Gewißheit verrathen werden.

3.

Es muß uns jetzt vor Allem daran liegen, die Neffen ein wenig schärfer in's Auge zu fassen.

Der älteste war gewiß der böseste Junge, der jemals in den Straßen von Bialystok sich herumgetrieben hatte. Von Pflastertretern kann man in diesem Falle nicht sprechen, denn die Stadt war zu jener Zeit selbst in den Hauptstraßen noch nicht gepflastert.

Man erzählte von ihm, daß er mit Haaren und Zähnen auf die Welt gekommen seyn soll, und wenn man es für eine Vorausbestimmung ansehen will, so darf man sagen, daß er wirklich seine Gegenwart und Zukunft verfraß. Er war über alle Gränzen verschwenderisch, und sündigte auf die Erbschaft seines Oheims, die ihm bei der enormen Lebenskraft desselben vielleicht nie zu Theil werden konnte. Allein diese Lebenskraft war es auch, die er von dem guten Oheim ererbt zu haben schien. Da die Krone Polen mit ihren Nachbarn im Frieden lebte, so mußte er sich, obgleich Hauptmann eines Trupps Lanzenteiter, auf friedliche Scharmützel und süße Siege beschränken, wie sie nun eben einem jungen schönen und lebensfrohen Offizier in einer üppigen Garnison zu erblühen pflegen. Eine andere Bravour konnte er freilich nicht an den Tag legen; allein aus allen Fällen, die sich ihm darboten, zog er sich mit Ehren heraus und dies erwarb ihm die hohe Gunst des Grafen Poninski, der in Bialystok commandirte und von seinen Offizieren verlangte, daß sie ein freies, ritterliches, mit zahlreichen Abenteuern geschmücktes Leben führten. Vorzüge, wie sie dieser Neffe des Kanonikus besaß, erschienen den Augen des Grafen Poninski wie Tugenden, und er setzte sie den besten militärischen Eigenschaften gleich. Ob das recht war, wollen wir hier nicht untersuchen.

Dieser Neffe des Teufels, wie man ihn in der Stadt gewöhnlich zu benennen pflegte — wenn er es nicht

hörte, wohlverstanden — hieß eigentlich Kapitän Sembrowski. Allein seine zahlreichen Gläubiger, lauter plumpe Bürger und Handwerker, denen er die Taschen leerte, die aber außerdem für einen Edelmann zu nichts gut waren und keine Lebensart besaßen, hatten ihm den Beinamen „Krummbuckel" gegeben; denn in der That war die eine Schulter etwas höher als die andere, und bildete einen kleinen Höcker, was dem sonst schön gebildeten Manne allerdings zu einigem Nachtheil gereichte. Allein wie unrecht war es, dies anzuführen und ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen; dabei war es auch unvorsichtig von den Leuten, da sie wußten, wie stark und boshaft er war, und daß es Niemand zu rathen gewesen wäre, wenn er es gewagt haben würde, diesen Höcker erklimmen zu wollen, um eine weitere Aussicht zu genießen. Mit einem Worte, der Kapitän Sembrowsli war nicht der Mann dazu, sich zu irgend einer Sache herzugeben, wenn er nicht seinen bedeutenden Vortheil dabei gesehen hätte.

Der zweite Neffe hatte die Rechte studirt und war durch den mächtigen Einfluß seines guten Oheims ein viel beschäftigter Advokat geworden. Er führte die Prozesse der meisten Damen, die vormals dem Kanonikus gebeichtet hatten. Obgleich er Sembrowski, wie sein Bruder, der Kapitän, hieß, so nannte ihn doch das Volk, wie jenen Krummbuckel, „Storchbein," seines Aussehens wegen, da seinen Beinen wirklich Magerkeit nicht abzusprechen war und die Waden gänzlich gebrachen.

Ueberhaupt hatte der Advokat einen jämmerlichen Körper; er war bleich von Gesicht, und seine Physiognomie sah einem Kreuzschnabel nicht unähnlich. Dennoch mochte er wohl um eines ganzen Hellers werth besser seyn, als der Kapitän; auch enthielt sein Herz wohl ein Quentchen wahre Zuneigung für den guten Oheim, bis daß es dem bösen Zureden Krummbuckels gelungen war, diese Zuneigung seinem Bruder aus dem Sinn zu reden. Demnach war gleichsam tropfenweise das Gefühl der Dankbarkeit verschwunden, so daß besonders bei schlechtem fröstelnden Wetter der Advokat sich gern zum Kamine auf den Platz des Oheims zu setzen pflegte, wenn dieser eben in der Kirche war und dann seine Füße in dessen Fußsack steckte, sich in den weichen Lehnstuhl zurücklegte und bei geschlossenen Augen die ganze Erbschaft berechnete und im Voraus alle die Genüsse kostete, die er sich daraus zu bereiten versprach. Solche Gedanken, so angenehm sie an sich auch seyn möchten, führten aber dennoch zu der traurigen Wahrheit, daß sie nach Recht und Billigkeit, nach den Gesetzen, wie nach den Anforderungen des Blutes, mit einem Dritten die Erbschaft zu theilen hatten, die dann dadurch sehr bedeutend geschmälert worden wäre. Diesen dritten Theil nahm nämlich ein armer Bursche in Anspruch, der Sohn einer Schwester des Kanonikus, der auf dem Lande einige Stunden von Bialystok die Schafe hütete, und seinen Oheim nicht kannte und auch von ihm nicht gekannt wurde. Man kann sich

übrigens leicht denken, daß der vornehme Geistliche von dieser Verwandtschaft nicht sehr erbaut war und den dritten Neffen mithin auch nicht besonders lieb hatte.

Auf diesen Umstand hin bauten nun Kapitän Krummbuckel und Advokat Storchbein ihren Plan. Unter dem Vorwand, für die alten Tage und den gebrechlichen Zustand ihres geliebten Oheims besser Sorge zu tragen, schrieben sie an den Schafhirten und beriefen ihn in die Stadt, um in dem Hause des Kanonikus als dessen Wärter und Diener einzutreten. Sie hofften, daß der gemeine Bauerknecht durch seine dummen Streiche und Plumpheiten, so wie durch seine schlechten Gewohnheiten gewiß nichts recht machen würde, und den Zorn und Unwillen des Oheims dadurch in einem solchen Grade erregen müsse, daß er ihn aus dem Testamente entfernte. Dieser Weg schien ihnen der beste, um sich des dritten Theiles der Erbschaft zu versichern. Wir wollen sehen, ob ihnen dieses gelungen.

4.

So lebte nun der arme Schafhirte schon mehre Wochen im Hause des Kanonikus, seines Oheims. Franz, so hieß er, war mit Allem zufrieden, und fühlte sich glücklich in seinem neuen Stande. Er war klug genug, einzusehen, daß es ihm mehr Vortheil bringen würde, einen geistlichen Herrn, als eine Heerde Schafe zu hüten, und da fand er es denn gar nicht unangemessen, selbst

die Rolle des Hundes zu übernehmen, und er war nicht nur Wärter und Hüter, sondern Knecht und Stab des Greises.

Mit einer rührenden Aufmerksamkeit ermangelte er nie, wenn der Alte nies'te, sein „Zur Gesundheit!“ zu sagen; hustete der Alte, so blieb nie sein „Gott behüte Euch noch lange, Herr Oheim!“ aus; kurz, der Kanonikus mochte sich räuspern oder irgend ein Geräusch machen, so spitzte Franz die Ohren, murmelte einen wohlgemeinten Wunsch und sprang hinzu, um seine Hülfeleistung anzubringen. Dann mußte er auch zu hundert Malen hinaus, um nach dem Wetter zu sehen; bald suchte er die Katze, und wenn er sich müde mit ihr herumgejagt und sie eingefangen hatte, ließ er sich von ihr willig zerkratzen, um sie wieder auf ihr gewohntes Polster zurückzutragen. Stundenlang blieb er dann wieder stumm, zuhorchend; dann sprechend und den alten Kanonikus mit der Sorgfalt einer Amme reinigend, waschend und ankleidend. Hierbei bewunderte er ihn dann, als wäre er der schönste Kanonikus der Welt. Er erschöpfte sich in Lobsprüchen über ihn, und that dies Alles mit so vielem Freimuth und aus so gutem Herzen, daß Jedermann seine Freude daran haben mußte, der den guten Burschen bei seinem Thun und Handeln beobachten konnte.

Der Alte war jedoch meist unzufrieden mit ihm. Wenn er ihn schon seines geringen Standes wegen gern verläugnet hätte, so war es mehr noch sein gutmüthiges

Wesen, das auf ihn eine unangenehme Wirkung hervorbrachte, weil er es der Heuchelei zuschrieb, die dadurch von der Erbschaft mehr zu erlangen hoffte, als die Andern. Er behandelte daher den armen Franz hart und zurückstoßend. Alle Augenblicke schrie er: „Franz, thu dies, Franz, thu das!“ und der gute Bursche mußte sich wie ein Kreisel drehen, wenn er allen Befehlen nachkommen wollte. Dies mochte ihm jedoch noch so gut gelingen, so schimpfte der Kanonikus dennoch auf ihn und sagte zu seinen andern beiden Neffen: „Dieser verwünschte Junge ist ein Nagel zu meinem Sarg. Er ist zu dick, zu ungeschickt und zu einfältig!“

Franz, der dieses Alles anhören mußte, wurde gar nicht böse darüber. Mit großen Augen sah er den schmählenden Oheim gutmüthig an und dachte bei sich selbst: wenn ich's doch nur diesem lieben, guten alten Herrn recht machen könnte; er ist ja der Bruder meiner leiblichen Mutter und ich habe ihn schon deshalb so lieb! Eben so ruhig hörte er die Schimpfreden an, die seine beiden Vettern, der Kapitän und der Advocat, übermäßig ergossen, wenn der Oheim von den Fehlern seines Dieners sprach. Ach, dachte er bei sich selbst, sie haben wohl recht, ich bin in der That zu plump und zu dick; wenn ich nur abmagern könnte, ich würde gewiß behender und geschickter werden!

Um dies zu erreichen, legte sich der ehrliche Franz ein freiwilliges Fasten auf; allein dies wollte nicht anschlagen. Seine Schultern blieben breit, seine Glieder

stark, sein Backen strotzten von Blut und Gesundheit, seine Statur blieb untersetzt, und er mochte seiner Nahrung noch so viel abbrechen, so sah er immer einem Silen ähnlicher, als einem Zephir. Das bäurisch-gesunde Wesen, das die Natur ihm seit der Geburt aufgedrückt hatte, ließ sich nicht verwischen, und er blieb, wie er war, zu seinem großen Schmerze, dem alten Kanonikus aber zu noch größerem Verdrusse.

Es war übrigens ein seltsamer Mann, dieser alte Kanonikus. So sehr er auch seine Unzufriedenheit mit Franz an den Tag legte, so hatte er doch wieder Augenblicke, wo er ein ganz Anderer war. Man hätte glauben sollen, daß zwei ganz verschiedene Menschen in diesem alten hinfälligen Körper wohnten, von denen der eine schlief, sobald der andere wachte. Das trübselige, grämliche Gesicht des neunzigjährigen Greises belebte sich dann auf wunderbare Weise. Die schläfrigen Augen sprühten einen unheimlichen Glanz, die spitze, eingesunkene Nase hob sich wieder empor, die lästigen Falten um den Mund machten einem sarkastischen Lächeln Platz, und die Zunge, die außer einigen Schimpfworten fast nichts mehr vorbrachte, wurde gesprächig und brachte Schnurren und Schwänke vor, die im Innern des alten Kopfes plötzlich zu erwachen schienen. In solchen Momenten, die von Zeit zu Zeit wiederkehrten, war auch das Benehmen des Kanonikus gegen seinen ehrlichen Bedienten ein ganz anderes. Eine gewisse Art von Zuneigung wurde dann bemerklich, die ein größeres Ver-

trauen in dem Gemüthe des jungen Menschen erzeugen zu wollen schien, da das gewöhnliche Benehmen allerdings nicht im Stande war, jene Scheu zu besiegen, die der Neffe vor dem Onkel, der Knecht vor dem Herrn, der arme schlichte Bauernsohn vor dem vornehmen geistlichen Herrn ohnedies hatte. War nun ein solcher Augenblick gekommen, wo der Alte seine Gewohnheiten ablegte, um ein anderer zu seyn, dann bemühte sich auch Franz, sich durch treuherzige Fragen und Antworten ihm zu nähern und auch so sich zu bestreben, seine Zufriedenheit zu erringen.

Es war seltsam, auf welche Gegenstände manchmal der Kanonikus zu sprechen kam, wenn er eben ein Anderer wurde.

Eines Abends, als es bereits dunkel geworden war, verlangte der Alte in seine Hauskapelle geführt zu werden, um dort eine stille Andacht zu verrichten. Er hatte fast den ganzen Tag matt und schläfrig auf seinem großen Lehnstuhle am Kamine gesessen und manchmal mit geschlossenen Augen den Zweifel erregt, ob er noch lebe oder bereits todt sey. Um so auffallender mußte es seyn, daß er plötzlich bei so später Zeit sich erhob, um seine Andacht zu verrichten. Franz, zu Allem dienstwillig, lieh Arm und Schulter dem Alten zur Stütze, und Beide verließen das Gemach. In der Kapelle, nachdem der Kanonikus niedergekniet war, befahl er Franz, ihn allein zu lassen und ihn erst dann abzuholen, wenn er den Ton eines Glöckchens verneh-

men würde, das er zu diesem Behufe in der Tasche seines weiten Chorrocks zu tragen pflegte.

Franz kehrte wohlgemuth in das Wohnzimmer zurück, um Verschiedenes in Ordnung zu bringen. Er warf frische Scheite in den Kamin, lupfte das weiche Polster des Sessels, rückte diesen näher zum Feuer, wischte den Staub von den Möbeln und war noch mit Allerlei beschäftigt, im Herzen froh darüber, daß es mit dem alten Herrn so gut bestellt sey, als dieser plötzlich ungeführt, auf eigene Kraft vertrauend, in's Zimmer trat. Franz fiel der Kehrbesen aus der Hand; sollte das kurze Gebet dem hinfälligen Greise diese Kraft verliehen haben? Er, der noch vor Kurzem so matt einherschlich und sich so schwer auf Franzens Arm lehnte, als wollte er bei jedem Schritte in die Erde sinken, trat jetzt zur Thüre herein, als hätte ihn der allein zurückgelegte Weg nicht im Geringsten ermüdet. Franz eilte ihm entgegen und fühlt, wie er ihm den Arm reicht, den sanften Druck des guten Oheims, der ihn liebevoll dabei anblickt. Aha, denkt Franz bei sich, jetzt hat er wieder einmal seine gute Stunde, der gute Alte! das Gebet übt doch wunderbare Kraft auf den Frommen.

Nachdem der Kanonikus wieder in seinem Lehnstuhl saß, hoben die sarkastischen Schlänglein um seinen Mund zu spielen an, und die Augen des alten Mannes blitzten schalkhaft darein.

„Komm her, Franz," fing er endlich an, „setze dich zu mir auf diesen Schemel — rücke ihn näher zu mir

her — so, mein Sohn! Es ist wahr, daß ich oft ungerecht gegen dich bin. Du bist ein frommer, guter Mensch, aber mein Alter und meine Schwächen sind Schuld daran, daß ich dich nicht jetzt schon nach Gebühr belohne. Dein Lohn soll dir aber dennoch nicht entgehen. Ist es nicht hienieden, so ist es jenseits. Du glaubst doch an Lohn und Strafe? Sprich, lieber Sohn, was hältst du von dem Teufel? Du glaubst doch an den Teufel?"

Franz, der bis jetzt ganz verwundert über die große Vertraulichkeit da gesessen hatte und mit immer steigender Beklommenheit der seltsamen Rede des alten Kanonikus gefolgt war, hatte nun die Augen weit aufgerissen, und richtete sie mit halb offenem Munde auf seinen Oheim. Wer ihn sah, durfte nicht daran zweifeln, daß die Frage ihn in Verlegenheit setzte, aber auch zugleich, daß er nicht zu denen gehörte, die durch ein listiges, feines Ausweichen eine solche Frage zu erledigen verstanden.

Der Kanonikus fing nun an, viel von der Macht des Teufels zu erzählen, und welche Qualen und Martern Gott für die Verdammten bereit hielte, und wie es daher gut sey, sich mit dem Teufel bei Zeiten abzufinden, gleichsam seine Bekanntschaft zu machen, um später dann besser fertig mit ihm zu werden. Der Alte sprach dabei von seinen Erfahrungen, und daß er darüber jüngern, wahrhaft demüthigen Seelen manche gute Lehre zu geben wisse. Er fragte Franz vertraulich, ob er schon darüber nachgedacht, und was er davon halte.

Was früher bloße Verwunderung gewesen, steigerte sich jetzt zu immer größerem Staunen, und wandelte sich zuletzt zu einer Art von Beängstigung um, die dem armen Franz fast den Athem versetzte. Dieses Steckenpferd hatte er den Kanonikus noch niemals tummeln sehen. Es gefiel ihm auch nicht, und er hätte den Alten lieber von allerlei sinnlichen Genüssen, wie sonst wohl schwatzen hören mögen, von guten Fastenschmäusen, von Mönchspossen, wie sie in verschiedenen Klöstern passirt waren, auch wohl von kleinen Jugendverirrungen des alten heiligen Mannes, deren holde Erwähnung ihm wahrlich nicht übel anstand.

„Nein, Herr Oheim, Sie mögen sagen, was Sie wollen," sprach endlich Franz, sich ein Herz nehmend, „ich glaube an alle diese Teufeleien nicht."

„Und das sagst Du mir?" brachte der Kanonikus nicht ohne anscheinendes Entsetzen vor." Bist Du ein Christ, Junge, oder bist Du keiner?"

„Ei ja, ein Christ bin ich wohl, Herr Oheim," antwortete Franz.

„Nun wohl, Bursche, hast du nicht gelernt, daß es ein Paradies für die Guten gebe, und ist nun nicht die natürliche Folge, daß es eine Hölle für die Schlechten geben müsse?"

„Meinetwegen, Herr Kanonikus, der Teufel aber ist einmal zu nichts nütze, und weshalb sollte er denn nun da seyn? Wenn Sie Jemand um sich hätten, der Ihnen in Ihrem schönen Hause Alles in Unordnung brächte, Alles

verkehrt machte und Ihnen jeden Possen spielte, würden Sie ihn da nicht zur Thür hinauswerfen?"

„Unter Umständen, Franz, unter Umständen," versetzte der Kanonikus mit feinem Lächeln.

„Nun, sehen Sie wohl, Herr Oheim," sagte Franz weiter, „wäre es da nicht recht dumm vom lieben Gott, in dieser seiner Welt, die er so wunderbar eingerichtet hat, einen solchen verwünschten Teufel hausen zu lassen, dem es immer nur darum zu thun ist, ihm Alles zu verderben! Mein Seel, wenn es einen guten Gott gibt, so kann es keinen Teufel geben, darauf können Sie sich verlassen. Ja, wahrhaftig, ich wollte einmal den Teufel sehen. Ha, ich fürchte mich nicht vor seinen Krallen."

„Mein Sohn, wenn ich diesen Glauben getheilt hätte, als ich so jung war, wie Du, so würde ich zehnmal jeden Tag gebeichtet haben, um nur ein Plätzchen im Himmelreich zu gewinnen. O mein guter Franz! zitterst Du denn nicht vor der Sünde, das Daseyn des Teufels zu läugnen?"

„Ich kümmere mich keines Hellers werths um ihn," rief Franz, und schnalzte mit Daumen und Zeigefinger.

„Ich wünsche von Herzen, mein lieber Sohn, daß dir nichts Schlimmes dadurch widerfahren möge," sprach hierauf der Kanonikus.

„Schlimmes? O ganz und gar nicht," antwortete Franz. „Gott hat wohl Macht genug, mich gegen den Teufel zu beschützen, wenn es einen geben sollte, und um so gewisser wird er sich meiner dann annehmen,

da ich ihn für weiser und nicht für so dumm halte, als Ihr und viele gelehrte und fromme Männer mit Euch, Herr Oheim."

Der alte Kanonikus schüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte von dem dummen Franz andere Antworten erwartet, und mußte sich nun gestehen, daß er doch eigentlich so gar dumm nicht sey.

Das Gespräch, das vielleicht noch länger fortgedauert haben würde, unterbrachen nun die beiden andern Neffen, die mit großem Geräusch in's Zimmer traten. Das gute Vernehmen zwischen dem Kanonikus und seinem Diener, das sie sogleich wahrnahmen, überraschte sie unangenehm; schon die vertrauensvolle Stellung am Kamine wollte ihnen nicht gefallen. Sie glaubten nun, mit Gewißheit annehmen zu können, daß der Alte Franz nicht im Geringsten haßte, und daß sein Aerger über ihn nur Verstellung gewesen war, um ihnen seine Zuneigung zu jenem zu verbergen. Der alte Kanonikus hatte aber plötzlich das frühere Gespräch abgebrochen, und weil er nun einmal im Zuge zu sprechen war, allerlei Schwänke vorzubringen begonnen, über die er selbst so herzlich lachte, daß ihm der Bauch wackelte, ohne dabei vom geringsten Husten geplagt zu werden, was die Anwesenden mit großer Verwunderung erfüllte. Die argwöhnischen Neffen, als sie den Kanonikus bei so guter Laune und so kräftig sahen, gedachten, ihm bei dieser schicklichen Gelegenheit einmal auf den Zahn zu fühlen.

„Wenn Sie jetzt Ihr Testament machen sollten," fing der Kapitän an, „wem würden Sie wohl Haus und Garten hinterlassen?"

„Wem anders, als Franz," erwiederte der Alte mit heiterer Miene.

„Und die Meierei vor dem Thore?"

„Ei Franz, das versteht sich."

„Aber das große Gut bei Lyk, wer soll denn das bekommen?"

„Niemand als mein guter Franz."

„Ei zum Henker!" rief hier der Kapitän mit seiner rauhen Stimme, während der bleiche Advokat sich auf die Lippen biß, so soll uns denn dieser Franz Alles vor der Nase wegschnappen?"

„Mit Nichten," sagte hierauf lächelnd der Kanonikus, „über mein baares Geld, meine Juwelen und was ich sonst noch habe, testire ich in Form Rechtens und vermache es demjenigen, der die andern Beiden überlisten wird. Ich stehe so nahe der Ewigkeit, daß mein Blick klarer sieht, als der anderer Menschen. Ich glaube, Euer Schicksal im Buche der Zukunft zu lesen."

Bei diesen Worten warf der Alte einen so schlauen Blick auf Franz, daß er den guten Burschen wie die Klapperschlange ihren Raub starr machte. Das Feuer dieses Blickes erleuchtete mit einem Mal den einfältigen Bauernjungen, der von diesem Augenblicke an anders hörte und auch Alles besser verstand. Es war mit ihm

eine Verwandlung vorgegangen, gleich der einer Jungfrau am Morgen nach der Hochzeit.

Der Kapitän und der Advokat waren über diese Aeußerung nicht wenig bekümmert, und da sie das Bedürfniß fühlten, sich schnelle Mittheilungen zn machen, zogen sie respectvolle Reverenzen und verließen das Zimmer ihres Oheims.

Als Franz mit dem alten Herrn wieder allein war, wurde dieser immer stiller, sein Haupt senkte sich auf die Brust und er schien schlummern zu wollen. Das war natürlich; das viele Reden mußte ihn ja ermüdet haben. Die Ruhe und schwüle Luft im Gemache wirkte aber auch auf Franz einschläfernd, und da er durch das Vorhergegangene noch zutraulicher geworden war, als von Natur, so legte er wie ein getreuer Hund seinen Kopf auf das Knie des guten Oheims, schloß die Augen, und indem er bald an die reiche Erbschaft, bald an den vortrefflichen Verwandten, dem er noch ein recht langes Leben wünschte, dachte, schlief er ein.

Er mußte lange geschlafen haben; das Feuer war ausgegangen, das Zimmer war kalt geworden, und der Nachtwind fuhr saußend durch den Schlot; die letzten Töne der Glocke, die Mitternacht verkündet hatte, summte vom Thurm. Ein erstickender Geruch, gleich wie von verbranntem Schwefel, hemmte dem Schläfer den Athem. Unruhig warf er sich hin und her, und erwachte. Erstaunt blickte er um sich; Alles finster. Er tappte auf dem Stuhle herum; der Sitz war leer. Da glaubte

er den leisen Ton eines Glöckchens schwach zu vernehmen. Jetzt erst kam ihm die Besinnung wieder. Es war die Glocke des alten Kanonikus, die aus der Hauskapelle tönte. —

Schaudernd erhob er sich, nahm eine Kerze und tappte im Finstern durch den langen Gang, der zur Kapelle führte.

Die heisere Stimme seines Oheims überhäufte ihn mit Schmähungen, als er auf die ewige Lampe losschritt, sie herabließ und seine Kerze anzündete.

„Ich läute bereits seit einer halben Stunde, was meine Kräfte aushalten wollen, und Du hörst mich nicht, Schlingel, und kommst nicht, deinen alten Oheim zu holen. Warte nur, Du sollst gewiß nichts von der Erbschaft haben!“

„Aber Herr Kanonikus, wie reime ich denn das zusammen,“ wollte Franz ihn fragen.

Der Alte aber fuhr fort: „Ich muß im Beten wohl eingeschlafen seyn. Halt's Maul und bringe mich geschwind zu Bette, denn hier sterbe ich vor Kälte.“

Und somit schwankten Beide durch den Gang nach dem Schlafzimmer zurück.

„Es ist doch ein wunderlicher Alter,“ murmelte Franz vor sich hin. „Wie mag er nur wieder allein in die Kapelle gekommen seyn?“

5.

Nachdem der Schäfer seinen alten Oheim zu Bette gebracht und wohl zugedeckt hatte, ging er wieder in das Nebenzimmer, um Alles in Ordnung zu stellen, damit der Kanonikus am andern Morgen keine Ursache zum Schelten haben möchte. Er konnte nicht schlafen; sey es, daß er nach dem Weggehen seiner beiden Vettern lange geschlafen hatte, oder war es die seltsame Aufregung, in die ihn der Vorfall mit dem Kanonikus versetzt hatte, er kleidete sich nicht aus, öffnete ein Fenster und blickte hinunter auf den Platz vor der Domkirche, an dem das Haus des Kanonikus gelegen war.

Auf dem Platz war Alles still und ruhig; Thüren und Fenstern der Häuser waren geschlossen, und nur das Knarren der Wetterfahnen machte sich vernehmlich. Diese Ruhe wirkte bald auf des Schäfers Gemüth ein. Sein Blick erhellte sich gleichsam im Dunkeln, und er sah Manches wie in weiter Ferne schimmern, was die Zukunft noch verbarg. Der alte Volksglaube erkennt den Schäfern bekanntlich die Gabe des Ahnens und Voraussehens zu, und viele Beispiele sind da, die uns nöthigen, dem alten Glauben wenigstens nicht offen entgegenzutreten.

Näherkommende Schritte störten endlich des Schäfers Betrachtungen. Seine Aufmerksamkeit wurde plötzlich von diesen ab nach einer andern Seite hingelenkt.

Er blickte schärfer, als er um eine Ecke des Platzes zwei Männergestalten kommen sah, die ihm bekannt schienen. Als sie sich freier aus dem Schatten entwickelten, blieb ihm weder der Höcker des einen, noch die Magerkeit des andern verborgen, und er wußte nun bestimmt, wer sie waren. Betroffen zog er sich zurück, um nicht von ihnen bemerkt zu werden; doch blieb er so gestellt, sie zu belauschen. Es schien ihm kein Zweifel, von wo sie herkamen, denn seine beiden stolzen Vettern, die ihn gerade für nichts betrachteten, hatten oft in seiner Gegenwart von ihren geheimen Abenteuern verhandelt, und so wußte er denn auch, daß sie beide ihre Liebchen hatten; der eine die Frau eines wackern Goldschmieds, der andere ein vornehmes Dämchen, die nach Laune ihre Gunst verschenkte.

Sie gingen Beide unter dem nahe liegenden Säulenportale der Kirche auf und ab, und — keinen Lauscher befürchtend — sprachen sie mit lauter Stimme:

„Was denkst du nun aber mit Franz anzufangen?“ sagte Storchbein zu Krummbuckel.

„Was ich denke? was ich denke?“ brummte dieser, indem er sich den Schnurrbart strich — „bei meinen Wonzen! — bekanntlich nennen Polen und Litthauer so ihren Schnurrbart — „bei meinen Wonzen! ich will ihm den Kopf vor die Füße legen, und er mag dann sehen, wie er ihn sich wieder aufsetzt.“

„Nichts da,“ fiel ihm Storchbein in die Rede; „deine Art ist zu bekannt; man würde gleich sagen, das war

der Arm des tapfern Kapitän Sembrowski. Darum höre meinen Plan. Wir wollen ihn zu einem guten Mahle laden, und dann, nachdem wir ihm weidlich zugetrunken haben, uns betrunken stellen und allerlei lustige Streiche mit ihm vollführen. Dann wollen wir auch das Spiel an die Reihe bringen, das in Warschau bei Hofe jetzt Mode ist. Man steigt in einen Sack und dann gilt's, wer schneller als der andere laufen kann. Haben wir ihn dann einmal gutwillig im Sack, so binden wir ihn zu und werfen ihn in die Narew; hier mag er sehen, wie er schwimmen kann."

„Dieser Plan will reiflich überlegt seyn," brummte der Kapitän vor sich hin.

„Oh, er ist reif und wohl überlegt," versetzte der Advokat. „Ist der Vetter nur erst beim Teufel, so gehört die ganze Erbschaft uns beiden, das ist doch klar."

„Was mich betrifft," sprach hierauf der Raufbold, „so bin ich jedenfalls dabei, und dir in Allem zu Diensten. Allein nöthig ist es jedenfalls, fügte er hierauf mit schielendem, mißtrauischem Blicke hinzu, „daß wir fortan unzertrennlich bei einander bleiben, gleich zwei Beinen desselben Körpers; denn wenn du fein bist wie Seide, so bin ich hart wie Stahl; List und Kraft! eine Klinge ist doch wohl noch so viel werth, als eine Falle! das merke dir, Herr Bruder."

„Nun ja!" sprach der Advokat mit verständigem Lächeln, „die Sache ist ja unter uns abgemacht, und es

kommt nur jetzt darauf an, ob er sich in der Falle fängt oder ob ihn das Schwert fällt."

„Beim heiligen Leib Gottes! das Ganze ist nicht werth, viel Worte darum zu verlieren. Wer ist denn der Bursche? Wollen wir denn etwa ein gesalbtes oder geweihtes Haupt aus der Welt schaffen? Was ist's, ob ein solcher Rüpel von Schäferknecht mehr oder weniger in der Welt herumläuft? Also höre mich, Bruder von der Feder! Es gilt zwanzigtausend Zloty von der Erbschaft für denjenigen, der ihn aus dem Wege räumt. Gelingt mir's, so will ich ihm zurufen: Setz dir den Kopf wieder auf."

„Ich aber will ihm zurufen: Schwimm zu, guter Freund!" rief der Advokat, indem er dabei lachte, daß eine Fledermaus zu der Oeffnung seines Mundes bequem hätte hineinfliegen können.

Hierauf schüttelten sich die beiden Ehrenmänner die Hand zum Abschied, und der eine ostwärts, der andere westwärts gehend, verließen sie den Platz.

Wie erstaunt war aber der arme Franz, als er so plötzlich sein Todesurtheil hörte.

„O die Bösewichter," sagte er leise vor sich hin. „Da gehen sie nun Beide vor der Kirche spazieren in der stillen Nacht, wo Alles so heilig ist, schon durch sich selbst, und sprechen gegen einander ihre blutigen Gedanken aus, als beteten sie zu Gott mit fester, erhobener Stimme."

Er war so ergriffen und verwirrt, daß er nicht wußte,

ob die Worte zu ihm hinaufgestiegen, oder seine Ohren zu den beiden Sprechenden hinabgestiegen waren.

Der alte Kanonikus regte sich im Bette, hustete und sprach einige unverständliche Worte.

„Haben Sie vielleicht auch gehört, Herr Oheim?“ fragte Franz, indem er sich nach dem Alten hinwandte.

„Ja, ja,“ sprach der Alte, ich höre das Holz im Feuer knistern.“

Franz eilte zum Kamin, warf frisches Reisig hinein, daß die Flamme lustig emporschoß, und nachdem er das Fenster geschlossen, legte er sich zu den Füßen des Bettes, in dem der Alte schlief, auf eine wollene Decke nieder. Dies war sein gewöhnliches Lager; ein Hund in einem vornehmen Hause schläft gewöhnlich besser; aber ein polnischer Diener ist eben nichts anders gewöhnt.

Daß Franz nicht schlafen konnte, darf wohl nicht erst berichtet werden; die Gedanken an die Gefahr, die ihn bedrohte, so wie die Plane, ihr zu begegnen, beschäftigten ihn zu sehr.

Am folgenden Morgen, als er seinem Oheim im Bette den Kräuterthee reichte, war er noch unentschlossen, ob er ihm das Gehörte mittheilen sollte oder nicht. Der Alte war grämlicher, wie gewöhnlich, und er zögerte daher aus Furcht, ihn zu erbittern, wenn er ihm von den beiden Vettern so Schlimmes berichten würde. So verging der Tag, und Franz erlangte nicht den Muth, sein Herz zu erleichtern. Nachmittags hatte er eine Botschaft zu besorgen, von der er erst im Zwielicht nach

Hause kam. Er fand den Alten auf seinem gewöhnlichen Sitze am Kamine, ihm freundlich entgegen rufend: er möge Feuer machen.

Franz, der schon aus dem kräftigen Tone vernahm, daß der Kanonikus wieder einmal seine gute Stunde habe, eilte, dem Befehle nachzukommen, und nachdem das Feuer loderte und die Kerzen brannten, sah er denn auch gar bald, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der Oheim war gesprächig wie selten; allein Franz konnte dennoch kein Herz fassen, sein Geheimniß zu offenbaren, so sehr fürchtete er, die gute Laune des Alten dadurch zu verscheuchen. So oft er auch anfangen wollte, eben so oft erstickte ihm das Wort auf der Zunge.

„Ei," dachte er bei sich selbst, „ich vollführ's, so gut ich kann, wozu braucht er's denn zu wissen? Ich helfe mir schon aus meinen Nöthen selbst, und hätte mich der Himmel durch ihre Schelmenhände untergehen lassen wollen, so würde er mich sie nicht haben belauschen lassen."

Obgleich er kein lautes Wort gesprochen, so war es doch, als ob der Kanonikus Alles verstanden, so zufrieden lächelte er darein und so zustimmend schüttelte er mit dem alten Kopfe.

Franz hatte dies kaum bemerkt, als er sich ihm vertraulich näherte und mit Beziehung auf ihre früheren Gespräche ihm herzhaft die Worte sagte: „Wenn ich auch nicht an den Teufel glaube, Herr Kanonikus, so

glaube ich doch an St. Franziskus, meinen heiligen Schutzpatron, und dem folge ich, wohin er mich ruft..."

„Thue das, mein Sohn, aber sey auf deiner Hut," entgegnete der Kanonikus; nicht blos die Spitzbuben von Handwerk sind zu fürchten — nein! es gibt gefährlichere. Ich glaube einen Säbel klirren und Wasser fließen zu hören. Gib Acht, mein Sohn, daß du nicht naß wirst und nicht den Kopf verlierst."

Diese Worte machten den Schäfer stutzig. Wußte der Alte nicht schon Alles, ohne daß er es ihm gesagt hatte? Die Hochachtung vor dem heiligen Mann machte der Verwunderung Platz. Er wäre gern vor ihm niedergesunken, aber er begnügte sich damit vorläufig, ihn recht genau anzusehen, mit einem Blicke, in dem sich nach seiner Meinung alle seine Liebe und Verehrung concentriren sollte.

Da saß der Alte, ein fast hundertjähriger Greis, so gar nicht zusammengefallen da, mit heiterer Miene und lebhaftem Auge. Wie aber Franz seine Blicke jetzt auf die Füße seines Oheims lenkte, so fand er sie sonderbar gekrümmt, und bemerkte, daß sie nicht ordentlich Platz in den Pantoffeln zu haben schienen. Er dachte bei sich selbst, daß dem alten Oheim die Nägel bedeutend gewachsen seyn müßten und nahm sich vor, sie ihm andern Tages zu beschneiden. Dieser aber, der fast alle Gedanken seines Dieners zu errathen schien, reichte ihm freundlich die Hand zum Kusse hin und wie-

derholte die Worte: „So gehe doch, mein Sohn, aber mit Vorsicht, das rath' ich dir.“

Da fiel es dem Schäfer wieder ein, welche Gefahr ihm drohe, und daß er sie von sich abwenden müsse, und bei sich überlegend, daß er nach abgethaner Sache ja noch Zeit genug haben würde, den alten Kanonikus zu bewundern und ihm die Nägel an den Füßen zu putzen, so machte er sich flugs auf den Weg, und so heitern Muthes, als ging er zum Tanze oder einer andern Vergnüglichkeit nach.

Was ihm zu Statten kam, war, daß seine beiden Vettern bei ihren Gesprächen unter sich niemals von ihm die kleinste Notiz genommen hatten und mithin ihre geheimsten Gedanken, so wie ihre nächtlichen Gänge und Abenteuer ihm bekannt waren. So erinnerte er sich, daß manchen Abend, um den Kanonikus, der sich gerade in seiner guten Laune befand, zu unterhalten, der Advokat erzählt hatte, wie er die Frau des Goldschmieds courtoisirte und ihrem Manne im Feuer vergoldete feinciselirte Hörner aufsetzte, wie jener sie mit aller Kunst nicht zu machen im Stande war. Nach seiner Erzählung war das hübsche Weibchen wie ein Schneckchen rund und fett, und gar nicht scheu in kritischen Fällen. Sie ließ sich noch eine Umarmung gefallen, wenn ihr Mann schon die Treppe hinanstieg, und war nie verlegen, wenn es galt, ihm eine Nase zu drehen. Dabei war ihr Aussehen so züchtig und sittsam, als wenn sie kein Wasser trübte, und sie that auch ihrem Gatten

in Allem Genüge, der sie unendlich liebte. Fein war sie, wie der Duft von Reseda, und seit den fünf Jahren, die sie verheirathet war, wußte sie ihr Treiben so schön den Augen der Welt zu verbergen, daß sie überall für die Ehrbarste galt, und neben dem Vertrauen des Goldschmieds, ihres Mannes, auch die Schlüssel des Hauses wie der Geldkasse, kurz Alles hatte.

Wenn dann der alte Oheim in seiner guten Stunde war, so pflegte er wohl zu lächeln und mit einer sichtbaren Lüsternheit zu fragen: „Wie oft, mein Söhnchen, besucht Ihr Euer Schätzchen?"

„Alle Abend," war die Antwort.

„Wie macht Ihr's denn aber, wenn Euch der Goldschmied überrascht?" fragte der Alte dann wieder, als wenn er sich wohlgefällig seiner eigenen Jugend dabei erinnerte.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiederte der Neffe. „In der Nebenkammer steht ein großer Schrank, in dem ich mich verberge. Kommt dann der gute Goldschmied nach Hause von seinem Gevatter, dem Pfefferkuchenbäcker, dessen Frau er besucht, in gleicher Absicht, wie ich die seinige, so stellt sich meine Geliebte krank und läßt ihn allein zu Bette gehen; sie aber geht zum Schranke, um etwas darin zu suchen, was ihr Uebel heben könne; denn sie hat dort ihre kleine Hausapotheke, wie sie sagt. Andern Tages, wenn mein Goldschmied in der Werkstatt ist, mache ich mich aus dem Staube, und da das Haus zwei Ausgänge hat, einen nach der Brücke, den andern nach der Straße, so wähle ich natürlich

den, wo der Mann nicht ist. Sieht er mich zufällig, so spreche ich mit ihm von seinen Processen, die ich alle so trefflich führe, daß sie so bald nicht endigen sollen. Er liebt mich sehr, wie eigentlich jeder Hahnrey denjenigen lieben soll, der ihm seinen Garten bebauen hilft. Er ist gern um mich, und ohne mich zu fragen, unternimmt er nichts."

Solche saubere Geständnisse hatte nun der gute Schäfer oft mit angehört, die ihm bei seinem natürlichen Sinn und seiner wackern Gemüthsart eine rechte Abneigung gegen seine Vettern einflößten.

„Wie ist es möglich," dachte er, „daß Menschen so das göttliche Gebot überschreiten können. Ist es nicht deutlich ausgesprochen: Du sollst nicht begehren nach deines Nächsten Weib? Und gibt es denn nicht genug Weiblein in der Welt, daß jeder sich eins wählen kann nach seinem Gefallen, ohne mit so Unerlaubtem sein Gewissen zu beladen?"

Jetzt kamen ihm alle diese Dinge wieder in das Gedächtniß; die Gefahr, in der er sich befand, schien ihn wunderbar erleuchtet zu haben, und von dem natürlichen Gefühl der Selbsterhaltung geleitet, das sogar in dem unvernünftigsten Thiere lebt, ging er gerades Weges fort, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, und diese dann mit List oder Gewalt zu seinem Vortheil zu lenken.

Stadtbibliothek Augsburg

6.

Er hatte bald die Gasse erreicht, wo der Pfefferküchler wohnte. Der Goldschmied — das wußte er — saß hier bei seiner lieben Gevatterin lustig und guter Dinge im Erdgeschosse neben dem Laden. Das kleine Stübchen war mit Absicht gewählt, um jeden Verdacht der Sträflichkeit dieses Beisammenseyns von dem Manne zu entfernen.

Der Schäfer horchte an der Thür, guckte durch den Laden, und nachdem er Licht gesehen und Stimmen vernommen hatte, klopfte er ziemlich heftig an. Die Störung erschreckte das Pärchen nicht wenig. Endlich aber faßte sich die Frau, öffnete ein kleines Gitterfenster und fragte: was das Begehr sey?

Als sie die unbekannte Stimme hörte, und so viel es die Dunkelheit zuließ, den ihr gänzlich fremden Menschen erblickte, machte sie die Hausthür auf, um ihn einzulassen. Franz, der einen schönen Mantel aus dem Kleidervorrath seines Oheims umgeworfen hatte, sah stattlich genug aus, um für einen Boten des höchsten Gerichts gelten zu können, für den er sich ausgab. Unter diesem Vorwande hieß er den Goldschmied vom Tische aufstehen, wo er sich's eben recht wohl seyn ließ, und führte ihn in einen Winkel, um heimlich mit ihm zu sprechen.

„Würdet Ihr nicht, mein lieber Meister,“ fing er an,

Staats- und Stadtbibliothek Augsburg

um sogleich das Ding beim rechten Ende zu fassen, „würdet Ihr nicht einen schlechten Kerl von Nachbar, der sich unterfängt, Euch ein Gebüsch auf die Stirne pflanzen zu wollen, gehörig zu bedienen wissen?“

„Wer seyd Ihr,“ fragte der Goldschmied ganz verdutzt, „der Ihr Euch unterfangt, meinem rechtlichen Weibe so etwas nachzusagen?“

„Sagt mir vorerst,“ drängte nun noch einmal unser Schäfer den Goldschmied, „was Ihr thun würdet, wenn man Euch den Burschen an Händen und Füßen gebunden überlieferte?“

Der Goldschmied ward durch dies zuversichtliche Drängen denn doch ziemlich in die Enge getrieben.

„Ich würde — ich würde —“ stotterte er.

„Gebt Ihr mir Euer Wort, daß Ihr ihn in's Wasser werfen ließet?“ fragte Franz schnell.

„Zum mindesten,“ rief der Goldschmied, und wurde dabei roth vor Zorn. „Ja, ich würde ihn in's Wasser werfen lassen. Aber der, der sich unterstand, mich mit einem ungegründeten Verdacht zu äffen, oder meiner gar zu spotten, dürfte gewiß überzeugt seyn, kein gesundes Glied davon zu tragen.“

„Schon gut, schon gut, mein lieber Herr,“ sprach Franz besänftigend. „Ich bin Euer Freund schon lange, ohne daß Ihr mich kennt; drum hört mich an. So oft Ihr hieher kommt, um Euch die Pfefferkuchen Eures Gevatters gut schmecken zu lassen, eben so oft schleicht der Advokat Storchbein zu Eurem Weibe. Wollt Ihr

mir zur Stunde folgen, so wette ich mit Euch, daß Ihr in Eurer Schmiede wackeres Feuer finden sollt. Das thut aber nichts; hört mich weiter! Bei Eurem Erscheinen wird Euer Stellvertreter sich wie gewöhnlich in den großen Schrank flüchten, wo Eure Frau neben vielen andern Dingen auch ihre Hausapotheke zu verwahren pflegt. Nun müßt Ihr aber sprechen, daß Ihr im Weinhause, das Ihr besucht, einen Fremden angetroffen habt, der Euch den Schrank abgekauft, und der auf der Brücke hinter Eurem Hause mit einem Karren hält, um ihn aufzuladen."

Der Goldschmied warf einen flüchtigen Blick auf den Boten, und ohne ein Wort zu sagen — denn was hätte er wohl hierauf noch erwiedern können? — nahm er Hut und Stock, sagte seiner Freundin Lebewohl — die ganz erstaunt über den schnellen Aufbruch war, da sie die Sache ziemlich leise verhandelt hatten, und rannte so wild nach seinem Loche, gleich wie eine Ratte, die Arsenik im Leibe hat.

Bald steht er vor seinem Hause; er klopft, man öffnet, er tritt in die Thür und stürzt die Treppe hinauf. Auf dem Tische, der noch gedeckt ist, bemerkt er, daß zwei Personen gegessen haben. Zugleich vernimmt er, wie man den Schrank im Nebenzimmer zuschließt; zugleich tritt seine Frau in das Zimmer.

„Du hast ja für Zwei gedeckt, mein Kind," fragte der Goldschmied mit unterdrücktem Grimme.

„Nun ja, lieber Mann, weil ich dich erwartete; sind wir nicht zwei?"

„Nein," entgegnete er barsch, „wir sind drei."

„So kommt vielleicht noch so spät dein Gevatter nach," sagte sie mit einem Tone der vollkommensten Unschuld, indem sie das Licht ergriff, um die Treppe hinabzuleuchten.

„Nun ja, ich spreche von dem Gevatter, aber nicht von dem, der da kommen soll, sondern von dem, der schon da ist — dem im Schranke drinnen."

„In welchem Schranke?" fragte sie, durchaus keine Verlegenheit zeigend. „Bist du bei vollem Verstand? Wo siehst du hier einen Schrank? Und legt man denn die Gevattern in die Schränke? Bin ich eine Frau, die ihre Schränke voll Gevattern hat? Und seit wann lassen sich's die Gevattern gefallen, in Schränken zu liegen? Kommst du betrunken nach Hause, daß du deine Gevattern und deine Schränke verwirrend durch einander bringst? Ich weiß von keinem andern Gevatter, als unserm guten Freunde, dem Pfefferküchler, und von keinem andern Schranke, als dem alten da drinnen, wo ich meine Kamillen und meine Tropfen von den heiligen Schwestern aus Rössel aufbewahre."

„So so," sagte etwas beruhigter der Goldschmied, und er hoffte schon, daß der Fremde ihn zum Besten gehalten hatte. „So wisse denn, meine liebe Frau, daß eine böse Zunge mir zugeflüstert hat, du hättest einen verbotenen Liebeshandel mit dem Advokaten Sembrowski, dem Storchbein, und — damit ich dir's nur gerade

TH. PERGAY'S BUCHHANDL.
C. Krebs
ASCHAFFENBURG.

heraussage — daß er hier neben an in dem Schranke versteckt sey.“

„Ich sollte das thun?“ rief die gute Frau, „ich mich mit einem solchen Menschen einlassen, und hab' ich denn nicht dich, und will ich denn nicht nur dich allein haben?“

„So recht, Weibchen,“ schmunzelte der Goldschmied, „ich wußte es ja längst, daß ich eine gute Frau in dir besitze, und wir werden in Zukunft kein Wort mehr um des elenden Schrankes willen verlieren, der am Ende doch nur allein seiner Größe und Heimlichkeit wegen die Veranlassung zu dem Gerede der Leute wurde. Der mir den Floh in's Ohr setzte, ist ein Kistler, und der soll mir den Schrank abkaufen; ich will ihn nicht mehr in meinem Hause behalten. Für das Geld schaffe ich dir dann zwei neue, kleine und manierliche, in denen kein Kind Platz haben soll. So wollen wir dem Gerede der Bösen, denen Deine Tugend ein Dorn im Auge seyn mag, ein Ende machen.“

„Du hast recht,“ sprach sie, immer noch keine Verlegenheit zeigend, „mir liegt nichts an dem alten Kasten. Zum Glück ist er leer; unser Linnen ist in der Wäsche und die Kräuter und Arzneien habe ich bei dieser Gelegenheit auch ausgekramt. Morgen mit dem Frühesten kannst du den Schrank fortschaffen lassen. Willst du aber nicht essen?“ setzte sie einschmeichelnd schnell hinzu.

„Nicht doch,“ sagte er. „Es ist sonderbar, aber — es wird mir besser schmecken, wenn der Schrank aus dem Hause ist.“

„Das sehe ich nun wohl,“ versetzte sie, „dieser Unglücksschrank wird leichter aus dem Hause zu bringen seyn, als dir aus dem Kopfe.“

„Holla ho!“ schrie jetzt der Goldschmied seinen Gesellen und Lehrlingen zu, ohne auf die letzten Worte zu achten. „Kommt her und tragt mir den Schrank hinab.“

In einem Augenblick waren die Leute bei der Hand, und da der Meister selbst den gemessensten Befehl gab, so wurde auch dieser Liebesschrank gar bald von seiner Stelle gehoben und durch das Zimmer getragen. Als er aber durch die etwas enge Thüre passiren sollte, da wurde es nöthig, ihn zu stürzen, wobei der arme Advokat, der nicht daran gewöhnt war, auf den Kopf zu stehen, großes Leidwesen empfinden mußte, und einen leisen Seufzer über den andern ausstieß.

Die Frau konnte jetzt nur mit Mühe ihre innere Bewegung verbergen. Sie bat, daß man, um das Möbel zu schonen, doch etwas glimpflicher damit umgehen möchte, indem durch das Stürzen leichtlich etwas abgestoßen werden könnte. Der Goldschmied aber beruhigte sie darüber, da der Handel ja schon abgeschlossen sey, und der Kasten wurde in der einmal für gut befundenen Lage längs der Treppe hinabgelassen.

„Hoho! wo ist der Kärrner?“ schrie der Goldschmied, nachdem sie unten waren.

Franz, der sich indessen bei einem Nachbarn nach einem Handkarren umgesehen hatte, pfiff zur Antwort, und half den Gesellen beim Aufladen.

„Ach, Himmel, sey gnädig!" wimmerte leise der Advokat im Schranke.

„Meister, der Schrank hat gesprochen!" rief ängstlich einer von den Lehrlingen.

„Warum nicht gar, Esel?" schnauzte ihn der Goldschmied an.

„Er hat wahrhaftig gesprochen, Meister," schrie der Lehrling wieder, indem er das Ohr an's Schlüsselloch legte.

Ein kräftiger Rippenstoß schleuderte den Jungen fort.

„Welche Sprache redet denn der Schrank?" fragte höhnisch der Karrenmann, aber der arme Junge hatte genug, und wollte nicht weiter seine Sprachstudien bei dem Schrank fortsetzen.

Die Gehülfen und Lehrlinge durften nun wieder in's Haus gehen, während der Goldschmied dem Schäfer half, den Karren auf die Brücke zu ziehen. Obgleich wohl noch manches Wort daraus hervortönte, so thaten sie doch, als ob sie nichts von der seltsamen Beredsamkeit des Schrankes vernahmen, und nachdem sie noch einige Steine dran gebunden hatten, um ihrer Sache desto gewisser zu seyn, hoben sie den Schrank auf das Geländer der Brücke und stürzten ihn hinab in den Fluß.

„Schwimm nur zu, guter Freund," schrie ihm der Schäfer mit lauter Stimme nach, ehe der Kasten noch versunken war, und in dem Augenblick, als er einen schönen Ententwurf bildete.

Nachdem die That geschehen war, schüttelte der Gold-

schmied dem Schäfer die Hand und wollte seinen Namen wissen. Dieser aber hüllte sich tiefer in seinen Mantel und eilte durch die Nacht davon. Große Beklemmung war über ihn gekommen. Wenn auch Nothwehr ihn dazu gezwungen, so hatte er doch einen Mord vollbringen helfen. Wenn auch der durch ihn Getödtete ein Bösewicht gewesen, der ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, so war er doch nicht minder eines Mordes schuldig geworden. Seine Ruhe, der Friede in seiner Brust würde nie wiederkehren, das fühlte er wohl. An die Folgen, die es für ihn haben könnte, dachte er nicht einmal.

Als er über die Brücke eilte, schien das Wasser des Flusses ganz unheimlich zu rauschen und ein schmerzvolles Stöhnen daraus hervorzuschallen; es war ihm, als schwämme der Schrank gleich einer Arche auf den Wellen, als erhebe sich daraus die knochendürre Gestalt des Advokaten Sembrowski und erhebe flehend die magern Arme zu ihm und wimmere leise: Rette mich, rette! Taumelnd hatte er das Ende der Brücke und ein finsteres Gäßchen erreicht; er sank erschöpft auf einen Stein, um sich zu sammeln.

Aber bald trieb es ihn wieder empor. Noch diese Nacht mußte das blutige Werk ganz vollführt seyn, sonst war er verloren. Wurde morgen der Advokat vermißt und seine Rache nur halb vollführt, so drohte ihm die augenscheinlichste Gefahr durch den Kapitän.

Eine wunderbare Erleuchtung kam über ihn, und

ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, hatte sich ein Plan in ihm gestaltet, auch den andern Vetter noch in dieser Nacht zu vernichten. Welche Eingebung ihm dabei half, welche Macht ihn dabei unterstützte, er wußte es nicht; aber er dachte recht eifrig in diesem Augenblicke an seinen alten guten Oheim, den er so freundlich am Kamine verlassen hatte, und meinte: er schien es ja gut zu heißen, und da kann es nichts Böses seyn. „Trachteten sie mir doch auch nach dem Leben, und was thue ich denn anders, als mich vertheidigen?"

Beruhigter durch diese Gedanken, schritt er in der Nacht weiter fort.

Bald hatte er eine Straße erreicht, wo er ein Haus wußte, an dessen Thür er eiligst klopfte.

„Macht auf im Namen des Gerichts!" rief er.

Auf diese Worte hörte man im Hause ein langsames Scharren, wie von alten Pantoffeln, die über den Steinboden sich herzogen, und zitternd öffnete ein alter Mann mit grauem Barte ein kleines Fenster. Dies war Rabbi Jüdel, einer der reichsten Hebräer der Stadt, den eine solche nächtliche Mahnung in keinen geringen Schrecken versetzte.

„Was ist's? was soll's? was will man von mir?" rief er in einem Athem mit bebender Stimme dem untern Stehenden zu.

„Oeffnet nur getrost, Reb' Jüdel, und fürchtet Euch nicht," sagte der Schäfer, „Ihr seht, ich bin allein,

bringt Euern Meschores mit herab, so seyd Ihr zu Zwei. Ihr habt nichts von mir zu fürchten. Nur säumet nicht, denn ich habe Euch eine Sache von größter Wichtigkeit zu vertrauen."

„Um Gotteswillen! warum kommt Ihr bei Nacht!" schrie Jüdel. „Hat es nicht Zeit bis zum Morgen?"

„Es hat nicht Zeit bis zum Morgen," entgegnete der Schäfer, „denn nicht nur Euer Leben ist bedroht, sondern Euer Reichthum. Diese Nacht noch sollen Euch alle Eure Schätze und Kostbarkeiten entwandt werden."

„Reichthum, Schätze, Kostbarkeiten! was sprecht Ihr doch so dumm? Gott verzeih mir's!" waren Jüdels Worte." Ich komme nicht, ich kann nicht, da steckt was dahinter."

„Ja wohl steckt was dahinter, Jüdel! so hört an," nahm der Schäfer jetzt schnell das Wort. „Ich bin von dem Vogt geschickt, Euch zu melden, daß man es diese Nacht auf einen großen Raub in Eurem Hause abgesehen hat; der Vogt läßt zwar ringsum Häscher patrouilliren; allein er will Euch doch auffordern, gute Wache zu halten und Eure Hausleute um Euch zu versammeln. Verseht sie mit Waffen aus Eurer alten Rüstkammer; man weiß ja, daß unsere Edelleute Euch die prächtigsten Damascener und sonstiges Gewehr zu verschachern pflegen; auch weiß man, daß Ihr zwei starke Knechte, Christen, in Eurem Dienste habt, die wohl ihrem Mann stehen, und daß ihr so das kostbare Blut Eurer Glaubensgenossen nicht in Gefahr zu brin-

gen braucht. Benützt diese Warnung, um Euch vor Schaden zn wahren, und lasset's Euch gesagt seyn. Ich aber muß auf meinen Posten.

Der alte Jude rief noch gar Vielerlei hinab; allein Franz hörte nichts mehr davon, und eilte weiter, während jener mit klopfendem Herzen die kleinere Treppe hinabstolperte, um seine Leute zu wecken.

7.

Die Dame, welche aus bizarrer Laune — denn ein anderer Grund läßt sich fast nicht denken — unsern Raufbold den Kapitän Krummbuckel bei nächtlicher Weile zu empfangen pflegte, bewohnte ein großes Hotel am Ende der Marktstraße, hinter dem sich ein weitläufiger Garten von einer nicht eben hohen Mauer umgeben, weithin erstreckte.

Wie durch Eingebung wandte Franz seine Schritte nach diesem Garten hin, und in der That wurden die Zusammenkünfte der Beiden in einem der zahlreichen Pavillons gehalten, welche in den Boskets zerstreut lagen.

Franz lief eine Weile längs der Mauer hin, um zu sehen, wo sich ihm eine schickliche Stelle, sie zu überklettern, darbieten würde. Die Sache schien bedenklich. Er kannte die Oertlichkeit gar nicht. Es konnten Wächter, Hunde da seyn; er konnte auf Fallen mancherlei Art stoßen; seine Lage war so, daß er, statt einer gro-

ßen Gefahr zu entgehen, einer andern so recht in die Arme laufen konnte. Allein sein innerer Zustand gestattete ihm einmal keine Ruhe. Durch das Hinwegräumen des Advokaten schien ihm die drohende Gefahr nur verdoppelt zu seyn: so lange der Kapitän athmete, stand ihm das Verderben in noch gräßlicherer Gestalt gegenüber und noch näher als zuvor. Eine innere Stimme raunte ihm zu: Eile, eile, triff ihn gut! dann hast du die Erbschaft, sonst mordet er dich!

Während der Schäfer, getrieben von dieser innern Angst, noch immer den Zustand der Mauern untersuchte und sich nicht zu rathen wußte, wie er denjenigen Ort ausfindig machen sollte, wo das verliebte Pärchen seine Zärtlichkeiten tauschte, kam ihm der gütige Zufall zu Hülfe, wie es gewöhnlich der Fall ist. An der einen Ecke des Gartens, die am untern Ende, die entfernteste von dem Hotel, auf ein enges Gäßchen stößt, das von armen Leuten bewohnt wird, traf er eine Menge Menschen in seltsamer Bewegung. Die meisten von ihnen hatten das Aussehen, als wenn sie eben aus den Betten aufgestanden wären. Mit Nachtmützen und Tüchern auf dem Kopf, theils an den Fenstern, theils unter den Hausthüren, und Alles beleuchtet, als gälte es den Einzug einer fürstlichen Person oder sonst irgend eine große Sehenswürdigkeit.

„Was gibts?“ fragte der Schäfer einen alten Bürgersmann, der, mit einem großen Stocke bewaffnet, unter seiner Hausthür stand.

„Ha, was wird's geben?" antwortete dieser. „Wir glaubten schon, daß der Feind uns überfiele, solch ein Mordspectakel war's. Da ist's nun aber nicht weiter, als daß der verteufelte Krummbuckel mit seinem Schatz wieder einmal zankt."

„So so! Aber wo sind sie denn beide?" fragte schnell der Schäfer.

„Seyd Ihr denn taub? dort in jenem schönen Lusthaus, das an die Gartenmauer lehnt, wo das chinesische Dach auf den vergoldeten Kröten so prächtig durch die Nacht glitzt. Hört Ihr denn nicht den Tumult, da muß der Teufel los seyn."

Kaum hatte der Bürger diese Worte gesprochen, so erscholl in der That von Neuem der Ruf: Zu Hülfe! Mörder! eilt herbei! Worte, die bis dahin vom Schäfer nicht vernommen worden waren, weil vielleicht eben der Waffenstillstand zu Ende ging und die Feindseligkeiten wieder begonnen hatten. Man vernahm auch zugleich einen Lärm, als wenn Möbel zertrümmert würden und dazwischen die rauhe Stimme des Kapitäns: Ich will Dich lehren, mir so zu kommen! Ungetreue! Du mir das bieten? Da hast Du die Antwort! — Dann klagte und wimmerte wieder eine Weiberstimme immer schwächer und schwächer: Ich sterbe! kommt herbei! rettet mich!

Das Volk und der Schäfer an der Spitze hatten sich jetzt ganz nahe zu der Thüre des Pavillons hinzugedrängt, die nach dem Gäßchen führte.

„Es ist nicht der Mühe werth, so großen Antheil zu nehmen," sagte der alte Bürger. „Die Sache ist stets dieselbe, und wie man die Hand umdreht, werden sie wieder versöhnt seyn, um morgen von Neuem anzufangen. Das ist schon öfter vorgekommen, daß er geschrien: Ich schlage dich todt, und sie: Ich sterbe! ohne daß es wahr geworden wäre. Am andern Tage lebten sie noch, um dieselbe Komödie zu spielen."

Während der Mann dies sagte, vernahm man jedoch einen durchdringenden Schrei, dem unmittelbar ein schwerer Fall folgte; dann wurden die Lichter ausgelöscht und es herrschte große Stille in dem Hause, wie auch um dasselbe; denn auch die draußen Stehenden waren plötzlich von einem mächtigen Schrecken ergriffen. Man fühlte, daß hier ein großes Verbrechen geschehen seyn müsse. Die augenblickliche Erstarrung löste sich jedoch schnell wieder mit desto größerer Lebhaftigkeit auf; ohne ein Wort zu sprechen, hatte man doch, wie verabredet, Balken und Steine ergriffen, um die Thüre zu sprengen, und Franz war einer der ersten, der, einer Frau das Licht aus der Hand reißend, in den Saal trat, wo früher der Lärm gehört worden war.

Hier war Niemand zu sehen, aber Alles zeigte eine furchtbare Zerstörung. Die Trümmer eines üppigen Mahles lagen nebst Flaschen und anderem Geschirr am Boden, die Tapeten waren zerstochen, die Vorhänge zum Theil abgerissen, und hie und da sah man Spuren von Blut.

Franz, der nur von einem einzigen Willen beseelt war, stürzte durch dieses Gemach und öffnete die Thür einer anstoßenden Alkove, wo er die Lösung des Räthsels vermuthete. Das Schauspiel, das ihn hier erwartete, hielt ihn jedoch auf der Schwelle gefesselt.

Eine Dame lag am Boden, bleich und entstellt mit zerrauftem Haare, die den Busen umhüllenden Kleidungsstücke voll Blut und neben ihr der scheußliche Kapitän. Entsetzen in seinen Mienen, gute Worte gebend und die früher so laute Stimme plötzlich tief herabgestimmt.

Er bemerkte nicht sogleich die Eintretenden, so sehr war er mit seiner eigenen Lage beschäftigt und dem Gegenstand, der ihm am nächsten lag.

„He! kleine Schelmin!“ sagte er, „spiele doch nicht die Todte, warte, ich will dich zurecht setzen! Wie schön bist du doch, so bleich — —“

Und dabei hob er sie auf, um sie auf das Bett zu legen. Sie plumpte indessen steif und schwer hinein, wie ein todter Körper. Dies fiel dem Kapitän schwer auf's Herz, und er sah wohl ein, daß ihm nichts übrig blieb, als seinen Buckel hier so schnell als möglich aus dem Spiele zu ziehen. Da gab ihm der Teufel noch eine List ein, um das Leben in dem Leichnam wieder anzufachen.

„Armes Weib,“ sprach er, „wie war es möglich, daß ich dich, die ich so sehr liebte, so schmählich zurichten konnte. Ja, ich habe sie getödtet. Mein Engel, das Licht meines Lebens ist todt und erloschen. Lebte sie

noch, so würde dieses Fleisch nicht so verwelkt seyn, diese Brust nicht so hängen. Ha, wie der Tod diesen schönen Körper doch plötzlich so entstellt, so häßlich gemacht hat!"

Diese Worte wirkten. Die Dame, die sich dadurch wie elektrisirt fühlte, öffnete die Augen und neigte unmerklich seitwärts den Kopf, um in einen Spiegel zu schauen, ob sie denn wirklich schon so häßlich geworden war; und da sie sah, daß ihr Fleisch noch keineswegs welk, sondern üppig und fest, so erwachte sie wieder zum kräftigsten Leben, das sich durch eine derbe Ohrfeige kund gab, die sie dem noch immer neben ihr stehenden Kapitän mit voller Kraft reichte. „Das hast du dafür, den Todten Uebels nachzusagen," sprach sie dabei lächelnd.

Die Leute, die sich bis dahin als ergriffene Zuschauer in ruhiger Entfernung gehalten hatten, traten nun zum Theil näher, zum Theil entfernten sie sich. „Jetzt stehen sie auf dem Punkte, wo sie oft schon gestanden haben," sagte der alte Bürger. „Die Versöhnung ist da, und die Komödie ist aus. Wir haben für diesmal nichts weiter zu thun. Wollen wir gefällig seyn, so schicken wir ein paar von den Bedienten her, um die Wirthschaft aufzuräumen," damit verließ er mit Vielen das Zimmer.

Der Schäfer aber näherte sich seinem Vetter und sagte leise zu ihm: „Eine Todesangst hatte unsern Oheim ergriffen, und er trug mir auf, Euch aufzusuchen, es koste, was es wolle. Durch Zufall gelang es mir,

Euern Aufenthalt zu erforschen. Jetzt entdeckt mir, Mann des Unglücks, weßhalb Ihr hier so Schreckliches begonnen habt, und was Ihr nun zu thun gedenkt?"

Der Kapitän, überrascht, den Schäfer an diesem Orte zu sehen, schien dies jedoch für ein gutes Zeichen zu erkennen. Rasch zog er ihn in einen Winkel, so weit weg von den Leuten, als er konnte, und sagte leise zu ihm:

„Guter Franz, der Oheim lebt uns Allen zu lang, und stirbt er nicht bald, so bin ich verloren. Dies Weib hat durch tolle Verschwendungen mich und sich selbst zu Grunde gerichtet, und jetzt, nachdem ich ihr Alles geopfert, sagt sie sich los von mir, um sich in die Arme eines Reichen zu werfen."

„Ist's weiter nichts," erwiederte eilig der Schäfer, „so kann ich Rath und Hülfe schaffen." Hierauf neigte er sich zum Ohre des Kapitäns, der kleiner war als er, und setzte heimlich hinzu: „Wenn Ihr wüßtet, daß dreißig tausend schön geprägte Goldstücke im Schatten eines alten Baumes vergraben lägen, ohne von einem Drachen bewacht zu werden, würdet Ihr da wohl anstehen, Euch zu bücken, um sie auszugraben?"

„Was schwatzest Du da für Zeug?" rief der Kapitän, sich und den Ort vergessend, wo er sich befand, und nicht gewahrend, daß die Leute neugierig sich um ihn gesammelt hatten.

„Ich sage Euch Alles im Augenblick; doch vor allen Dingen sorgt, daß die Leute entfernt werden auf schickliche Weise."

Der Kapitän in der Freude seines Herzens befahl einigen Dienern, die indessen hinzugekommen waren, die Tische im Saale wieder aufzustellen, sie mit Wein und Speisen reichlich zu besetzen, und damit die guten Leute zu bewirthen, die durch sein Verschulden um ihre Nachtruhe gekommen waren. Kaum war dieser Befehl ergangen, so wurde richtig Hand an's Werk gelegt, und schneller als der Priester braucht, um sein dominus vobiscum zu sagen, war Alles vom Schrecken zur Fröhlichkeit übergegangen, und die Leute klirrten mit den Gläsern und schnitten herzhaft in Braten und Schinken, wo kurz zuvor noch Zank und blutiger Streit regiert hatten. Dies war das Charakteristische dieser geheimen Liebeshändel einer erst kurz entschwundenen Zeit; man liebte zärtlich und hatte doch die Waffe gleich zur Hand; dem Liebesgeflüster war der blutige Mord nahe gesellt, aber dem wilden Tumulte folgte der heitere in der stillen Verschwiegenheit von vier Mauern einer abgelegenen Behausung. Doch das sind Dinge, von denen die jetzige Welt nichts mehr weiß.

Nachdem die Dame — noch immer auf dem Bette liegend — mit Franz und dem Kapitän in der Alkove allein geblieben war, sagte der Letztere: „Jetzt sprich, Freund! was wolltest du mit deinen dreißigtausend Goldstücken? Hattest du Lust, meiner zu spotten, so schlage ich dich todt, wie einen Hund, ist es aber wahr damit, und kannst du mich hinführen zu dem vergrabenen Schatze, so will ich Alles thun, was du begehrst, und du darfst

über mich schalten und gebieten. An Muth gebricht es mir nicht —“

„Ihr braucht keinen Muth dazu,“ fiel ihm der Schäfer in’s Wort; „hört mich an. Auch ich habe zu Zeiten meine verliebten Stunden, so gut wie Ihr; hoch hinauf kann ich freilich nicht meine Blicke senden; ich muß mich mit geringer Speise begnügen. Da sah ich nun im Hause des reichen Juden, der unweit von unserem Oheim wohnt, ein hübsches Christenmädchen, die in seinen Diensten ist. Durch sie erfuhr ich, daß der Alte diesen Morgen eines Handels wegen über Land reiste, zuvor aber, um sich zu sichern, seiner Gewohnheit nach, das Kostbarste, was er im Hause hatte, unter dem alten Apfelbaume hinter seinem Hause vergrub. Er that dies wie gewöhnlich in früher Morgenstunde nach seinem Gebete, und glaubte dann von Niemand als den Engeln bei seiner Arbeit gesehen zu werden. Zufälliger Weise hatte nun aber mein Liebchen wegen heftiger Zahnschmerzen nicht schlafen können und sich in ihrem Dachkämmerchen in’s Fenster gelegt, sich an der frischen Morgenluft zu erholen. So hatte sie den alten Burschen bemerkt, als er einen Scheffel voll Goldstücke in die Erde versenkte. Diesen Abend, nachdem der Oheim zu Bette gebracht war, sah ich sie, und sie erzählte mir Alles. Wollt Ihr nun mir meinen Antheil an dem Funde sichern, so will ich Euch gern meine Schultern leihen, um in den Garten des Juden zu klettern und unter dem Baume nachzugraben, der nächst

der Mauer steht. Sprecht jetzt, und sagt mir, was Ihr von dem Vorschlag haltet?"

„Ich kann dir nur sagen, daß du ein ehrlicher und ganz vortrefflicher Mensch und mein liebster Vetter bist," versetzte der Kapitän, indem er ihn an's Herz drückte. „Wenn Du jemals einen Dienst von mir willst, so gebiete ohne Umstände. Wenn Du Dich von irgend Einem befreien willst, der Dir im Wege ist, so weih' ich Dir meinen Arm und mein Schwert. Ich stoße ihn nieder, und wenn er mein Freund wäre. Nicht mehr Dein Vetter, nein, sondern dein Bruder bin ich!"

Hierauf wendete er sich zu der Dame, die noch immer halb ohnmächtig mit geschlossenen Augen dalag, und sagte zu ihr: „Erheitere Dich, mein Kind, Alles wird gut, morgen überhäufe ich Dich mit Schätzen; Du sollst mehr zurückerhalten, als ich Dir jemals durchgebracht habe. Ich lasse die Keller öffnen, um meinen lieben Vetter und seine Freunde da drinnen nach Würden zu bewirthen, ich möchte das ganze Haus zu den Fenstern hinauswerfen lassen, überzeugt, daß wir morgen dennoch Alles wieder finden werden. Auf, mein Herz, meine Geliebte! cochana moja! sey getrost, Du siehst mich Deiner würdig wieder!"

In dieser Stimmung trat der Kapitän, mit seinem Vetter an der Hand, in den Saal, wo die Leute noch da saßen und sich's wohl seyn ließen. Er schenkte selbst dem Schäfer ein, der ganz in seiner bäurischen Weise in vollen Zügen das edle schäumende Getränk die Kehle

hinabrinnen ließ. Obgleich der Wein auf seinen starken Kopf nicht die geringste Wirkung machte, so stellte er sich doch bald betrunken, um den Rest der Nacht nicht unnütz verstreichen zu lassen. Es gelang ihm, durch sein verstelltes dummes Schwatzen den Kapitän dahin zu bringen, schneller aufzubrechen.

„Morgen frage ich, wie theuer Bialystok, ihr Leute?" schrie er, auf den Tisch schlagend. Wem ich mit hunderttausend Gulden helfen kann, der sage mir's, er soll sie haben." Und was dergleichen Redensarten mehr waren, die er vorbrachte.

Der Kapitän aber, der ihn für völlig betrunken hielt und besorgte, er könne vielleicht Alles verrathen, zog ihn mit sich fort, in der festen Absicht, wenn es erst an's Theilen gehen sollte, den Magen des guten Franz mit seinem Degen zu untersuchen, ob nicht etwa ein Schwamm darin sey, so wunderbar kam es ihm vor, daß er eine solche Masse Flüssigkeit aufzunehmen im Stande gewesen.

8.

Unterdeß hatte der alte Jüdel viele Mühe gehabt, seine Leute auf die Beine zu bringen. Zuerst weckte er seine Familie auf, Männer, Weiber und Kinder. Sein Sohn, ein Mann, groß und kräftig gewachsen, mit schwarzem, gekräuseltem Bart und bleichem Gesicht, war keiner von denen, die einer Waffenthat aus dem Wege gehen

oder vor einer Gefahr zurückbeben. Auf seinen Reisen nach Wilna, Grodno, Warschau oder noch weiter nach Lwow oder Krakau galt es, viele meilenlange Wälder zu durchziehen, in denen Gefahren aller Art den Reisenden erwarteten. Mit diesem nicht geringen Grade eines rühmlichen Muthes verband er die nöthige Gegenwart des Geistes, ohne die jener zu nichts frommt. Der scharfe Ueberblick, die Fertigkeit im Combiniren, die gewöhnlich den Begabteren seines Volkes inwohnt, hatten bei ihm, dem im Handel und Wandel Geübten, eine bedeutende Ausbildung erhalten.

Nächst ihm lebte der Eidam Jüdels in seinem Hause, von seinem langen Aufenthalte in England „der Engländer" genannt; ein Mann, im Geschäfte sehr erfahren und einer der Listigsten, wenn es darauf ankam, einen Schlag auszuführen. Jüdels Tochter und seine Schnur standen ihren Männern mit Rath und That an der Seite, und ihre sehr zahlreiche Nachkommenschaft — da bekanntlich die Juden in Polen ihre Kinder schon im dreizehnten Jahre verheirathen — zeigte deutlich, daß sie nicht aus der Art schlagen würde.

Dieser Familien-Congreß hatte sich nun sammt und sonders versammelt, und horchte der bedenklichen Nachricht, die Jüdel vorbrachte, mit großer Aufmerksamkeit zu. Man erkundigte sich nach allen Umständen, welche die nächtliche Warnung begleitet hatten; man erwog hin und her, ob nicht irgend eine Täuschung zu Grund liegen könne, und welche Täuschung der Warner beab-

sichtigt habe. Hierauf wohl überlegend, daß man wirklich einen bedeutenden Werth an Diamanten und andern Kostbarkeiten im Hause habe, wurde beschlossen, die zwei Kettenhunde im Hofe loszumachen und die zwei christlichen Packknechte, deren man im Waarenlager benöthigt war, zu wecken, die alte Rüstkammer zu öffnen, Alles mit den nöthigen Waffen zu versehen und bis zum Morgen eine wachsame Runde zu halten.

Wir sehen nun den alten, bleichen, zusammengebückten Rabbi Jüdel, eine kleine Laterne in der Hand, die morsche Stiege zum Boden hinansteigen, wo in einer entlegenen Kammer Waffen verschiedener Jahrhunderte und mannigfaltiger Nationen aufgehäuft lagen, eine Sammlung, die so mancher unserer heutigen Raritätensammler mit neidischem Blicke betrachtet haben würde. Es war ein langer Zug, der sich ungeduldig wegen der Langsamkeit des Alten zur Kammer bewegte; denn selbst die Kleinsten der Familie waren mit dabei, um die Herrlichkeiten, die sie so selten zu sehen bekamen, einmal wieder zu betrachten. Während sie sich auf die Lust freuten, waren Sohn und Eidam voll muthigen Grimms, die Bösewichter, die nach ihrer Habe trachteten, blutig zu züchtigen, aber Jüdel nebst den Weibern jammerte und ächzte nicht wenig wegen der bevorstehenden Gefahr. So verschieden waren die Gefühle dieser Menschen, als sie in die Waffenkammer traten.

Man wählte unter den Waffen die sichersten und mörderischsten aus, Alles jedoch so leise und still als mög-

lich, um der Nachbarschaft keinen Stoff zum Gerede zu geben, die von dem nächtlichen Handtieren der Juden irgend ein Mährchen ersinnen konnte, das zu allen Zeiten und in jedem Lande den Fanatismus gegen das arme Volk zu bewaffnen im Stande gewesen ist.

Für die beiden christlichen Knechte suchte man mit Stacheln besetzte Keulen hervor von schwerer Wucht, eine furchtbar zerschmetternde Waffe, die aus den alten Schlachten mit dem deutschen Orden bis auf ihre Zeit erhalten worden war. Die Bauern gruben dergleichen noch manchmal beim Umpflügen ihrer Aecker aus. Jüdels Sohn nahm für sich einen herrlichen Damascener, der irgend einem Tatarn-Khan angehört haben mochte, als er mit seinen Horden in dies Land gekommen war, eine prächtige funkelnde Waffe; ein Stahl so hart, um einen Stein zu zerhauen, der, von einem kräftigen Arme geführt, eine nie zu heilende, das Leben tief verletzende Wunde beibrachte. Der Engländer wählte sich einen langen florentinischen Dolch, den vielleicht Jüdel aus dem Nachlasse irgend eines Woywoden, der in Italien gereist war, erstanden haben mochte. Mit diesem tückisch-treffenden Instrumente wollte er hinzuspringen, nachdem die Andern vorgearbeitet haben würden, um den Erfolg der ganzen Unternehmung mit einem kühnen Stoße zu sichern.

Man wollte so eben mit diesen Gegenständen in aller Eile die Kammer verlassen, als plötzlich ein ängstlich-quickendes Geschrei die Aufmerksamkeit Aller nach einem

Winkel der Kammer lenkte, wo ein Haufen altes Eisenwerk vergessen dalag. Die unangenehme Störung war durch zwei Kinder des Hauses herbeigeführt, von denen das eine dem andern einen Helm aufgesetzt hatte, dessen Visier zugeklappt war, und nun allen Bestrebungen zum Trotze nicht mehr aufgehen wollte. Der kleine Itzig glaubte ersticken zu müssen. Da jedoch keine Zeit zu verlieren war, so mußte er in dem kriegerischen Schmucke hinabgetragen werden, als erstes Opfer dieses nächtlichen Feldzugs.

Man weckte die Knechte, übergab ihnen die Streitkolben, und während sich nun die Männer in den mit vielen schattigen Bäumen bepflanzten Hof vertheilten, waren die Zurückbleibenden beschäftigt, theils warmen Wein zu bereiten und zu beten, oder am leis geöffneten Fensterladen mit pochendem Herzen zu lauschen.

Die Beiden, Franz und der Kapitän, schritten indeß rüstig nach dem Hause des Juden. Jener muthig im Vorgefühl seines Sieges. Dieser unbesorgt und in der Freude der gehofften Beute. Sie sprachen nicht, um beim starken Schritte nicht ihre Lungen noch übermäßiger anzustrengen. Als sie jetzt sich Jüdels Wohnung näherten, drückten sie sich fest an die Mauer und huschten wie Eidechsen daran hin.

Sie waren jetzt an der Stelle, wo ein mächtiger Baum seine Zweige ausstreckte, und ein leises Zeichen des Schäfers gab dem hart hinter ihm gehenden Kapitän zu verstehen, daß hier der Ort sey, wo er den vergrabenen

Hort finden könne. Zugleich stemmte er sich mit Kraft gegen die Mauer, damit sein Begleiter auf seinen breiten Schultern sich über dieselbe schwingen könne. Mit Behendigkeit sprang der Kapitän hinauf, und einen Zweig des Baumes erfassend, war er mit einem Satze drüben. Aber einer von den Knechten, der hier Wache hielt, versetzte ihm sogleich einen so furchtbaren Schlag mit seiner Waffe, daß er zurücktaumelte. Ein Schwächerer als der Kapitän wäre davon besinnungslos zu Boden gestürzt; er jedoch war noch seiner Sinne so mächtig, daß er den Rückweg über die Mauer antreten wollte. Da sprang Jüdels Sohn hinzu, und mit dem Damascener weit ausholend, hieb er ihm das Genick durch.

Der Schäfer, der den Ausgang abwarten wollte, hörte das Sausen der Klinge in der Luft, und schrie von teuflicher Lust beseelt, daß ihm die Rache so wohl gelungen war, dem Sterbenden die Worte zu, die er ihm zugedacht hatte: „Jetzt setze dir deinen Kopf auf, Freund!"

Mit dem Engländer, der nun auch herbeieilte, um zur völligen Sicherung des Hauses seinen Dolch im Herzen des Diebes umzudrehen, kamen auch Lichter herbei, und die Familie des Juden sah jetzt mit großem Schrecken, daß es der Kapitän Sembrowski gewesen war, mit dem sie oft in Handelsverbindung gestanden, der unter ihren Streichen so eben den Geist ausgehaucht hatte.

Während auf solche Weise Bedrängniß und Jammer auf der einen Seite sich der Juden bemächtigte, und sie auf der andern sorglich daran dachten, dem sie dro-

henden Schlag mit listiger Geschicklichkeit auszuweichen, hatte sich Franz, der Schäfer, eiligst auf den Rückweg begeben. Der Doppelmord, der jetzt auf ihm lastete, weit entfernt, ihn zu erschüttern, hatte vielmehr eine vollkommene Beruhigung in ihm erregt. Er gedachte nur mit heiterem Sinne an die Erbschaft seines Oheims, die er in dieser einzigen Nacht sich ganz zu eigen gemacht hatte.

Schon war er weit weg von der Mauer, an deren Fuße der todte Kapitän in seinem Blute lag, und schritt nun eiligst über die Brücke, unter deren Bögen der Advokat in seinem Schranke auf tiefem Grunde ruhte, als er plötzlich im Nebel des grauenden Morgens einen Schatten an seiner Seite sah, der die Gestalt des alten Kanonikus angenommen hatte und nur riesige Verhältnisse dabei zeigte. Je rascher er sich bewegte, desto höher wuchs der Schatten, dessen Haupt bis zu den Dächern der höchsten Gebäude ragte, dessen Hände bis zum Boden hingen. Franz senkte seine Blicke zur Erde; allein eine unwiderstehliche Macht zog ihm dann wieder den Kopf empor, daß er hinaufblicken mußte zu dem grinzenden Munde des Phantoms, zu den feuersprühenden Augen, zu der im Morgenwind flatternden Mähne, und er vernahm, von Hohngelächter begleitet, die Worte: „Brav gethan, mein Söhnchen! nun hast du Alles! ich muß dich loben!"

Gefoltert von dieser Erscheinung, erreichte er das stille Haus am Dome, öffnete leise die Thür und stieg die

Treppe hinan. Hier hatte ihn die Erscheinung verlassen. Er trat beruhigter an das Bett seines Oheims. Hier lag der Alte mit den weißen Härchen um den bleichen Kopf und gefalteten Händen, ein ehrwürdiges Bild der Ruhe und des Seelenfriedens, vor ihm da. Er schaute so lange auf ihn hin, bis alle bösen Eindrücke wieder von ihm geschwunden waren, dann legte auch er sich, wie gewöhnlich, zu den Füßen des Bettes nieder, und schlief bald einen ruhigen, stärkenden Schlaf, aus dem ihn der hustende Kanonikus erweckte, der vielleicht angekleidet seyn wollte, um sich zur Morgenandacht in die Hauskapelle zu verfügen.

9.

Franz erwachte gewöhnlich sehr früh, nach aller Schäfer Art, die mit der Sonne aufzustehen oder ihr wohl gar voranzueilen pflegen. Die schauerlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht lagen wie ein Traum hinter ihm, und sein Herz fühlte sich wunderbar erleichtert. Welche Macht diese Ruhe über ihn gebracht, kümmerte ihn nicht sehr.

Er sprang auf und sah nach dem Alten, der mit klaren Augen dalag, ohne ihn zu befragen, wo er die Nacht zugebracht habe. Auch dies fiel Franz nicht auf, da er wohl wußte, daß den Alten zu Zeiten das Gedächtniß verließ und er oft nicht im Stande war, einen und denselben Gedanken nur ein wenig festzuhalten.

Der Kanonikus war übrigens nicht in seinem guten Humor, das merkte er gleich, und darum vermied er es auch, der nächtlichen Vorfälle zu erwähnen.

Nachdem der Tag weiter vorgeschritten war und sich das Leben auf den Straßen zu mehren begann, trieb es den Schäfer hinab, um zu erfahren, was man im Volke von dem Verschwenden der Brüder Sembrowski spreche, und die Sorge für seinen Oheim der alten Wirthschafterin desselben überlassend, eilte er fort, um hierhin und dorthin zu laufen. Allein Alles war stille in der Stadt; der Fluß hielt seine Beute auf tiefem Grunde gefangen und die Juden hatten den Leichnam des Kapitäns so weit von ihrer Wohnung gebracht und verscharrt, daß er gleichfalls noch nicht aufgefunden seyn konnte. Niemand sprach von den Verschwundenen; und diese Stille, die über diesen Ereignissen brütete, verstärkte mächtig die Ruhe, die in des Schäfers Gemüth herrschte.

Seltsamer Weise hatten ihn seine Nachforschungen so sehr in Anspruch genommen, daß er den Lauf der Stunden übersah, und so von einem Laden in den andern, von einem Wirthshaus in das andere gehend, das Heranbrechen des Abends nicht bemerkte und nun plötzlich mit Besorgniß daran dachte, seinen alten Oheim so ganz allein gelassen zu haben, und jetzt beim Nachhausekommen tüchtig von ihm geschmählt zu werden. Eiligst trat er den Heimweg an.

Beim Eintritte in das Haus fand er die alte Wirth-

schafterin, die ihm sogleich meldete, daß sein Oheim — als er zur Vesper läuten hörte — sich aufgemacht habe, um in den Dom zu gehen. Heute sey Sanct Mauritius, der Schutzpatron des alten Herrn und der Domkirche zugleich, und da wollte er zugleich auch der Einladung des Herrn Domprobst folgen, bei dem das ganze Kapitel eingeladen sey.

„Wie?" rief Franz erstaunt aus, „ist mein Herr Oheim nicht recht bei Troste, sich solcher Erkältung auszusetzen? Will der alte Mann kalte Füße bekommen, um noch ärger zu husten, als es schon der Fall ist? Will er sterben, früher, als es ihm vom Himmel beschieden ist? Da will ich nur hineingehen und ihm ein großes Feuer im Kamin anzünden und das Bett wärmen, damit er wieder zu Kräften kommen kann!"

Mit diesen Worten sprang er ein paar Stufen hinan, die zu dem Saale führten, wo sich der Kanonikus gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Er riß heftig die Thüre auf, weil er Niemand zu stören wähnte — aber wie heftig erschrack er, als er seinen Oheim im großen Lehnstuhl neben dem Kamine sitzen sah.

„Dacht' ich's doch gleich," sprach er zu sich selbst, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, „daß die Alte mich zum Besten hat. Ich wußt' es ja wohl, daß mein Oheim gescheidter ist, als des Abends Gesellschaften zu besuchen."

Der Kanonikus sah ihn starr an und sprach kein Wort.

Der Schäfer, der, wie alle Leute seines Standes, viel Mutterwitz und eine gute Beobachtungsgabe besaß, wußte wohl, daß solche Greise manchmal in einem erleuchteten Zustand sich befinden und gleichsam schon in einer andern Welt schweben, mit den Urstoffen der Natur in engere Verbindung treten, und von der Außenwelt ganz abgezogen, in ihrem Innern Gespräche führen, von denen andere Menschenkinder nichts begreifen. Dies bedenkend, zog Franz sich ehrfurchtsvoll in einen Winkel des Zimmers zurück, um das Ende dieses nachdenklichen Zustandes bei seinem Oheim abzuwarten, der immerfort seine Stellung behielt, ihn durchdringend betrachtete und in seinem Stillschweigen verharrte.

Jetzt wurde es dem Schäfer mit einem Mal ängstlich und beklommen. Das hereinbrechende Dunkel wurde immer tiefer, und auf dem schwarzen Grunde zogen in lebendigen Farben, gleich Phantasmagorien, die Ereignisse der Nacht vorüber. „Da sitzt mein frommer Oheim," dachte Franz „und weiß nicht, welche Blutschuld auf seinem Neffen ruht, der ihm allein nur noch übrig blieb, der ihm seine zwei Liebsten morden ließ!"

Ein stilles Gebet folgte auf diesen Gedanken, und mit der Beruhigung, die es ihm verschaffte, hob es sich immer höher und höher und nahm so sehr sein ganzes Wesen ein, daß er ganz zur inbrünstigsten Andacht wurde. Da zog ein leises Wehen durch das Gemach, und er mußte seine Blicke unwillkürlich nach dem Kamine wenden, wo der alte Kanonikus saß. Nun fiel ihm plötzlich

die Gestalt desselben auf. Die langen Nägel an den Füßen, die ihm früher schon so sonderbar geschienen hatten, waren so sehr angewachsen, daß sie die Pantoffeln zu durchbohren drohten, und nun wurden die Beine wie glühend, daß ihr rother Widerschein durch die Beinkleider drang und Alles umher wie in Feuer zu stehen schien.

„Was ist das?" schrie Franz entsetzt. „Kann der Tod so verwandeln, und ist mein guter Oheim denn gestorben?"

Da erhob sich die Gestalt langsam aus dem Sessel, und immer größer werdend, wollte sie auf ihn zuschreiten, aber in der fürchterlichsten Angst seines Herzens rief Franz Gott und alle Heiligen an, und die Thüre öffnete sich, und der alte Kanonikus trat noch einmal in's Zimmer, diesmal aber mit dem Gebetbuch in der Hand und einer roth gefrorenen Nase.

„Da ist ja mein lieber Oheim!" schrie Franz freudig. „Aber was ist das, Herr Kanonikus, daß Ihr zu gleicher Zeit hier am Feuer sitzen, um die Leute zu erschrecken, und zu gleicher Zeit beim Herrn Domprobst seyn könnt? Gibt es denn zwei Kanonikus, wie Ihr in der Welt?"

„Mein guter Franz," sprach der Eintretende, „es gibt eine Zeit im Leben, wo man sich wohl an zwei Orten zu gleicher Zeit zu seyn wünscht; solches Glück ist aber dem Menschen nicht beschieden. Bist du denn aber toll oder blind, mein lieber Sohn? Wo siehst du mich denn doppelt? Bin ich nicht allein hier?"

Schnell wendete nun Franz den Kopf nach dem an=

andern Kamine und fand den Sessel leer, und als er sich sehr befremdet — wie man leicht denken kann — der Stelle näherte, da fand er am Boden ein Häufchen Asche, aus der ein starker Schwefelgeruch ihm entgegendunstete.

Bebend erhob er sich vom Boden, denn er wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte und wer ihm die verfänglichen Rathschläge gegeben, sich seiner beiden Miterben zu entledigen. Das Einzige, was ihn trösten konnte, war noch, daß er nur aus Nothwehr gehandelt hatte, da seine schlechten Vetter ihm nach dem Leben trachteten.

Er beichtete Alles kurz und natürlich seinem alten Oheim, der es für eine weise Fügung Gottes ansah, und hinzufügte, daß das Böse und Gute gleichmäßig in der Welt vertheilt sey, und daß sich dem Guten eben so viel Böses, als dem Bösen Gutes beigemischt finde. Hier hatte der Teufel selbst dazu dienen müssen, Verbrechen zu bestrafen, als er sich aber der Tugend bemächtigen wollte, sey ihm die größere Macht entscheidend gegenüber getreten.

Noch in derselben Nacht segnete der Kanonikus das Zeitliche und gab seinen Geist auf. Franz, von den letzten Ereignissen heftig ergriffen, drückte ihm weinend die Augen zu. Von dem reichen Erbe, das ihm zufiel, wandte er einen bedeutenden Theil dem Franziskanerkloster zu, in dessen Orden er sich aufnehmen ließ und in dessen Schooße er alle seine weltlichen Wünsche und Hoffnungen für immer begrub.

Der andere Theil der Erbschaft fiel auf eine Seitenlinie des Sembrowski'schen Hauses, die bald darauf eine schöne Brücke über das Flüßchen Bialy bauen ließ, in deren Mitte sich der Erzengel Michael erhob, wie er Satan bekämpft. Dies Letztere zum Andenken der Begebenheit, die dem Lebenswandel ihres Verwandten die fromme Richtung und ihnen die reiche Erbschaft verschafft hatte, und als ein fortwährendes Wahrzeichen für kommende Geschlechter.

Als einst Herr S. in Danzig an einer schweren Augenkrankheit litt, erzählte er diese Geschichte einigen Freunden, die ihn besuchten, und theilte später denselben eine Familien-Chronik mit, worin sie als wahrhaft verzeichnet stand und ganz so, wie sie hier wieder gegeben wurde.

Der andere Theil der Gesellschaft ließ auf jene Stirn-linie des [illegible] Hauses, die [illegible] darauf eine schöne Brücke über das [illegible] [illegible] bauen sich, in deren Mitte sich der [illegible] [illegible] erhebt, wie er [illegible] [illegible]. Diese Letztere zum Andenken der Gegebenheit, die dem [illegible] ihres Bewohners ein [illegible] Richtung und ihnen die [illegible] Gesellschaft ver-[illegible], und als ein fortdauerndes Wahrzeichen für kommende Geschlechter.

Als einst Herr S. in Danzig an einer schweren Augenkrankheit [illegible] die [illegible] er diese Geschichte einigen Freunden, die [illegible], und theilte ihnen denselben eine Familien[illegible] mit, worin sie als [illegible] gezeichnet stand und ganz so, wie sie hier oben gegeben wurde.

Der Muttermörder.

1.

In jenem alten Hause, das dort mit der einen Seite dem Marktplatze des Städtchens, mit der andern dem engen Gäßchen zugewendet ist, will seit fünfzig Jahren Niemand einziehen. Das Haus zeigt von außen ein wohlhabendes wohnliches Aussehen, und wahrlich, sie gehörten zu den reichsten und angesehensten Bürgern der Stadt, die es einst bewohnten. Die Fenster sind blank und ganz, die Dachsteine wohlgefügt, der äußere Anstrich sauber und neu; nichts fehlt, was den Käufer oder Miether anzulocken vermöchte; allein Niemand kommt, der dazu Lust trüge. „Es geht um in dem Hause," ist die allgemeine Sage. Kein böser Geist zwar, wird dann hinzugefügt; allein man erschrickt doch darüber, und es gibt Menschen, die dem Geiste im Allgemeinen so abhold sind, daß sie deßhalb jeder Gemeinschaft mit Geistern — gehören sie lebenden oder todten Körpern an, sowohl im guten oder bösen Sinne — aus dem Wege gehen.

Es sind nun länger als fünfzig Jahre her, daß in dem Hause ein wohlhabender Kaufmann mit seiner Gat-

tin in glücklicher Ehe lebte. Sie waren Beide schon zu hohen Jahren gekommen und widmeten alle ihre Liebe und Sorgfalt dem einzigen Sohne, den der Himmel ihnen geschenkt hatte. Der Himmel? so wähnten die guten Leute, allein nicht des Himmels Segen ruhte auf dieser Frucht ihres Zusammenlebens, vielmehr brütete ein Keim der Hölle in dem Gemüthe des jungen Menschen, der alle gute Saat, welche Aeltern und Lehrer auszustreuen bemüht waren, zu überwuchern drohte.

Schon dem Knaben zog seine Aufführung manche Strafe der Behörden zu, die durch das Ansehen des Vaters nicht abgewendet werden konnte, da sie die Folge grober Verletzung der öffentlichen Ruhe war. Da sich dieses oftmals wiederholt hatte, so wurde fast kein muthwilliger oder böser Streich in der Stadt selbst oder ihrem Weichbilde ausgeführt, als dessen Urheber man nicht den ungerathenen Sohn — wie er überall genannt wurde — erkennen wollte. Man glaubte sich in dieser Annahme so wenig zu täuschen, daß die Behörden ihn sogleich zur Rechenschaft zogen, und Privatpersonen, die ihn erwischen konnten, ohne Weiteres einer Züchtigung unterwarfen, wogegen weder die Beschwerden des Vaters, noch die Klagen der Mutter etwas fruchteten.

Dieser Zustand der Dinge trug aber nur dazu bei, die Gemüthsverfassung des jungen Menschen noch böser und störrischer zu machen, als sie von Natur schon war. Er wuchs indeß rasch heran und sein Körper entwickelte sich wunderbar stark und schön, aber wie es schien, auf

Kosten des Geistes. Wie man oft den umgekehrten Fall bei sehr geistreichen Kindern bemerkt, deren Wachsthum und körperliche Ausbildung in dem Grade zurückbleibt, als der frühreife Geist sich entwickelt. Als Heinrich Walter in das Jünglingsalter getreten war, konnte er für ein Muster jugendlich-kräftiger Schönheit gelten, und nur eine niedere Stirne und ein kleines Auge, das niemals offen und frei in die Welt schaute, waren die Anzeichen, daß das Innere, Unsichtbare dem Aeußern nicht entsprach. Es war hiedurch gleichsam eine Warnungstafel aufgehängt, um edle, unbefangene Naturen von der Annäherung abzuhalten, die sie, angelockt von den übrigen Vorzügen des Menschen, zu leicht versucht haben würden. Aber diese schmale Stirne, auf der gleichsam eine unheildrohende Wolke lagerte, wie der Schatten von bösen Gedanken erzeugt, die dahinter ihren Sitz hatten, dieses Auge, das scheu in den Boden wühlte, sobald ein freier Blick ihm begegnete, scheuchten sogleich jeden zurück, der sich eines guten Sterns im Leben zu erfreuen hatte. Wer hingegen aus Leichtsinn diese Warnung übersah, gerieth mindestens in häßliche Verwicklungen, wenn nicht gar ernstere Folgen sich daraus entspannen.

Heinrichs Entwicklung, die blos körperlich war, reizte ihn früh zu Ausschweifungen aller Art, um seiner Kraft ein Gegengewicht zu suchen. So lange der Vater lebte, war dem nach allen Seiten überschwemmenden Strome mit großer Mühe doch noch ein Damm gezogen. Die

Furcht vor Einkerkerung, womit der Vater den Sohn schon oftmals bedroht hatte, hielt die stärksten Ausbrüche von Gewaltthätigkeit noch zurück. Allein theils das Alter, theils der Gram hatten den würdigen Mann aufgerieben, und gebeugt von Sorgen um die Zukunft seines Erzeugten, war er aus der Welt gegangen. Die schwächere Mutter war nun allein noch übrig, neben ihrem Sohne zu wandeln, der eine jede ihrer Vermahnungen hohnlachend in den Wind schlug, und sich bald gänzlich auf gewaltsame Weise ihrer Vormundschaft entzog.

Fünfzehn Jahre waren seit dem Tode des alten Herrn Walter hingeschwunden. Die Mutter war jetzt beinahe achtzig Jahre alt und mußte das Härteste erleben, was einer Mutter bevorstehen kann, Mißhandlung von ihrem eigenen Kind. Für Alles, was sie um ihn erlitten, für sorgliche Pflege, die sie ihm in Krankheiten gespendet, für kummervoll durchwachte Nächte, die ihr sein Leichtsinn bereitet, für Zagen und Angst, wenn ihn die Gesetze strafend betroffen, für die tiefste, schmerzvollste Sorge um seine Zukunft und sein' dereinstiges Heil ward ihr nichts, als Elend und Jammer; sie mußte schweigen und dulden.

Die ebenbürtigen Jungfrauen der Stadt waren stets vor jeder Annäherung zurückgescheucht, und so war es denn unmöglich geworden, für Heinrich eine Gattin zu erwählen. Er selbst verhöhnte zu sehr alle Sitte und mißachtete zu sehr die Verhältnisse der Convenienz, als daß er das Bedürfniß einer soliden Verbindung gefühlt

hätte, in der er nur stets den lästigsten Zwang erblickte. Um sich — wie er vermeinte — seine Freiheit im vollen Maße zu bewahren, wollte er unverehlicht bleiben, und ging dadurch eben, wie so viele, der ärgsten Sclaverei entgegen.

Eine Magd, deren roher Sinn mit dem seinigen einklang, widerstand nicht seiner Versuchung und hatte sich bald in seine Gunst gebracht und zugleich zu seiner Haushälterin emporgeschwungen, die seines größten Vertrauens genoß und alle seine Geschäfte verwaltete. Unter dem Einfluß dieses übermüthigen Geschöpfes, die über ihn eine uneingeschränkte Macht übte, beleidigte er nicht nur selbst seine Mutter, sondern sah es gern mit an, wenn diejenige, die ihrer Stellung nach ihr ehrfurchtsvoll hätte dienen sollen, sie gleichfalls mißhandelte. Diese Behandlung war bald nach einem vollständigen Systeme ausgebildet, das den empörendsten Charakter annahm. Nachdem der alten Frau nach und nach die Bedürfnisse des Lebens bis auf die kleinsten Rationen gesetzt waren, nachdem sie alle Tage hören müssen, daß sie viel zu lange schon lebe und längst im Grabe ruhen sollte, nachdem ihr längst in dieser Umgebung kein freudiger Augenblick mehr erblüht war, ging der Grausame so weit, seine Mutter aus dem Hause zu verjagen. Aus diesem Hause, wo sie ihrem Sohne das Leben gegeben hatte, wo sie ihrem Gatten die Augen geschlossen, wo sie alles Widerwärtige, ja das Entsetzlichste ohne Murren ertrug, um nur das Glück zu ge-

nießen, in der gewohnten, durch lange Jahre ihr theuer gewordenen Umgebung zu sterben.

Vergebens waren alle ihre Bestrebungen, den Sohn zu erweichen. An dem Morgen, der zu ihrem Auszuge festgesetzt war, hatte die arme Frau die wenigen Gegenstände, über die sie noch zu verfügen hatte, in eine kleine Truhe zusammengepackt. Es hätte jeden Fremden innigst bewegen müssen, zu sehen, wie dieses Leben, das jeden Augenblick bereit war, zu erlöschen, unter Thränen von den kahlen Wänden ihres Kämmerchens Abschied nahm; wie die alte hinfällige Greisin im reinlichen Häubchen, in den ärmlichen verblichenen Kleidern vor ihrem strengen Sohne erschien, ihn um die einzige Gnade zu bitten, sie doch in ihrem Kämmerchen sterben zu lassen, ohne dadurch den Undankbaren zu bewegen, von seinem Vorsatze abzugehen; wie sie dann die Magd kniend flehte, ein gutes Wort für sie einzulegen, und wie auch diese unerbittlich blieb. Nichts wollte helfen; der Tag, die Stunde war gekommen, und die Mutter wurde mit Gewalt zur Thüre hinausgestoßen, die man hinter ihr zuriegelte. „Man würde ihr die Sachen nachsenden!" waren die einzigen Worte, die man ihr zum Abschiede nachrief.

Gern hätte Frau Walter, um das Aufsehen zu vermeiden, ihren Gang beschleunigt und die Straße so schnell als möglich verlassen, allein ihre Füße versagten ihr den Dienst. Sie sank auf die Steinbank an der Thüre nieder, und war nicht vermögend, sich aufzurich-

ten. Die Nachbarn, die schon lange mit Unwillen über die schlechte Behandlung, die der Sohn der Mutter angedeihen ließ, erfüllt waren, sammelten sich sogleich vor dem Hause, und während Einige mitleidsvoll der Mutter ihre Hülfe anboten, brach bei den Andern die höchste Erbitterung gegen den Urheber ihres Kummers los. Kaum war die Mutter fortgeführt und in Sicherheit, so entstand ein allgemeiner Aufruhr. Man hörte Verwünschungen gegen den unnatürlichen Sohn von allen Seiten; man warf mit Steinen gegen das Haus und zerbrach die Fensterscheiben, und man drohte endlich, in das Haus zu dringen, und machte bereits Anstalten, die Thüre zu sprengen, als die Behörde einschritt, um größeren Unordnungen vorzubeugen. Ein Beamter entführte Heinrich Walter durch eine Hinterthüre dem wüthenden Volke, und entzog ihn so seiner gerechten Entrüstung.

Indeß war Frau Walter in die ihr bestimmte, von ihrem Sohne für sie gemiethete Wohnung gebracht worden. Sie lag in dem entlegensten Theile der Stadt, wo die ärmsten Einwohner hausten; sie war unreinlich und deshalb ungesund in so hohem Grade, daß kein Miether sich selbst unter den Aermsten seit lange schon für sie hatte finden wollen. Aber Alles dieses erfüllte das Herz der Mutter nicht mit gehäßigen Gefühlen gegen ihren Sohn; es schien, als ob der schwarze Undank des Verfolgers die Güte und Milde des Schlachtopfers nur vergrößern und vermehren konnte.

Frau Walter mochte es nicht unterlassen, dann und wann nach dem Hause zurückzukehren, das sie früher bewohnt hatte; um fortdauern zu können, schien es ihr Bedürfniß, dieselbe Luft mit ihrem Sohne zu athmen. Oftmals am späten Abende sah man die gute Alte zu ihrem Hause schleichen und Stunden lang auf der Steinbank vor der Thüre sitzen. War ihr der Zufall günstig, so schlüpfte sie wohl auch heimlich durch die offene Thüre, um in irgend einem dunkeln Winkel versteckt den Augenblick zu erhaschen, wo sie ihren Sohn sehen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden. Sie wußte, daß sie sich der härtesten Mißhandlung aussetzte, und konnte diese Versuche nicht aufgeben, die ihr einzig und allein ihr tiefes Elend noch erträglich machten. Die glaubwürdigsten Leute aus der Nachbarschaft sagten übrigens aus, daß sie sie oft zur Nachtzeit auf den kalten Steinen vor dem Hause hätten knien sehen, im Gebete versenkt, das sie für ihren Sohn zum Himmel emporschickte.... Aber sollte man es glauben, diese Thatsachen, die Vorstellungen, die man Heinrich Walter darüber von allen Seiten machte, nichts war im Stande, seine Sinnesart zu mildern. Begegnete er zufällig seiner Mutter, so ging er ihr aus dem Wege, um nicht von ihr angesprochen zu werden, oder er jagte sie unter heftigen Worten und Thätlichkeiten von seiner Schwelle und zwang sie in die Wohnung zurückzukehren, die er nun einmal fest und unwiderruflich ihr zum Aufenthalt bestimmt hatte.

Endlich war der Tag gekommen, der zur Freude aller

Gutgesinnten diesen Gräueln ein Ende machen sollte. Seit früheſtem Morgen hatte Frau Walter ihren Platz auf der Steinbank vor dem Hauſe wieder eingenommen. Sie bot in ihrem reinlichen und doch ſo ärmlichen Anzuge mit dem Wackelkopfe und den gefalteten Händen das rührendſte Bild, das man ſich denken kann. Sie horchte auf jede Bewegung, auf jedes Geräuſch im Hauſe, das ihr die Nähe ihres Sohnes verrathen konnte. Endlich glaubte ſie ihn ſelbſt zu hören, und ſich mühſam erhebend, mit der Hand ſich an der Mauer feſthaltend, ſchwankte ſie in das Haus, um einen neuen Verſuch zu wagen. Sie fühlte es, daß ihre letzte Stunde herannahte, und wollte dieſe nicht ohne ihn erwarten. Dies Einzige erflehte ſie als letzte Gnade, dann ſey er ihrer überläſtigen Gegenwart ja für immer ledig, ſetzte ſie hinzu. Sie war auf ihn zugegangen, der ſie mit finſterem Blicke im hinterſten Theile der Flur feſt erwartete; ſie verſchwendete die zärtlichſten Worte, ſie beſchwor ihn bei dem Heiligſten — da hebt er den Fuß, und mit einem gewaltigen Tritte ſchleudert er ſeine alte Mutter von ſich, die bewußtlos zu Boden ſtürzt. Einige Leute, die früher ſchon durch die Scene am Eingange gefeſſelt ſtanden, eilen jetzt hinzu und ſind bemüht, die Ohnmächtige aus dem Bereich der Gewalthätigkeiten zu führen, die ihr drohen; andere rufen die bewaffnete Macht herbei, und Heinrich Walter wird in's Gefängniß abgeführt.

2.

Der Tag des Gerichtes war angebrochen; Heinrich Walter, die Magd und einige Zeugen waren zugegen. Man war von allen Seiten gespannt auf die Verhandlungen. Selbst die Richter waren es mehr als gewöhnlich; als nun die Thüre sich öffnete und eine alte, von den Jahren gebeugte Frau hereinschwankte und sich auf den Arm eines ihr fremden jungen Mädchens gestützt hatte, das mitleidsvoll herzugeeilt war, um diesem verlöschenden Leben seinen Ausgang aus der Welt zu erleichtern.

Beim Anblick seiner Mutter zeigte Heinrich eine empörende Gleichgültigkeit; als er aber des sie führenden Kindes ansichtig wurde, da zuckte er wild zusammen und konnte seiner innern Bewegung kaum Meister werden. Die Richter bemerkten dies sogleich, schoben aber den Umstand für ein weiteres Verhör auf.

Die alte Frau hatte sich niedergesetzt und ihr bleicher zusammengeschrumpfter Mund wiederholte immerfort: „Er hat mir nichts gethan! Er hat mir wahrlich nichts zu Leide gethan!"

Sie läugnete Alles, was die Zeugen aussagten, und setzte hinzu, daß man ihr das Leben rauben würde, wenn man ihren unschuldigen Sohn verurtheilen könnte.

Der Advokat des Angeklagten that das Seinige, um zu beweisen, daß Heinrich Walter nicht im vollständigen Besitze seiner geistigen Fähigkeiten sey; daß die ganze

Stadt es wisse, wie schnell sich sein Körper auf Kosten seines Geistes entwickelt habe; wie ein Uebermaß körperlicher Kräfte ihm an die Stelle geistiger Ausbildung zu Theil geworden wäre; wie endlich Uebereilung und Jähzorn ihm angeboren, bei der hartnäckigen Zudringlichkeit einer alten eigensinnigen Frau — und wenn diese selbst die leibliche Mutter sey — leicht überwallen und zu irgend einer schlimmen Aeußerung, zu irgend einer heftigen Handlung bringen könnten. Daß von dieser Ansicht des vorliegenden Falls wohl hinlänglich mildernde Umstände für den Angeklagten statt fänden, könne Niemand läugnen, wenn gleich das Ganze eine strenge Rüge und Untersagung für die Folge herbeiführen müsse.

Nachdem Alles zu Protokoll genommen war, schritt man zu einer andern Frage, die augenscheinliche innere Bewegung des Angeklagten beim Erblicken des jungen Mädchens betreffend, das seine Mutter führte. Allein Heinrich wollte hierüber keine Auskunft ertheilen. Er läugnete die Thatsache und war zu keinem Geständniß zu bringen. Der Proceß sollte nun seinen gewöhnlichen Gang fortgehen. Heinrich aber wurde gegen eine bedeutende Kaution bis auf Weiteres in Freiheit gesetzt.

3.

Am Abend desselben Tages blicken wir in das elende Kämmerchen, wo die alte Frau Walter wohnt.

In ihrem eigenen Bette, das die Grausamkeit des Sohnes doch nicht im Stande gewesen war, vorzuenthalten, und das daher noch von besseren Tagen zeugt, liegt die alte Frau schwer athmend und bereit, jeden Augenblick vor ihren höhern Richter zu treten. Neben ihr sitzt auf einem Schemel das junge Mädchen, das sich so unaufgefordert zu ihrer Pflege hergegeben. Es hatte, eine älternlose Waise, seit einigen Jahren schon im Orte gedient, und da es gerade jetzt ohne Dienst sich befand, so weihte sich das gute Geschöpf dieser freiwilligen Pflege und wandte sein weniges Erspartes gern dazu an, das Unglück der Greisin zu lindern, dem sie wie ein hülfreicher Engel erschienen war. Sie wußte von ihrer Herkunft nichts; sie war ein ausgesetztes Kind, von einer Bäuerin gefunden, dem Waisenhaus überliefert und dort erzogen worden.

Die Lampe war dem Verlöschen nahe; Frau Walter schien zu schlummern, und das Mädchen fühlte das gleiche Bedürfniß. Ein Strohsack im Winkel des Kämmerchens diente ihr zum Lager, und nachdem sie zum Bette der Alten noch einmal hingeschlichen war und sich an dem Frieden erfreute, der über diesem Antlitz schwebte, löschte sie die Lampe und legte sich auch zur Ruhe.

Sie war aber noch lange in dem Zustande zwischen Wachen und Träumen. Die Gerichtsscene lebte wieder auf vor ihr, und die Gestalt und das Aussehen des Mannes, der, eines so schweren Verbrechens angeklagt, in dem

Augenblicke seiner Vertheidigung eine so augenscheinliche Theilnahme für sie gezeigt hatte, schwebte ihrem innern Blicke jetzt lebhaft vor. Sie suchte sich zu besinnen, ob sie mit dem Manne schon irgendwo zusammen getroffen sey; allein vergebens: er war ihr gänzlich fremd und heute zum ersten Mal erschienen.

Ein sehr leises Geräusch ward ihr vernehmlich, jedoch ohne sie völlig ihrem schlummerähnlichen Zustande zu entreißen. Obgleich sie nicht wußte, was es seyn könne, so ließ sie es doch ruhig gewähren, denn nächtlicher Einbruch von Dieben war hier ja nicht zu besorgen.

Plötzlich öffnete sich leise die Kammerthür und ein greller Schein erleuchtete das Zimmer, der aber schnell wieder verschwand, um der vollkommensten Dunkelheit Platz zu machen. Leise tappende Schritte wurden vernehmbar, die das Mädchen nun deutlich hörte, und sich aufraffend, auf seinem Strohsacke sitzend, ihnen spähend nachhorchte. Jetzt hielten die Schritte inne; ein Moment Stille, dann ein dumpfer, erstickter Seufzer; Alles wieder stille, bis ein leises, kaum vernehmbares Röcheln wieder gehört wurde. — Jetzt hielt sich das Mädchen nicht länger; von der fürchterlichsten Angst getrieben, mit einer übernatürlichen Kraft begabt, sprang sie vom Lager auf und nach der Richtung des Bettes hin.

„Im Namen Gottes! wer ist hier?“ schrie sie.

In demselben Augenblicke brach der grelle Schein wieder aus einer dunkeln Hülle hervor und beleuchtete

die Scene. Das Mädchen sah sich einem großen Manne gegenüber, der, von Schrecken bemeistert, wie angewurzelt da stand. Sie sprang auf ihn zu, um ihn zu halten, falls er ihr entrinnen würde, da fiel der volle Strahl der Blendlaterne, die er hielt, auf ihre Gestalt, und mit dem entsetzlichsten Ausdrucke „Friederike!" schreiend, wankte er einige Schritte zurück.

„Woher wissen Sie meinen Namen?" stammelte das Mädchen.

„Also auch du, wie sie, Friederike?" ächzte der fremde Mann, als wenn er eine Erscheinung gehabt.

„Was wollen Sie hier, und was haben Sie hier verübt?" sprach schaudernd Friederike.

Der Fremde bebte zusammen, dann stellte er die Blendlaterne hin, ging schnell auf das Mädchen zu, ergriff ihre Hand und rief mit gedämpfter Stimme: „Nichts! für dich und für die ganze Welt nichts! Verstehst du? Wenn du jemals diesen Schleier heben willst, wenn du eine Anzeige machst, so bist du verloren!"

Er nahm die Laterne und wollte fort; sie aber sprang zum Bette, wo Frau Walter nun als stumme Leiche dalag, dann eilte sie wie im Wahnsinn dem Fliehenden nach, packte ihn mit starker Hand und schrie verzweiflungsvoll: „Mörder! nicht von der Stelle! Du hast deine Mutter getödtet!"

Da trat das Blut dem Mann bis in die Augen; er suchte sich heftig aus den Händen des Mädchens zu befreien, und als ihm dies gelungen war, drückte er ihr

wild die Kehle zusammen und murmelte: „Nun so stirb auch Du, weil Du es willst!“

Aber in Todesangst schleppte sich das Mädchen zum Fenster, riß es auf und wollte um Hülfe schreien; da ließ der Fremde los und rief mit zerreißendem Tone: „So tödte nun auch deinen Vater, wie du schon deine Mutter getödtet hast!“

Sie war nun befreit aus seinen Händen, aber sie vermochte sich dennoch nicht zu regen, und vernichtet stürzte sie zu Boden, während der Mörder entflohen war.

Ein langer Tag war vergangen und kein Sonnenstrahl war durch die geschlossenen Laden auf die zwei weiblichen Geschöpfe gefallen, von denen das eine dem wirklichen Tode zur Beute geworden war, während das andere nur im Scheintode dalag. Niemand kam, ihre Ruhe zu stören; ihr Kämmerchen war wie ein Grab. Die sorglosen Nachbarn, arme Leute, die in ihrer Hülflosigkeit jedem neuen Tage durch neue Mittel, ihr Daseyn zu fristen, abzuringen verurtheilt waren, hatten schon am frühen Morgen ihre Wohnung verlassen, um in den fern gelegenen Quartieren der Reichen und Vornehmen sich Arbeit und Verdienst zu suchen, und konnten keine Ahnung des Geschehenen haben, da die Ermüdung des Tages ihnen einen festen Schlaf bescheerte, den kein Geräusch zu stören im Stande war.

Aber jetzt am späten Abend, als sie von der Pilgerschaft heimkehrten, einige kleine Münze in der Tasche, voll Freude, ihren Hunger zu stillen, und mit einiger

wohlwollenden Menschenliebe im Herzen, die ihre eigene Befriedigung erzeugte, sahen sie bedenklich auf die Wohnung der unglücklichen Frau Walter, die an diesem Tage nicht einmal ihre Fenster geöffnet hatte, und also wohl krank im Bette lag, ohne Hülfe und Beistand, die ihr hohes Alter und ihre Leiden doch so nöthig machten.

Sie blieben berathend stehen, und bald sammelten sich zu diesem noch einige andere, und man beschloß, an die Thür zu pochen und um Einlaß zu bitten. Dies hatte jedoch keine Folgen; auf alle Fragen blieb die Antwort aus; eine grauenvolle Stille herrschte. Die Aufmerksamkeit der, diesen Stadttheil zur Abendstunde durchkreuzenden Polizeisoldaten wurde bald erregt. Man holte einen Beamten herbei, und unter seiner Aufsicht wurde zur Erbrechung der Kammerthüre geschritten. Ein entsetzlicher Anblick bot sich dar, sobald die Laden aufgestoßen waren. Im Bette lag Frau Walter todt, mit blauem Gesichte; der Hals zeigte deutlich Spuren von Nägeln; es war kein Zweifel, daß sie erwürgt worden war. Mit furchtbarer Gewißheit sprach Alles den Namen des Mörders aus; den eigenen Sohn bezeichnete als denselben nur Eine Stimme. Dem ersten Entsetzen folgte das zweite, als man das junge Mädchen, welches die alte Frau seit kurzer Zeit gepflegt hatte, bewußtlos am Boden liegen sah. Anfänglich hielt man auch sie für todt. Allein der schnell herbeigerufene Arzt fand noch ein schwaches Lebenszeichen, das er durch un-

ausgesetzte Bemühungen wieder vollständig anzufachen hoffte.

Friederike hatte schon mehrmals die Augen geöffnet, sie dann aber nach einem scheuen Blicke schnell wieder geschlossen, und unter leisem Wimmern war sie zurückgesunken, ohne ein Wort zu sprechen. Der Arzt verlangte, sie mit allen Fragen zu verschonen, bis sie mehr Kraft gewonnen haben würde; nur so, behauptete er, würde es möglich werden können, die nöthigen Aufschlüsse über dieses schwarze Ereigniß durch sie zu erhalten.

Man brachte eine Sänfte und trug das arme Mädchen mit aller Vorsicht in das allgemeine Krankenhaus, wo sie in ein eigenes Zimmer gebracht wurde und die sorglichste Pflege erhielt.

Die Nacht ging unruhig vorüber; ein hitziger Wahnsinn tobte in Friederikens Kopf. Um Mitternacht brachen die ersten zusammenhängenden Worte aus ihm hervor: „Mein Gott! erbarme Dich meiner! ich kann ja nicht! Soll ich denn den Vater ermorden, wie er seine Mutter mordete!“

Neben der Krankenwärterin saß ein Mann mit feinen Zügen am Bette des Mädchens. Im warmen Oberrock, bis zum Halse geknöpft, den Stock mit goldenem Knopfe erhoben und fest an das Kinn gedrückt, mit vorgebeugtem Körper, so saß er da, den ruhigen Blick haftend auf dem Mädchen. Es war der Kriminalrichter, der, eifrig in seinem Amte, keine Mühe scheute, um selbst

die Phantasien einer Kranken zu belauschen und sich daraus Licht in der Sache zu verschaffen.

Jene Worte enthüllten ihm nun plötzlich die eine Hälfte des grauenvollen Räthsels. Wer der Mörder der alten Frau war, wußte er jetzt; es war der Vater des Mädchens, den sie nicht angeben wollte, um nicht zur Vatermörderin zu werden. War sie nun aber die Tochter Heinrich Walters? oder hatte ihr Vater auch seine Mutter ermordet? Dies blieb zu untersuchen. Der Rest der Nacht führte zu keiner neuen Entdeckung; der zerrüttelte Verstand des Mädchens irrte auf unbestimmten Bahnen, und was sie sprach, war unzusammenhängend und unverständlich. Gegen Morgen begab sich der Kriminalrichter nach Hause, um einige nöthige Befehle zu geben.

Aber als man die Leiche der alten Frau Walter aus ihrem Kämmerchen abholte, um sie zum Besten der Wissenschaft auf die Anatomie zu bringen, traten Gerichtsdiener in das schöne Haus am Markte, um Heinrich Walter zu verhaften.

4.

Friederike war dem Anscheine nach wieder genesen, aber tief im Innern nagte ihr der Wurm des Grames am Herzen, und sie siechte und welkte dahin. Der grauenvolle Ausruf, mit welchem der Mörder der alten Frau Walter entflohen war, tönte ihr noch immer schreck-

lich in die Ohren. „So tödte nun auch deinen Vater, wie du schon deine Mutter getödtet hast!“ Welch’ ein gräßlicher Orakelspruch für ein armes Kind, das seine Aeltern nie kannte und das von frühester Jugend nur von der Mildthätigkeit fremder Menschen erhalten worden war. Sie durchflog ihren ganzen bisherigen Lebenslauf; keine Spur, die sich auf jene unselige That, deren der fürchterliche Mensch sie beschuldigte, hätte beziehen können, ward ihr gegenwärtig. War es vielleicht nur eine Aehnlichkeit, die ihn irre geleitet hatte? Diese Zweifel folterten sie stündlich; die Qual in ihrer Brust schwoll zur Riesengröße an; das Leben wurde ihr zur Last; sie wünschte sehnlich eine Welt zu verlassen, die stets freudlos für sie, ihr jetzt nur noch eine trübere Aussicht zeigte. Mit dieser ungelösten Räthselfrage aber das Leben zu verlassen, schien ihr unmöglich. Die Thörin! Sie bedachte nicht, daß jenseits sich alle Räthsel lösen, jeder Zweifelsfrage hienieden dort die genügendste Antwort wird! —

Ihr einziger Wunsch ging jetzt dahin, den gefangenen Heinrich Walter zu sprechen. Er sollte sie genau betrachten; sie wollte ihm alle Umstände ihres früheren Lebens offenbaren und dann sollte er ihr sagen, ob er sich nicht getäuscht: ob er der Vater einer Tochter, die ihre Mutter ermordet; ob er ihr Vater sey.

Der Kriminalrichter, den die Hoffnung stachelte, durch eine solche Zusammenkunft neue Aufschlüsse zu erhalten, bewilligte das Gesuch, und während Friederike zu dem

Gefangenen gelassen wurde, trat der Richter in einen anstoßenden Kerker, um an einer Thüre zu lauschen und zu horchen.

Man hatte Heinrich Walter nicht vorbereitet. Er erschrack heftig, als habe er eine übernatürliche Erscheinung, wie er das schöne Mädchen zu sich eintreten sah und sie im Glanze der mitgebrachten Kerzen, die eine ungewöhnliche Helle in dem Kerker verbreiteten, betrachtete.

Wie damals, als er sie das erste Mal sah, schrack er zurück, bedeckte sich die Augen mit der Hand und rief schmerzvoll: „Friederike!"

Sie stand ihm lange gegenüber, als der Gefangenwärter sie verlassen hatte, ohne ein Wort zu sprechen. Wie sie so ihr Auge auf dem schönen Manne ruhen ließ, der in so tiefem Elend, des entsetzlichsten Verbrechens angeklagt, vor ihr dasaß, da vergaß sie ihres eigenen Elends, ihrer eigenen rührenden Gestalt, die ja eines eben so entsetzlichen Verbrechens beschuldigt war.

Die Gefangene brach zuerst das Stillschweigen. Der Ton dieser Stimme erinnerte sie an jene Nacht, wo sie sie zum ersten Mal gehört hatte, und diese Erinnerung verscheuchte den Frieden, der über ihre Seele gekommen war.

„Unglückliche, was willst du hier an diesem Orte, wohin deine Sucht nach Rache mich gebracht hat? Denn nur Dir — nur Dir verdanke ich es, daß ich hier bin.

Niemand war Zeuge, als Du, und Du hast mich den Gerichten verrathen."

Sie versuchte es, zu sprechen, aber ihre Zunge war gelähmt, und sie rang vergebens nach Worten. Der Gefangene fuhr fort:

„So freue ich mich denn nun, daß Du hier bist, daß Du mir entgegen gekommen, vielleicht hätten sie mir meine Bitte, dich noch vor dem Tode zu sprechen, abgeschlagen. So wisse denn, ich kann Dich so unglücklich machen, als Du mich gemacht hast. Habe ich die alte Frau getödtet, die mich in die Welt gesetzt, die mir eine schlechte Erziehung gegeben, die mich gequält durch ihren Eigensinn, den sie Liebe nannte, den ich ertragen habe viele lange Jahre hindurch; habe ich sie getödtet, als das Uhrwerk fast abgelaufen war, als sie nur noch wenige Stunden zu leben hatte, so erscheine ich wie ein belachenswerther, ungeduldiger Thor, als nichts weiter. Würde ich meine That nur noch für kurze Zeit aufgeschoben haben, vielleicht für wenige Minuten, so hätte mich der natürliche Tod der alten Frau von ihrem peinigenden Daseyn befreit, und ich wäre schwarz gekleidet hinter ihrem Sarge einhergegangen und hätte der ganzen Welt für einen guten Sohn gegolten. Ich war ein dummer, übereilter Bursche, nichts weiter, der seinen Kopf einsetzte, einen jungen dreißigjährigen Kopf, um damit die ungewisse Ruhe weniger Stunden zu erkaufen. — Du aber hast Schrecklicheres gethan, Du

tödtetest schon als Kind Deine Mutter, und bringst dann Deinen Vater auf's Schaffott!" — —

Hier schwieg der Schreckliche. Das Mädchen athmete hörbar und erwachte aus einer Erstarrung, die sie bis dahin gefesselt hatte. Sie näherte sich schwankend dem Gefangenen, als wollte sie seine Hand ergreifen, jene Hand, womit er der alten hülflosen Mutter die Kehle zugedrückt; diese Besinnung kam ihr zur rechten Zeit, und sie ergriff die Hand nicht.

„Um Gotteswillen! diese Worte hörte ich schon einmal und ich höre sie seitdem fortwährend in mir — um mich ertönen! Barmherzigkeit! Was soll's damit? Wer bin ich denn? Wer waren — wer sind meine Aeltern?"

„Ein armes Mädchen, das im Hause meiner Aeltern diente," sprach fast tonlos der Gefangene, „war deine Mutter; ich bin dein Vater. — Ich liebe dieses Mädchen; sie zähmte meinen wilden Sinn; ich würde die entgegenstehenden Verhältnisse gewiß bewältigt haben — sie würde meine Gattin geworden seyn ohne deinen Mord."

Krampfhaft zitternd stürzte jetzt Friederike auf den feuchten Boden des Kerkers nieder; sie wand sich in größter Herzensangst mit gefalteten Händen vor Heinrich.

„Den Gnadenstoß mir — ich flehe — wie? wie? wodurch?" so schrie sie, von Schluchzen unterbrochen.

„Deine Mutter, Friederike, wie du, geheißen, hatte ihr Wochenbett fern von hier in einem kleinen Dorfe

an der Gränze gehalten. Niemand kannte sie dort, ich hatte sie bei einer armen, aber ehrlichen und verschwiegenen Familie untergebracht. Schon bei der Geburt zeigtest du eine auffallende Aehnlichkeit mit deiner Mutter, und diese ist noch jetzt so stark, daß ich dich hieran und an deinem Namen sogleich erkannte. Diese Zeichen trügen nicht. — Wenn ich in das Dorf kam, so freute ich mich über Mutter und Kind, daß Beide so gesund waren und mir Ungestüm bald eine anmuthige Fessel versprachen, die mich mit der bürgerlichen Welt versöhnen sollte, die mich grausam einiger mehr losen, als bösen Streiche willen verfolgt und ausgestoßen hat. Das Einzige, was meinen Wünschen entgegenstrebte, war die Gesinnung meiner Mutter, die aus einem jener Häuser entsprossen, die auf ihre rein bürgerliche Abkunft stolzer sind, als es die ältesten Geschlechter des Adels wohl seyn können, und die daher sich meiner Verbindung mit ihrem ehemaligen Stubenmädchen stets widersetzt haben würde. Damals lebte mein Vater noch, und ich, fast noch ein halbes Kind von unentwickelten Begriffen, wagte es nicht, mich der älterlichen Gewalt zu entziehen. Hätte ich es damals über mich vermocht; hätte ich doch damals das alte Haus, an dem meine Mutter als an dem Sitze ihrer Vorfahren mit solchem Eigensinn hing, verlassen können, wäre ich mit meiner Friederike und meinem Kinde in die weite Welt gezogen, ich wäre allem Unglück, aller Schmach entgangen!" —

Der Gefangene hielt hier inne; eine fürchterliche Pause

der Erwartung folterte auf's Neue das arme Mädchen, das flehend ihren Thränenblick zum Vater erhob.

„Und ich — und ich — wie, Mörderin geworden?" — — dies brachte sie fast unverständlich hervor.

„Es waren bereits mehre Monate verstrichen, als du in einer Nacht heftig schreiend erwachtest: deine Mutter, besorgt, nimmt dich auf den Arm und legt dich an die Brust. Bald beruhigst du dich hier und saugst mit vollen Zügen. Deine Mutter schläft ein — hörst du? — deine Mutter schläft ein — um nie wieder zu erwachen. Du warst während des Schlafes deiner Mutter auf unerklärliche Weise in die Höhe gerutscht; am Morgen fanden dich die Leute auf ihrem Munde liegen; die schwache Wucht deines kleinen Körpers hatte sie erstickt."

Friederike weinte jetzt nicht mehr; ihr rothes, brennendes Auge haftete auf dem Vater. Sie stammelte: „Weiter, weiter!"

„Der Tod deiner Mutter hatte mich zerschmettert," fuhr Heinrich Walter fort. „Mein aufbrausender Geist, der in dir, der Unschuldigen, dennoch nur die Zerstörerin seines Glückes sah, wollte dich nicht wieder sehen. Ich gab von dem Wenigen, das mir damals die Sparsamkeit meines Vaters zur Verfügung ließ, etwas zu deiner Verpflegung her, und die Leute, bei denen du warst, mußten dich bald dem Waisenhaus überlassen, da ihnen die Mittel fehlten, dich zu beherbergen. Mir warst du ganz entschwunden; ich wußte nicht, ob du noch am Leben. Da sah ich dich in jener Nacht wie-

der. — Dein Hülferufen und der Trieb der Selbsterhaltung entrang mir den Ausruf, der dich jetzt in meine Nähe bringt. Auch du bist nun elend. Die Enthüllung dieses Geheimnisses wird dich keine Ruhe im Leben finden lassen. Du hast mir das Liebste auf Erden geraubt; mir den Weg zum Glücke versperrt, und lieferst mich dem schmachvollsten Tode aus. Geh hin! ich kann dich nicht lieben! du bist die Natter, die ihrer Mutter im Augenblick des Gebärens den Tod gab; ich will das grimme Raubthier seyn, das seine eigene Brut zerfleischt. Geh hin! verlaß mich! du sollst mich nie wieder sehen, als todt."

Friederike lag noch immer vor ihm, harrend, hoffend, daß sich ihr noch eine Milderung zeigen würde des schrecklichen, ehernen Schicksalsspruchs. Vergebens! Wie ein Steinbild, starr und stumm, saß Heinrich Walter da; da erhob sie sich endlich; sie weinte noch immer nicht, und mit gesenktem Haupte schritt sie langsam der Kerkerthüre zu, die auf ein leises Klopfen ihr sogleich geöffnet wurde.

Der Kriminalrichter wußte nun, was er wissen wollte. Der Proceß nahm eine andere Wendung; seine Beendigung rückte schneller heran. Den Anschuldigungen, die jetzt zuversichtlicher und unmittelbarer erfolgten, setzte Heinrich Walter keinen Widerspruch mehr entgegen; nach jener Beichte vor seiner Tochter schien er sich den Tod zu wünschen. Aber noch ehe er das Schaffott bestieg, zog man die Leiche seiner unglückseligen Tochter

aus dem Flusse; sie sah ihres Vaters schreckliches Ende nicht mehr.

5.

Seitdem sich diese Ereignisse zugetragen, war das Haus, das Heinrich Walter von seinen Aeltern ererbt hatte und das nach seinem gewaltsamen Tode auf entfernte Erben gekommen war, der Sitz unheimlichen Spukes geworden. Noch kurze Zeit wurde es bewohnt, dann aber scheute sich ein jeder, hineinzuziehen, und es stand leer, obgleich die Eigenthümer es in einem freundlichen Zustande erhielten, um Bewohner anzulocken.

Die Hauptursache dieses Verrufs lag in der Erscheinung eines alten Mütterchens, das, wie die Sage ging, Niemanden etwas zu Leide that, aber doch die Leute auf seltsamliche Weise erschreckte. Mußten die Mägde zur frühen Arbeit aufstehen, gab es eine Wäsche oder dergleichen im Hause, so sah man die graue neblige Gestalt des Mütterchens emsig nach Allem sehen, den Dienstleuten nachgehen, ihnen in den Keller und auf den Boden folgen, kurz so thun, als ob es die Oberaufsicht führen müsse. Hatte dieser oder jener das Herz, die Erscheinung anzureden, so gab sie keine Antwort; stets zeigte sie dieselben schmerzlichen Züge, dasselbe erloschene Auge, stets dasselbe bleiche Antlitz.

Thätiger jedoch zeigte sich noch das Gespenst, wenn einem Kinde im Hause eine Krankheit drohte, oder wenn

es schon in Gefahr war. Dann schellte es oft zur Nachtzeit in den Kammern der Dienstleute; unsichtbare Hände weckten sie auf, und begaben sie sich dann in die Zimmer ihrer Herrschaft, um nach den Befehlen zu forschen, so hatte Niemand geschellt, Niemand geweckt, aber ein Vorzeichen war es, daß irgend ein trüber oder gar trauriger Fall sich in der Familie ereignen würde.

Dies waren Thatsachen, die glaubwürdige Leute verbürgten; was mehr davon in der Stadt verbreitet war, konnte als bloße Erfindung angesehen werden. Diese eben war es, die das Ganze in einen Schleier des Entsetzlichen hüllte und jeden Versuch fern hielt, das Haus wieder zum Wohnsitze glücklicher Menschen zu verwenden; mit einem Worte, das Geheimniß zu finden, das den Geist zu bannen im Stande war.

So mußte denn die unglückliche Frau Walter noch nach dem Tode die Lust büßen, in ihrem angestammten, ihr so lieben Hause zu weilen, und die mütterliche Sorge, die sie im Leben geübt hatte, sie auch im Tode nicht verlassen; durch Beides hatte sie Unheil über ihr Geschlecht gebracht, und nun huscht ihr grauer Schatten durch die öden Räume des Hauses und kann, von den Menschen geflohen, das nicht ausüben, was ihn zum endlichen Heile — zur Erlösung geleiten könnte.

Das geschossene Täubchen.

1.

Das Speisezimmer war angenehm durchwärmt und von appetitlichen Düften durchzogen; die Mahlzeit — nach Art der vornehmeren Stände auf die Abendstunden verlegt — war so eben vollendet; Herr von S. saß in lieblicher Vertraulichkeit seiner jungen Gattin gegenüber.

An seinem Rocke sehen wir ein kleines Band von leuchtender Farbe; seine hohe Stirne umgeben dünne Haare, die bereits grau zu werden beginnen; dies und die edlen, ausdrucksvollen Züge drücken ihm den Stempel jener Männer zwischen zwei Altern auf, die nicht mehr die Gewohnheiten und Ansprüche der Jugend besitzen, aber dennoch zu gefallen wissen und einen ausgesuchten Takt im Verkehr mit der Welt auszuüben verstehen.

Die junge Frau von S. war von schlankem Wuchse; ihre weiße Stirne war von einem tadellosen Schnitt, dessen Contur sie durch harmonisch-vertheilte Haarflechten hervorgehoben hatte; ihre Haltung war nachläßig und dennoch voll Reiz, nach der Art südlicher Frauen; ihre Augenbraun sanft gewölbt, wie mit dem Pinsel ge-

zogen; **Hände** und Füße auffallend zierlich gebildet. Diese **Vorzüge** allein waren schon im Stande, die Huldigungen **zu** rechtfertigen, deren Gegenstand sie in der Gesellschaft geworden war. Allein Frau von S. besaß noch den **Ruhm** einer so strengen und gewissenhaften Tugend, daß sie zu gleicher Zeit auch in dem Munde der Weltmenschen für ein unerhörtes Wunder galt.

„Du hast die Einladung zur Jagd angenommen?“ fragte Frau von S. ihren Mann am Schlusse einer durchaus heitern Unterredung.

„Nun ja,“ erwiederte er aufstehend.

„Ich weiß nicht, was es ist, allein ich sehe dich so ungern bei solchen Parthien, die so leicht gefährlich werden können. Ein Unglück ist bald geschehen.“

„O fürchte nichts,“ sagte Herr von S. mit zärtlichem Ausdrucke, indem er sein Weibchen auf die Stirne küßte. „Ich verspreche dir recht vorsichtig zu seyn.“ Und damit ging er hinaus, die besorgte Träumerin allein lassend.

Einige Minuten später sehen wir ihn die breiten Stufen hinabsteigen, die in den Garten führen. Er ergeht sich wohlgefällig in den hohen Alleen, und spielt mit einer schönen Jagdflinte, deren damascirten Lauf er in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchten läßt.

Jetzt war sie untergegangen, und blaue Wolken, mit mattem Purpur gesäumt, zogen ihr nach, und hinter ihnen umhüllte sich der Horizont mit abendlichen Schatten. Man weiß, wie schnell im Spätherbste der Ueber-

gang vom Tag zu Nacht ist. S. war jetzt am äußersten Ende des Parks angelangt und wollte auf gut Glück abdrücken, um sein Gewehr zu versuchen, als ein Vogel eben über seinem Haupte vorüberzog; er zielte; der Vogel machte eine leichte Bewegung, ließ dann die Flügel hängen und fiel herab, indem er einen Kreis beschrieb. S. lief zur Stelle hin, wo der Vogel lag; das Opfer seiner Geschicklichkeit war ein armes Täubchen. Während der geschickte Schütze nach der Wunde forschte, fühlte er einen Faden, der am Flügel befestigt war; er löste ihn, und ein feines, eng zusammen gefaltetes Papier fiel zur Erde. Er hob es auf und sah, daß es beschrieben war.

Ueberrascht von diesem Funde, nahm S. anfänglich Anstand, den Zettel zu lesen, den der Zufall ihm in die Hand gespielt hatte. Als er aber sah, daß keine Aufschrift ihm den Namen desjenigen verrieth, an den die Zeilen gerichtet waren, diese jedoch für den bestimmten Empfänger von Wichtigkeit seyn konnten, so beschloß er in der edelsten Absicht, sich mit dem Inhalt bekannt zu machen, da er vielleicht den Namen enthalten könnte, oder doch die Angabe, ihn zu entdecken.

Der Inhalt des Billets lautete, wie folgt:

„Mein Heinrich! Unser treuer Bote hat mir deine Antwort überbracht. Du darfst nicht zweifeln, daß ich zum Rendezvous kommen werde. Seitdem ich dich besitze, vermehrt jeder Augenblick meines Glückes auch meine Liebe zu dir. Auf diesen Abend also, mein ge-

liebter Heinrich. Ich komme durch die kleine Thüre des Parks, und werde hinter den Akazien versteckt auf das verabredete Zeichen warten. Bis dahin, Adieu."

S. hatte die Kraft, dieses Billet bis zu Ende zu lesen. Nicht der leiseste Zug verrieth die fürchterliche Qual, die es ihm verursachte. Er weilte einige Minuten noch nachdenkend an dem Orte, dann legte er ruhig das Billet mit der fürchterlichen Anklage zusammen und steckte es in die Brieftasche; die Flügel des getödteten Täubchens aber ergriff er mit Daumen und Zeigefinger bei den äußersten Enden und ging in's Schloß zurück.

Niemand, der ihm begegnete, wäre im Stande gewesen, auf seinem Gesichte zu lesen, was in seinem Innern vorging.

2.

Es hatte eben eilf Uhr geschlagen; eilf Uhr desselben Abends, an welchem sich die einfache Begebenheit zugetragen hatte, die wir so eben erzählten. Der Wind pfiff durch die Zweige, deren Blätter schon halb abgestreift waren. Herr von S. stand in einer künstlichen Grotte, von einer Akaziengruppe versteckt, starr und unbeweglich, in jeder Hand eine Pistole. Ein unwandelbarer Entschluß herrschte jetzt in seinem Innern; auf seiner Stirne ruhte schmerzlicher Gram; allein sein Haupt war nicht gebeugt. Nachdem er eine Stunde gewartet hatte, ließen sich Schritte vom Felde her ver-

nehmen, und die Thüre des Gartens wurde mit Vorsicht geöffnet. Ein Mann in einem Mantel erschien, der mit berechnender Sorgfalt die an dem Boden liegenden trockenen Blätter vermied, um nicht gehört zu werden. Als er vor der Grotte, die Herrn von S. verbarg, vorüber ging, fühlte dieser seine Brust wie von einer eisernen Kette zusammengeschnürt.

„Wer bist du?" rief mit wilder, aber gedämpfter Stimme Herr von S. ihm entgegen, indem er es versuchte, das Antlitz seines Gegners zu erkennen.

„Großer Gott, mein Onkel!" war die Antwort.

Onkel und Neffe erkannten sich, und Herr von S. zog nun seine Hände zurück, womit er die schwachen Arme des jungen Menschen festgehalten hatte.

Er blieb einen Augenblick unbeweglich stehen und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Du stirbst oder du tödtest mich," sprach er dann mit fester Stimme. „Hier hast du eine Waffe." Er reichte ihm eine Pistole hin.

Der junge Mensch versuchte es, zu sprechen.

„Kein Wort!" fiel ihm der Oheim gebietend in die Rede. „Ich will nichts von dir wissen; nur tödten will ich dich. Stelle dich auf fünf Schritte...."

„Ich schieße mich nicht," sagte entschlossen der Neffe.

„Auf fünf Schritte, befehle ich dir!" rief S. mit unterdrückter Stimme.

Hierauf trat er selbst fünf Schritte zurück.

„Es wird sogleich Mitternacht schlagen; auf den drit-

ten Glockenschlag schießen wir alle Beide! Und wehe dir, wenn du nicht schießest."

Mit diesen Worten nahm Herr von S. seine Stellung und wartete.

„Sie waren mein Vater," nahm endlich der junge Mensch das Wort, „und meine Aufführung war in der That strafbar. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Sie erweichen will. Daß Sie mich für feige halten könnten, wäre mir fürchterlicher als der Tod, der mir bevorsteht. Es bleiben mir nur noch wenige Augenblicke, um mich Ihnen zu erklären. Ich habe lange gekämpft; allein ich unterlag einem Zauber von so übernatürlicher Art.... O mein Gott! wie soll ich Ihnen das beschreiben!.... Nicht Sie war schuld daran.... Wir liebten uns schon lange... seit unserer Kindheit... Die Erzählung ist zu lang für diese kurze Frist. Mein Gott! was haben wir Beide gelitten! welche Gewissensbisse vergifteten unser Daseyn! Mit welchen Qualen erkauften wir unser kurzes Glück! Jetzt, mein Oheim," sprach er entschlossen, aber man hörte, daß Thränen seine Stimme brachen, uud weit weg warf er seine Pistole, „jetzt tödten Sie mich. Es ist eine Wohlthat, die ich erflehe. Ich danke Ihnen.... Sie ersparen mir einen Selbstmord. Wenn ich es denken darf, daß Sie dann noch eine Thräne für dessen Andenken haben, der einst der Sohn Ihrer Schwester war, so werde ich nicht in Verzweiflung sterben!..."

Herr von S. biß die Zähne zusammen und blickte

theilnahmlos auf seinen unglücklichen Neffen. Kein Wort kam über seine Lippen.

Beim ersten Schlage der Mitternacht riß der junge Mensch den Mantel von seinen Schultern und warf ihn hinter sich zur Erde, wie ein Leichentuch, auf das er fallen sollte; dann entblößte er sich die Brust — In demselben Augenblicke fuhr die Kugel seines Onkels ihm durch das Herz. Er krümmte sich nach vorn, dann sank er zurück und hauchte das Wort: Dank! — Herr von S. näherte sich ihm; der Geliebte seiner Gattin hatte aufgehört zu leben.

Der Mörder wickelte den starren Körper in den Mantel und trug ihn in die Grotte, in deren geheimnißvollem Dunkel er den Ausgang dieses entsetzlichen Dramas erwartete. Dort legte er ihn auf eine Steinbank nieder. Ein Mondstrahl brach durch die Wolken und erleuchtete diese trübe Scene. S. ließ seinen Blick auf den bleichen Zügen ruhen. Eine Thräne rann verstohlen über die Wimper des Mörders. So war mindestens der letzte Wunsch des unglücklichen jungen Mannes erhört worden.

3.

Am andern Morgen frühstückte Frau von S. allein, Traurigkeit und Unruhe waren in ihren Zügen zu lesen. Ihr Blick zeigte jenes starre Schauen in's Weite, als ruhe er auf einem Gegenstand, den Niemand er-

spähen kann, und ziehe ihn ab von den Gegenständen der nächsten Umgebung. Eine leichte braune Färbung, die sich in einem Halbkreise um das schöne Auge zog, deutete auf langes Nachtwachen. Alle Augenblicke trat sie in lebhafter Bewegung an ihr Fenster, als ob sie von dort die Lösung eines Geheimnisses erwartete, die sie sehnsüchtig wünschte; dann sank sie wieder in einen Lehnstuhl und drückte die Hand auf's Herz, als wollte sie seinem ungestümen Schlagen Einhalt thun.

Nachdem dieses schon lange gedauert hatte, nahm sich endlich das Kammermädchen die Freiheit, zu bemerken, daß das Frühstück kalt werde. Da schien sie aus einem Traum zu erwachen. Sie ermannte sich, und um nicht vor den Leuten ihre qualvolle Ungeduld zu verrathen, entschloß sie sich, etwas zu nehmen.

Das Mädchen zerschnitt ein Geflügel, das auf dem Tische dampfte, und reichte die Stücke ihrer Gebieterin hin. Frau von S. gewahrte einen Zettel unter dem Flügel und machte ihn mit dem Messer los. In ihrer jetzigen Stimmung mußte diese Seltsamkeit sie mächtig ergreifen. Ihr Herz schlug hörbar; ein weissagender Geist verrieth ihr fast die fürchterliche Wahrheit. Der Inhalt des Zettels verkündete ihr nicht erst das Unglück, das sie betroffen, sondern es bestätigte es nur. Sie las:

„Ich habe Ihren Geliebten getödtet, oder vielmehr gemordet; der Schuß, den Sie diese Nacht gehört, ward von mir nach seinem Herzen gerichtet. Aber meine Rache

ist noch nicht beendigt. Hören Sie meinen Entschluß, den nichts in der Welt umstoßen kann. Ich fordere von Ihnen Folgendes. Der Leichnam Ihres Geliebten harrt in der künstlichen Grotte am Ende des englischen Gartens der Bestattung von Freundeshand. Diese Hand ist die Ihrige. Sie werden heute den ganzen Tag über in der Nähe jener Grotte verweilen, damit kein Neugieriger sich ihr nahe. Wenn die Nacht angebrochen seyn wird, so werden Sie die Schleuse des kleinen Wasserbeckens öffnen, welches am Ende des Parks in der Mitte des Rasenplatzes sich befindet. Wenn alles Wasser abgelaufen seyn wird, werden Sie mit einem Spaten eine Grube graben, deren Größe Sie nach dem Körper des Todten einrichten müssen. Der feuchte sandige Boden wird Ihnen diese Arbeit erleichtern. Sobald die Grube fertig, werden Sie den Leichnam hintragen, hineinlegen und mit Erde bedecken, dann besorgt seyn, Alles gehörig zu ebnen, damit nichts Ihr nächtliches Werk verrathe. Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß Sie das Wasser dann wieder in das Bassin laufen lassen. Dies sind meine Befehle. Leisten Sie mir nicht Folge, so sehen wir uns nur vor den Gerichten wieder. Die Stärke Ihres Geistes ist mir nicht unbekannt, und ich vertraue ihr. Kein Wort darf mehr über diesen Vorfall zwischen uns gewechselt werden."

Frau von S. hatte dieses schreckliche Billet gelesen, ohne daß eine Thräne über ihre Wangen rieselte, ohne daß ein Seufzer ihrer Brust entfahren wäre. Mit ru-

higer Beherrschung steckte sie das Papier in ihren Busen; nur ihre Blässe und das fieberhafte Zucken ihrer Lippen deuteten den fürchterlichen Schmerz ihres Innern an. Mit einem Buch unter dem Arm ging sie in den Garten hinab und setzte sich auf einen ländlichen Stuhl, der am Eingange der geheimnißvollen Grotte stand, und ohne auch nur ein einziges Mal den Kopf zu erheben, blieb sie gleichsam vertieft im Lesen bis fünf Uhr Abends an ihrem Platze.

Das Zeichen mit der Glocke rief sie zu Tische. Sie war überzeugt, daß die Dienerschaft zu dieser Stunde in Küche und Speisesaal beschäftigt waren. Um keinen Argwohn zu erregen, aß sie ein wenig, und begab sich dann sogleich wieder auf ihren fürchterlichen Posten.

Um neun Uhr des Abends schickte sie alle ihre Leute zur Ruhe und ließ sich von ihrem Kammermädchen entkleiden und zu Bette bringen. Wie diese sich nun aber entfernt hatte, erhob sich das unglückliche Weib von ihrem Lager, schnell — mit einer einzigen Bewegung. Krampfhaft griff sie an ihre Schläfen, die stark gegen die pressenden Hände schlugen, und ein lang gehaltener Schrei brach jetzt hervor, furchtbar wie der mächtige Schmerz, der sie zerfleischte. Das lang unterdrückte Schluchzen entströmte ihrer Brust; ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen; während einer halben Stunde beherrschte sie der Ausbruch der verzweiflungsvollsten Leiden.

Plötzlich versiegten die Thränen; eine fast übernatür-

liche Kraft kam über sie. Sie verließ das Bett, kleidete sich, öffnete leise die Thür des Schlafzimmers, und huschte mit leichtem Schritte in der Schattenregion fort, welche längs der Mauer war, die das Besitzthum einschloß. Als sie in dem Gehölze angelangt war, suchte sie in der Hütte, wo der Gärtner seine Geräthschaften aufzubewahren pflegte, den Spaten, dessen sie bedurfte. In wenig Augenblicken war das Wasserbecken, das mitten in dem Rasenstücke lag, abgelassen, und das unglückliche Weib begann den fürchterlichsten Theil ihrer Arbeit.

Man denke sich die feingebildete Frau, zierlich und schmächtig, mit den zarten weißen Händchen den groben Spaten bewegend, fast erliegend unter der Last des entsetzlichen Geschäfts, die Brust zerrissen von dem fürchterlichsten Schmerze, den keine Schilderung erweicht.

Sie hatte aber beschlossen, zu ihrer Buße Alles bis zum Ende zu bringen. Sie betrachtete den grausamen Befehl, den der Gatte ihr auferlegte, als Sühne, und war ihm dankbar dafür. Zwischen ihr und ihrem Gatten herrschte für alle Zukunft eine Kluft, die nichts entfernen konnte, das fühlte sie wohl. Der Mörder des einzigen Mannes, der ihre Liebe besessen hatte, konnte ihr nicht anders als verabscheuenswerth erscheinen. Aber dennoch fühlte sie sich schuldig; aber dennoch wollte sie allein die Strafe erdulden. —

Nach fünfstündiger mühevoller Arbeit war die Grube endlich fertig. Frau von S. mit herabhängenden Haaren, kaltem Schweiß auf der Stirne, zerrissenen Händen

und in dem schlammigem Boden tief eingesunken, fiel nun, an allen Gliedern zerschellt, auf den aufgeworfenen Hügel nieder. Auf ihrem Gesichte glänzte ein zauberhafter Schimmer; er war entstanden aus der Vermischung von Entsagung alles Irdischen und Hoffnung des Himmlischen. Der Engel der Sühne schwebte zu ihr und trocknete durch das leise Wehen seines Fittigs die Tropfen, die ihr von der Stirne perlten; er hauchte ihr Worte des Trostes und der Verzeihung in die Seele.

Sie erhob sich und ging muthig dem Orte zu, wo der Leichnam ihres Geliebten ruhete.

Der Mond warf durch Wolkenstreifen seine bleiche Strahlen und leuchtete der Unglücklichen.

Der fürchterlichste Augenblick war es, als sie jenen Theil des Mantels entfernte, der die Züge des jungen Menschen verdeckte. Sie blickte ihn lang voll warmer Leidenschaft an. Viele heiße Thränen überströmten das kalte Antlitz der Leiche, bis sie endlich daran dachte, den Versuch zu wagen, sie von der Stelle zu heben. Aber die schwache Frau war nicht im Stande, den Körper zu tragen; sie mußte sich entschließen, ihn am Boden hinzuschleppen durch Gebüsch und Gesträuch bis zum Grabe. Einige Mal fühlte sie ihren Entschluß mit ihren Kräften dahinschwinden. Dann entfernte sie sich, von Entsetzen gepackt, mit einem krampfhaften Sprunge weit weg von dem furchtbaren Schauspiel. Allein die unerbittliche Nothwendigkeit führte sie wieder zurück.

Endlich lag die Leiche, von spitzen Steinen und Dornen zerrissen, am Rande der Grube. Hier strich die Unglückliche die schmutzigen Haare dem Geliebten von der Stirne und hauchte ihre ganze liebende Seele in einem letzten Kusse auf sie hin. Mit frommem Gefühle und gestärkt erhob sie sich nun, schöpfte mit hohler Hand einige Tropfen des zurückgehaltenen Wassers, besprengte damit den Todten und machte über ihn das Zeichen des Kreuzes. Dann begann sie mit muthigem Sinne Erde in die Grube zu schaufeln, die ihn empfangen hatte.

Nun aber war Erhebung und Kraft der armen Frau gebrochen. Sie vollendete nur langsam das Werk. Die ersten Strahlen der bleichen Oktobersonne waren aber noch nicht am Horizont erschienen, als sie damit zu Ende war. Das zurückgehaltene Wasser stürzte jetzt mit Gewalt durch die aufgezogene Schleuse in das Becken zurück, und der Tag beschien alles im gewohnten Zustande.

Frau von S. legte sich wieder zu Bette und fiel in eine schwere Krankheit, von der sie der Tod nicht mitleidig befreien wollte.

4.

Sechs Wochen später las Frau von S., die eben wieder zu genesen anfing, eine Zeitung, als plötzlich ihre Züge sich seltsam verzogen; sie neigte sich zu ihrem Manne und zeigte ihm, ohne ein Wort zu sagen, was sie eben gelesen hatte.

S. las diese Worte:

„Heinrich von C. ist seit sechs Wochen verschwunden, ohne daß man seiner Spur habhaft werden konnte. Man vermuthet einen Selbstmord.“

Der durch die Krankheit abgemagerte Finger der Frau von S. verweilte lange auf der letzten Zeile dieser Nachricht; ihr verwirrter Blick fixirte ihren Gatten, der ihr nur eine gleichgültige Miene entgegenstellte.

Zehn Jahre überlebte sie die Katastrophe, die hier erzählt wurde, aber während dieser ganzen Zeit rief weder Wort noch Zeichen den Namen des unglücklichen jungen Mannes den beiden Gatten ins Gedächtniß zurück.

Der alte Mellinger und seine Söhne.

1.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lebte in einem Städtchen Schlesiens ein ziemlich bejahrter träger Mann, der, genügsam mit dem Wenigen, was er besaß, auskam, und weder Lust hatte, seine Bedürfnisse zu vermehren, noch zu ihrer Befriedigung sich anzustrengen. In seiner Jugend soll er ein Handwerk gelernt haben, allein nur mit Widerwillen hatte er es ausgeübt, und nachdem der Zufall ihm eine kleine Erbschaft zugewiesen, hing er sogleich das Geschäft an den Nagel und that nichts mehr.

Sein Tag bestand immer aus derselben Einförmigkeit. Er stand spät auf, schlenderte durch die Gassen des Orts, blieb vor der Thüre dieses oder jenes Nachbarn stehen, hörte theilnahmlos zu, wenn Andere sich ereiferten, sprach selten mit, und ging Mittags nach Hause, um seine magere Suppe zu essen. Wenn er Nachmittag geschlafen hatte, so wurde wieder ein Gang versucht, etwa um das Städtchen oder zu einem Bekannten; dann ging er früh schlafen, um am andern Tage wieder spät aufzustehen. Sein Wahlspruch war: Wer nur den lieben

Gott läßt walten! und hiernach betrug er sich redlich; man kann durchaus nicht behaupten, daß er seinem Schicksal vorgreifen wollte und dem Schöpfer in's Handwerk pfuschte.

Dieser Mann hatte auf das Zureden seiner Freunde ein Weib genommen; allein man kann sich leicht denken, daß die Ehe keine glückliche wurde. Nachdem sie ein Paar Jahre gedauert und zwei Knaben aus ihr hervorgegangen waren, löste sie sich auf die einfachste Weise von selbst dadurch, daß die Frau ihren Mann verließ und zu den Aeltern zurückkehrte. Niemand gab ihr Unrecht; denn wie hätte eine Frau bei diesem indolenten Manne wohl aushalten können?

Bei der gerichtlichen Scheidung, die nun folgte, bekam den ältern Sohn auf ihr ausdrückliches Verlangen die Mutter; den jüngern behielt der Vater oder vielmehr er wurde ihm gelassen, da er nicht das Geringste bei der Sache that, und eben so wenig einen Wunsch ausdrückte. Die Mutter hingegen verlangte deshalb den ältesten Knaben, weil er ihr Ebenbild war, ein sanftes, blondes Kind; bescheiden in seinen Spielen, artig in Allem, was er that. Der jüngere hingegen, ein schwarzer Strobelkopf, wild und ungezogen, versprach den Aeltern keine besondere Freude zu machen. War nun aber der ältere schon von Natur begünstigt, so brachte ihn sein guter Stern auch noch in das Haus der Großältern, wo ihm eine sorgsame Erziehung zu Theil wurde; sein armer jüngerer Bruder aber blieb in der ärmlichen

Umgebung seines Vaterhauses, im eigentlichen Sinne sich selbst und seinen Neigungen überlassen, mochten ihn diese nun zum Guten oder zum Bösen lenken.

Der Charakter der beiden Brüder wurde immer entschiedener von einander abweichend, je älter sie wurden. Einige Mal im Jahre traf es sich, daß Robert, so hieß der jüngere, einen Besuch bei den Großältern abstattete. Man war dann in ihrem Hause stets auf etwas Unangenehmes gefaßt, und die Folge war, daß der kleine Gast keine besonders zuvorkommende Aufnahme fand. Er selbst gefiel sich auch nicht darin, ein unnatürliches steifes Wesen anzunehmen und einer strengen Aufsicht sich dabei unterworfen zu sehen. Zu Hause genoß er einer Freiheit, wie der Vogel in der Luft; sein Vater legte ihm bei allen seinen Unternehmungen nichts in den Weg, und da er von Herzen gut war, und zwar muthwillige, oft sogar kühne Streiche in Menge, doch niemals einen schlimmen verübte, so war er überall beliebt, und nur von alten Mütterchen hörte man wohl dann und wann einen frommen Stoßseufzer: „Ach, wenn der wackere Junge doch nur besser erzogen würde; aus dem könnte etwas Rechts werden!"

Robert hatte einst wieder Mutter und Bruder beim Großvater besucht. Es war zur Zeit des heiligen Weihnachtsfestes, wo auch er eine Bescheerung erhalten sollte. Der nunmehr zwölfjährige Knabe lief allein den weiten Weg durch Wald und Feld bei harter Kälte und Schneegestöber. Er fürchtete sich nicht, und sein Vater hätte

niemals daran gedacht, ihm eine andere Gelegenheit, die ihm Schutz und Bequemlichkeit verschafft hätte, zu besorgen.

Auf halbem Wege, hart an einer Waldecke, wo ihm die vordersten Bäume gehörigen Schutz verliehen, setzte er sich hin, um ermüdet, wie er war, ein wenig auszuruhen. An wärmende Kleidung war bei ihm nicht zu denken. Er trug im Sommer wie im Winter dasselbe leinene Jäckchen; dabei offenen Hals und bloßen Kopf. Die gütige Natur hatte zwar dafür ihn nach Kräften mit guten Schutzmitteln versehen. Er war blühend und kräftig. Ein sehr starker, großgelockter Haarwuchs von dunkelbrauner Farbe bedeckte seinen Kopf, und ein feuriges, kerngesundes Blut durchströmte seinen beweglichen Körper und verlieh ihm die ausgezeichnetste Spannkraft; dennoch aber saß er jetzt da auf dem Steine am Waldrande und seine herrlichen Zähne klapperten vor Frost aneinander.

Ein wonniges Gefühl von Schlummer kam über ihn; er konnte und wollte sich dessen nicht erwehren, und hatte bereits die Augen geschlossen, als ihn ein kräftiger Ruck in die Höhe riß.

„Zum Henker, Bursche, was ist das? Willst Du wohl auf den Beinen stehen und laufen? Du warst ja schon mit einem Fuß in der Ewigkeit, Hallunke!“

So donnerte ein rauher Baß über ihn hinweg, und als Robert erschreckt die Augen öffnete, da erblickte er einen Mann vor sich von hoher Statur und braunem

Gesicht, das zur Hälfte mit wildem Barthaar bewachsen war, in der Tracht eines Jägers und die Flinte auf dem Rücken.

Robert zitterte an allen Gliedern; doch gewiß nicht aus Furcht, die er nicht kannte, sondern vor Kälte, die sein warmes, jugendliches Blut fast erstarrte. Er war wirklich dem Erfrieren nahe gewesen, und nur der dazu gekommene fremde Jägersmann hatte ihn dem gewissen Tode entrissen.

„Wo kommst du her, mein Bürschchen, und wo willst du hin?" sprach jetzt freundlicher der Mann; und als er hörte, daß Robert in das nächste Dorf zu seinem Großvater wollte, so entschloß er sich, ihn dahin zu begleiten.

„Jetzt, da ich bei dir bleibe, Bürschchen, kannst du es wagen, und eine kleine Stärkung zu dir nehmen," sprach der Fremde wieder, indem er seine Weidtasche öffnete und ein Fläschchen daraus hervornahm. Er zog den Pfropfen mit den Zähnen heraus und ließ etwas vom Inhalte dem Knaben in den Mund laufen.

„Schmeckt's?" brummte er ihm freundlich zu.

„s brennt," war die Antwort.

Lächelnd nahm der Jäger den Pfropfen aus dem Mund, strich sich die langen Haare des Schnurrbartes nach beiden Seiten zurecht und that jetzt selbst einen tüchtigen Schluck. Hierauf steckte er die Flasche in den Weidsack, warf diesen auf den Rücken, lehnte den einen Arm behaglich in den Riemen der Flinte, ergriff mit dem andern den Knaben bei der Hand, und mit dem Aus-

ruf: „Marsch vorwärts!“ trabten sie durch den frischfallenden Schnee weiter.

Unterwegs mußte Robert seinem wild aussehenden, aber in der That sehr freundlichen Begleiter von seinen Umständen und Verhältnissen erzählen. Dieser schüttelte manchmal bedenklich den Kopf, blickte, wie scharf beobachtend, auf den frischen Jungen und sprach dann heiter: „Ein Jägersmann solltest du werden! Hättest du wohl Lust dazu?“

„I das möcht' ich wohl,“ sagte Robert. „Im Walde muß es gar hübsch seyn, besonders im Sommer, und schießen — ja schießen kann ich wohl auch!“

„Bist ein prächtiger Kerl!“ sprach der Jägersmann wieder, und nun unterhielt er ihn ganz anmuthig über das Waldleben und würzte seine Unterhaltung mit allerhand lustigen Jagdgeschichten, die dem Knaben eine große Freude erregten. So waren sie an das Dorf gekommen, wo Roberts Großältern wohnten. Sein Begleiter nahm vor dem Dorfe Abschied von ihm, und der Knabe, der ihn recht lieb gewonnen hatte, blieb noch lange stehen und sah ihm nach, wie er so langsam und vornehm seinem Waldreviere zuschritt.

„Solch' ein Jägersmann ist doch ein gar stattlicher Mensch,“ sprach Robert vor sich hin. „Es wär' mir noch das Allerliebste, bei meinem neuen Freunde immer im Walde leben zu können. Je nun, ich will nächstens einmal zu ihm hinlaufen und sehen, wie er wohnt und welch ein Leben er führt.“ —

Da fiel es ihm mit Centnerlast auf die Seele, daß der Jäger ihm seine Wohnung nicht angezeigt und er selbst auch nicht einmal darnach gefragt hatte. Er wurde ganz schwermüthig darüber; sein Schritt wurde langsamer, je näher er dem Hause seines Großvaters kam, und er konnte sich eines alten Liedleins nicht erwehren, das er manchmal hatte singen hören. Es klang so kräftig und doch heimsüchtig und wehmüthig dabei, und lautete:

„Der Jägersmann aus Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her,
So wie es ihm gefallt.
Ju, juhe!
Gar lustig ist die Jägerei,
Gar lustig wollen wir jagen,
Allhier auf grüner Haid!“

So trällernd ging er fast mit Widerwillen vorwärts; immer zog's ihn nach dem Wald zurück; oft blieb er stehen und blickte dann sehnsüchtig hinüber nach dem schwarzen Streif, der sich immer tiefer in Nebel verhüllte; endlich trat er über Großvaters Schwelle, wo ihn doch Mutter und Bruder erwarteten; aber selbst diese wieder zu sehen — es freute ihn nicht.

2.

Roberts Großvater, der seit langen Jahren einen Kramladen in seinem Wohnorte führte, hatte nach und

nach durch Sparsamkeit und Ordnungsliebe mit diesem Erwerb im Kleinen sich ein ganz anständiges und im Verhältniß zu seiner Umgebung sogar ansehnliches Vermögen erworben. In seinem Hause herrschte Ordnungsliebe, Thätigkeitstrieb; ein jeder machte sich etwas zu schaffen, und für Niemand mangelte die Gelegenheit hiezu. Alle waren gute Christen, die fleißig beteten, in die Kirche gingen und nichts unternahmen, was ihnen eine Rüge oder Bestrafung hätte zuziehen können. Sie gaben dem Himmel, was des Himmels ist, und der Obrigkeit, was dieser gebührt. Der Alte war nicht nur ein angesehener Mann, sondern auch von allen Leuten ein wohl gesehener. Gingen die ärmern Einwohner des Ortes vorüber, so grüßten sie ehrerbietig in die Fenster, oder wenn einer von der Familie unter der Thüre stand, obgleich Niemand so eigentlich wußte weshalb, denn keiner hatte sich irgend einer Wohlthat, irgend einer freundschaftlichen Theilnahme aus diesem Hause zu erfreuen gehabt. Führte den Amtmann oder Richter der Weg vorbei, so grüßten sie mit Herablassung und Freundlichkeit; der Pfarrer sprach aber wohl ein, um die christliche Familie mit Salbung zu begrüßen, und selbst der Schulmeister ging nie an dem Hause vorüber, ohne an das Fenster zu klopfen und freundlichen Gruß zu bieten, wofür ihm dann gewöhnlich ein Gläschen Magenstärkung aus dem Laden verabreicht zu werden pflegte.

Es kann nicht befremden, daß eine so wohl geregelte anständige Haushaltung an Andern manches zu tadeln

fand und unter sich selbst solche Mittheilungen verbreitete, um sich an dem bösen Beispiel zu stählen, wohl auch im Gefühl der eigenen Vorzüglichkeit einen gerechten Triumph zu feiern.

Ein Gast wie Robert konnte hier nicht willkommen seyn. Selbst Mutter und Bruder wandten sich mit Abneigung von ihm weg, und die übrigen fühlten nur Schadenfreude, wenn sie das Wesen des fremden Knaben mit der ehrbaren Züchtigkeit ihres Wohlerzogenen vergleichen konnten. Der Anstand verlangte indeß, daß mindestens zwei Mal im Jahr der Sohn seine Mutter besuchte, und dieses war zu Weihnachten und Ostern. Beide Theile waren jedoch innigst erfreut, wenn das Wiedersehen genossen war.

Robert hütete sich wohl, von der Begegnung mit dem alten Weidmann zu sprechen. Eine gewisse Scheu hielt ihn davon zurück, und dann sagte ihm auch sein natürlicher Verstand: wenn der Jäger hier hätte genannt seyn wollen, so wäre er wohl mit in's Dorf bis vor die Thür gegangen. Er mag wohl seinen Grund dazu gehabt haben, vor dem Dorfe von mir Abschied zu nehmen.

Nach der ersten Begrüßung folgte eine große Schaale Milch-Kaffee mit Zwieback, die Robert ganz wider seinen Willen austrinken mußte. Er war daran nicht gewohnt, und hätte ein Glas Bier oder Wein, das er manchmal von seinem Vater erhielt, viel lieber gemocht.

„Das bekommst du zu Hause wohl nicht?" fragte die Tante.

„Was? nicht einmal Kaffee?" kreischte Gottliebchen, sein Bruder, mit einer feinen Stimme.

„Ich mag ihn auch nicht," sagte Robert barsch.

„Leckermaul! du willst wohl immer Chokolade trinken?" kreischte Gottliebchen wieder.

„Das kenn' ich gar nicht einmal," versetzte Robert.

„Ach, Mutter, er weiß nicht einmal, was Chokolade ist. Erlaubst du wohl, Großpapa, daß ich ihm aus dem Laden ein Täfelchen holen darf?"

Und fort sprang er, ohne die Erlaubniß abzuwarten, und war bald wieder mit einer Tafel zurück, von der er, das größere Stück für sich behaltend, dem Bruder einen Bissen zukommen ließ.

„Das schmeckt mir auch nicht," sagte dieser, und spuckte einen großen schwarzen Fleck in's Zimmer, der unter lauten Klagen von allen Seiten sogleich wieder weggewischt wurde.

„Aus dem Jungen wird nun und nimmermehr etwas," sagte verdrießlich der Großvater, und schob die Mütze auf's rechte Ohr.

„Ach Gott!" seufzte die Mutter," und er ist ja doch mein Sohn, so gut wie der andere. Aber das muß ich sagen, Gottliebchen steht meinem Herzen näher."

Am andern Vormittage, nach der Kirche, hatte sich ein heller Sonnenschein recht feiertägig auf die Winterlandschaft gelagert, und die Ofenwärme brachte in Roberts Innern eine seltsame Gährung hervor. Wie junger Wein, der sein Gebinde zu sprengen droht, so ließ

es ihm keine Ruhe in dem Stübchen, und er mußte hinaus in den Hof hinter dem Hause, um zu sehen, ob er nicht irgend einen gleichgesinnten Kameraden träfe. Er fand Niemand. Schnell war er darüber her, sich einen Schneemann zu formen, ungeheuerlich und grotesk, mit langer Nase und großen Augen, die er durch zwei schwarze Kiesel hervorbrachte. Gottliebchen war im sonntägigen Staate, angethan mit dem zeisiggrünen Pelzchen und der rothen Zipfelmütze auf dem Kopf, unter die Thüre getreten, und hatte das Treiben seines Bruders lange mit angesehen. Endlich, wie der Mann fertig dastand, ging er näher, und sprach altklug mit seinem heiser kreischenden Stimmchen, „He, he, was treibst du da für Schwänke, Bruder Robert? die Hände müssen dir ja erfrieren und wirst den Schnupfen davon kriegen."

„O nicht doch," entgegnete Robert," der Schnee macht warm, versuch's nur einmal. Das Spiel ist nur erst halb gethan. Jetzt spiele du mit. Wir wollen den Schneemann bombardiren. Lass' uns Schneeballen machen und nach ihm werfen. Da wollen wir sehen, wer ihn zuerst niederkriegt."

„Das ist nichts für mich; ich habe neue Fäustlinge an, und die würde ich beschmutzen," sagte Gottliebchen.

„Ach, was, zieh sie aus!" schrie Robert, und ihn bei der Hand packend, machte er Anstalten, ihm die Fäustlinge abzuziehen.

Aber Gottliebchen riß sich los und lief kreischend dem

Hause zu. Spottend rief Robert ihm nach: „Wart nur, du Hasenfuß!“ und schnell einen Schneeballen aufraffend, schleuderte er ihn mit kräftiger Hand dem Bruder nach, der in demselben Augenblick mit einem Schrei zu Boden sank.

Der unglückliche Zufall hatte in der Eile Robert nicht bemerken lassen, daß er mit dem Schnee einen kleinen spitzigen Kiesel ergriffen hatte, der den Bruder am Kopfe unweit von der Schläfe erreichte. Schreiend und um Hülfe rufend kniete der unglückliche Robert bei seinem Bruder, dessen Blut den Schnee röthete, und den er getödtet zu haben vermeinte. Und als Gottlieb unter lautem Jammern in das Haus getragen wurde, dachte Niemand mehr seines armen Bruders, der bis zum hereindämmernden Abende vergessen und verlassen, weinend an der blutigen Stelle geblieben war.

3.

Nach diesem traurigen Weihnachten durfte Robert keine Besuche mehr im Hause des Großvaters machen. Er sah weder Mutter noch Bruder wieder, und nun erst bekam er ein reges Verlangen nach ihnen; nun erst fühlte er, daß trotz der Verschiedenheit ihrer Neigungen und Gewohnheiten ein unsichtbarer Faden sie mit einander verband. Es war jedoch nicht mehr zu ändern. Seinen heitern Sinn trübte es ihm übrigens nicht. Zum Kopfhängen, Schmachten und Sehnsüchteln war einmal

der Stoff, aus dem er geschaffen, zu derb und kerngesund, zum Flehen und Nachgeben zu spröde. Er betrauerte den Vorfall aufrichtig, als er aber spät am Abend in das Haus des Großvaters treten wollte und man ihm mit rauhen Worten die Thüre verschloß, da begnügte er sich damit, was ein mitleidiger Knecht, der vom Bette des Verwundeten kam, ihm über den Zustand desselben sagen konnte, und sich und seinen Bruder dem Himmel empfehlend, trat er getrost und muthig den Heimweg an.

Die Kälte hatte nachgelassen, und aufgeregt, wie er war, dachte er nicht daran, zu schlafen, sondern trabte frisch und munter seines Weges. Als er an die Waldecke kam, da gedachte er des Weidmanns, der ihn damals so freundlich begleitet hatte, und dessen Erscheinung ihm auch jetzt willkommen gewesen wäre. Allein so sehr er auch umher spähte, er war weder weit und breit zu entdecken. Es wäre ja auch sonderbar gewesen, wenn der Mann zur Nachtzeit gerade jetzt hier hätte vorübergehen sollen.

Die Gleichgültigkeit von Roberts Vater bemerkte es kaum, ihn so plötzlich am andern Morgen wieder zu sehen, und als Robert sein Herz vor ihm ausschütten wollte, so hörte er ihn mit halbem Ohre an, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen. Dies war seine Art, die sich in keinem Lebensverhältnisse, bei keinem noch so wichtigen Ereignisse verläugnete.

Es waren nunmehr in dieser Einförmigkeit wieder

einige Jahre verstrichen, und Robert wurde stets schöner und stärker. Die Schule hatte er jedoch nie besucht; was er an Mutterwitz besaß, flatterte frei umher, ohne an bestimmten Gegenständen zu haften. Er war ein ächtes Naturkind, ungebildet, aber auch unverdorben. Er selbst dachte über seine Zukunft nicht nach. Er war von Jugend auf an ein kümmerliches Leben gewöhnt, das keine Bedürfnisse kennt, und nur darauf gerichtet ist, das Allernothwendigste zum Bestehen zu haben; dies glaubte er — und nicht ohne Grund — durch seine gesunden Arme sich leicht verschaffen zu können. So lange jedoch sein Vater lebte, wollte er nicht Fremden als Knecht dienen. Ein ihm angeborener Stolz hielt ihn davon ab. Manchmal dachte er wohl an den Wald und an die edle Jägerei; dann kam ihm immer das alte Liedchen: „Von dem Jägersmann aus Churpfalz" in den Sinn, und sein schwarzer Begleiter von jenem heiligen Abende, da er zu Großvaters ging, stand dann immer wieder freundlich vor ihm. Er hatte aber schon längst alle Hoffnung aufgegeben, den wackern Biedermann jemals wieder zu sehen, und meinte, er müsse wohl seitdem gestorben seyn, oder er sey vielleicht auf Besuch im Lande gewesen und nun wieder in seine Heimath zurückgekehrt.

Man denke sich nun aber Roberts freudiges Erstaunen, als er eines Tages, vor der Thüre stehend, neben der läßig hinschlendernden Gestalt seines Vaters den straffen Schritt eines hohen Mannes erblickte, in dem

ihm etwas Aehnliches mit seiner Erscheinung an der Waldecke auffiel. Er hielt sich nicht zurück, sondern lief den Kommenden entgegen. Es war keine Täuschung. Er stand vor dem wackern Weidmann, der ganz derselbe, nur ein wenig älter geworden war. Seine buschigen schwarzen Haare hatten sich stellenweis mit Silber durchzogen, die Haut war gelber geworden, aber die Augen blickten noch eben so scharf und freundlich auf Robert, ohne dabei den Blick so senken zu dürfen, da der Bursche um ein Bedeutendes größer geworden war und fast die Höhe des alten Weidmanns erreicht hatte.

Sie schüttelten sich derb die Hand, dann schritten sie der Wohnung Mellingers zu.

„Ich habe deinem Vater einen Vorschlag gemacht, Robert," sprach der Fremde im Gehen. „Ihm ist er genehm, und ist er auch dir recht, so soll's mich freuen."

Dem jungen Menschen schlug das Herz bis zum Halse hinauf. Er zweifelte fast nicht mehr, was dies wohl für ein Vorschlag seyn könne, und wünschte doch auch zu vernehmen, daß er sich nicht täusche. So waren sie in das Haus und in die Stube getreten.

„Setzen Sie sich, mein Herr Förster," sagte der alte Mellinger zu seinem Gaste, indem er ihm einen Stuhl zurecht schob. „Ich bin nur ein armer Mann und vermag für meinen Jungen nichts zu thun. Wie ich ihn vom Himmel erhielt, so ist er geblieben; ich habe zwar nicht viel gethan, ihn besser zu machen; allein ich habe ihn auch nicht schlimmer gemacht. Ich bin kein

Freund vom unnützen Schwatzen. Wollen Sie ihn, da ist er! Er wird bei Ihnen was Rechtes lernen, und ich habe Last und Sorge vom Halse. Mehr wünsche ich nicht."

So viel und so zusammenhängend hatte Roberts Vater schon seit Jahren nicht gesprochen; der Sohn war ganz erstaunt darüber, und die Worte klangen ihm so freundlich und erquickend, daß er den Vater und den Gast zugleich hätte umarmen mögen.

„Ihr Sohn gefällt mir. Mein alter Jägerbursche, der Anton, den ich bereits fünf und zwanzig Jahre bei mir hatte, ist gestorben. Meine Wirthschaft ist eigen eingerichtet, wie Sie wissen; einen jeden kann ich nicht gebrauchen. Alte Bursche bringen mir ihre Neigungen und Gewohnheiten mit in's Haus; bei mir muß sich Alles nach meinem Willen richten; ich will mir meinen neuen Burschen erziehen, wie ich mir meinen alten Anton erzogen hatte. Nun aber bin ich auch damit übel dran. Wo kriegt man ein gesundes, muthiges und kräftiges junges Blut, guten Willen, reg und thätig, nicht faul und verschlafen, kein Kopfhänger, Duckmäuser und dergleichen. Die Menschen fangen an, viel zu viel zu erziehen, und verderben so, was die liebe Natur gut geschaffen. Da brachte mich der Zufall einmal mit Ihrem lieben Jungen zusammen, Herr Mellinger. Wir trottirten so ein paar Stunden Wegs in Schnee und Wetter und sprachen von diesem und jenem. Da lernt man sich kennen. Ich merkte gleich, daß es keiner wa-

gen dürfe, ihrem Jungen den Finger in's Maul zu stecken, der ist beschlagen! Das wär' ein Bursche für mich! dacht' ich mir damals, und nun, da der Alte das Zeitliche gesegnet und Ihr Robert reifer geworden, so will ich's gern mit ihm versuchen, und sehen, ob mich meine Hoffnung, die ich auf ihn gesetzt, nicht trügen wird. Was meinst du, Robert? Willst mit mir ziehen in meine Wüstenei? Ein Jäger sollst du werden, das versprech' ich dir, mehr aber nicht!"

Roberts Gesicht flammte hoch auf. Plötzlich hob es sich wie ein Schleier vor seinen Blicken. Sein Leben wurde ihm plötzlich klar, er war sich einer Zukunft bewußt. Er sah den grünen Wald mit seinen hellen Streiflichtern und dunkeln Schatten; er wollte ihn kennen lernen mit allen seinen feierlichen Geheimnissen, mit allen seinen Wundern und Schrecken, seinem Rauschen und Tönen, und eine unendliche Lust wurde wach in ihm bei diesem Gedanken. Freudig schlug er ein in die dargebotene Rechte des alten Weidmanns; aber wie diese sich um die seinige zusammenpreßte, durchzuckte es ihn, wie mit einem elektrischen Schlage. Er fühlte es, daß sein Schicksal hienieden erfüllt war, daß er dem eingegangenen Bunde nicht mehr zu entrinnen vermochte, es komme Wohl oder Wehe über ihn.

Die Bewohner des Ortes standen an demselben Abende heimlich plaudernd vor ihrer Thür. Der fremde Gast, der bei Mellingers eingekehrt war, bildete den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Was mag nur der wilde Jäger bei dem Alten machen?“ fragte der Eine.

„Das ist die Folge so schnöden Wandels,“ sprach der Andere. „Wenn man die Kinder aufwachsen läßt ohne Christenthum, sich um Gott und die Welt nicht kümmert, die Frau verstößt, dann wird man am Ende von solchen Gästen heimgesucht. Zu einem von uns könnte der schwarze Förster nicht kommen; da fehlt ihm dann doch die Macht dazu.“

„Gebt Acht! er verkauft ihm die Seele seines Jungen, um noch ein paar Jahre im Müssiggange so hinschlemmen zu können,“ warf dann wieder ein Dritter hin. „Wir wollen uns kreuzen und segnen, wenn das Ungethüm ein Mal aus der Gemeinde scheidet.“

Solche Gespräche führten sie noch, als am späten Abende der alte Förster stolz durch's Dorf schritt, mit finsterem Blicke ohne Gruß, Robert an seiner Seite, heiter und lächelnd um sich blickend. Der alte Mellinger gab ihnen bis zum Dorf hinaus das Geleite, und versprach in einiger Zeit beim Förster einzukehren und nachzusehen, wie es mit seinem Sohne vorwärts gehe. Dann kehrte er um, und die beiden gingen allein weiter dem Walde zu. Das Gerede der Nachbarn hatte noch nicht aufgehört, als Mellinger zurückging. Alte Weiber bekreuzten sich; Kinder zeigten mit den Fingern auf ihn, und überall hätte er, wenn er nämlich aufmerksamer gewesen wäre, die Worte vernehmen können: „Seht, da geht der Rabenvater, der sein Kind

dem Gott sey bei uns verkauft hat! Gott sey uns Allen gnädig!" —

Die beiden Wanderer hatten nun den Saum des Waldes erreicht und begannen einen bergigen Weg emporzusteigen, der zu der Försterwohnung führte. Das Abgelegene derselben in einer wüsten, wilden, fast unzugänglichen Gegend, das einsame Leben, das der alte Förster seit Jahren hier führte, — da seine Frau schon lange todt war — seine Seltsamkeit im Benehmen, seine Schroffheit in seinem ganzen Wesen hatten ihm einen unheimlichen Ruf angehängt; er hieß in der Gegend nur der „schwarze Jakob," und man glaubte steif und fest, daß er mit den höllischen Mächten ein Bündniß abgeschlossen habe, oder wohl gar der Teufel selbst sey. Seine Wohnung wurde geflohen; man wußte nichts von seiner Lebensweise; wer bei ihm sey; was er eigentlich trieb. Nun kann man denken, welch ein Aufsehen es erregte, den frischen kräftigen Robert so plötzlich durch den schwarzen Jakob aus dem Dorfe entführt zu sehen.

Sie waren eine Stunde gegangen; der Weg war immer beschwerlicher geworden; das trauliche Gespräch, welches der Förster bisher unterhalten hatte, verstummte, da das Steigen ihm den Athem versetzte. Es war finster und kalt geworden; der Nachtwind rauschte in den Wipfeln und die Zweige der Tannen raschelten zusammen. Der Wald wurde immer dichter, sie waren jetzt mitten in dem Forste, der sich auf viele Meilen weit

tief in's Gebirge erstreckte. Immer rüstiger schritten die Wanderer; der alte Förster schnaufte stark.

Da hörten sie Hunde anschlagen.

„Das ist der Sultan und der Wasser," sagte der Alte.

Der Weg wurde steiler und beschwerlicher; sie glitten auf alten abgefallenen Nadeln; zwei schwarze Hunde schnoben im Dickicht und umsprangen jetzt den Förster, ihm die Hände leckend, ohne sich um seinen Begleiter zu kümmern.

Jetzt wurde eine schwarze Masse vor ihnen sichtbar, aus der das Gebell vieler Hunde erschallte.

„Wir sind zur Stelle," sprach der Förster. „Meine Tochter hat mich heute nicht mehr erwartet und ist zur Ruhe gegangen. Gib mir die Hand, daß ich dich im Finstern die Treppe hinauf führe. Oben will ich Licht machen."

Robert reichte seinem Führer die Hand; er schämte sich, denn er konnte ein leises, unwillkührliches Zittern nicht verbergen. „Du hast kalt, wie mir scheint," sagte der Alte; „oben sollst du einen Schluck zur Stärkung erhalten!"

Stolpernd über Hunde, die ihnen von allen Seiten durch die Beine liefen und knurrend, schnoppernd und leckend an ihnen hinaufsprangen, kamen sie endlich in dem Zimmer an, wo der Förster Robert stehen ließ, um Feuer zu schlagen.

„Mein Haus ist nicht groß," sagte der Förster, während er die Kerze anzündete, „aber hoch. Ich wohne

in dem einzig noch stehen gebliebenen Thurm von der Behausung des alten Waldwarts, der vielleicht zur Zeit, als die Tatarn in Schlesien waren, in diesem Reviere hauste; Krieg oder Blitz, oder auch beides zusammen haben das Uebrige längst zerstört. Je nun, wir brauchen nicht viel. Hier wohne ich; dort drüben im Erker wohnt meine Tochter; du erhältst deine Schlafkammer einstweilen oben, denn hier nebenan, wo dein Vorgänger schlief, befindet sich noch seine geringe Hinterlassenschaft; auch ist die Leiche erst vorgestern hinausgetragen worden. Du wirst indeß müde seyn, und ich will dir deine Lagerstätte zeigen."

Damit nahm er die Lampe und führte Robert eine hohe Wendeltreppe hinan zu einem Kämmerchen, dessen Fenster offen war, so daß man nach dem gestirnten Himmel sehen konnte.

„Zumachen kann man da nicht," sagte lächelnd der Förster, „denn es ist weder Fenster noch Lucke darin; allein es ist so übel nicht, sich von den schönen Gestirnen im Schlafe bescheinen zu lassen, und ich hab's oft schon im Leben versucht. Eh' du einschläfst, lisch mir die Lampe wohl, damit wir Nachts keine rothe Haube auf den Thurm kriegen, und nun schlaf wohl!"

So verließ der Förster seinen neuen Jägerburschen.

Robert sah sich in der Kammer um, die fast gänzlich leer war. Auf einem alten Tische stand Wasser in einem großen Steinkruge und eine Schaale daneben, nebst einem groben Handtuche; ein Strohsack lag auf dem Boden,

der zwar grob, aber reinlich bedeckt war. Dies war Alles. Als Robert ermüdet, wie er war, die Lampe gelöscht hatte und sich auf das Lager warf, begleitete ihn noch eine Weile das Schnaufen und Schnarchen der Eulen im Gemäuer und manch' pipendes Vögelchen, das sie fingen und zerissen, bis daß er eingeschlummert war. Er schlief ohne Traum bis zum hellen Morgen.

Ungefähr um dieselbe Zeit war es, daß sein Bruder Gottlieb nach der nahen Hauptstadt gebracht wurde, um zu dem geschicktesten Schneidermeister in die Lehre gegeben zu werden, der aber auch zugleich für einen sehr gottesfürchtigen und guten Christen galt.

4.

Am andern Morgen zur frühesten Tageszeit erwachte der neue Jägerbursche. Alles war noch still in der alten Warte, und als er den Kopf zur Fensteröffnung hinausstreckte, durch die ihn so eben ein kühler Luftstrom erweckt hatte, dampfte der Wald erwachend, und die Wipfel schüttelten den Thau in ihr inneres Gezweig, wie ein vor Freude weinendes Mädchen ihre Thränen in den Busen fallen läßt, um ihr inneres Leben zu erfrischen. Das nächtliche Wild zog sich müde und satt in seine Höhlen zurück, aber Hasen und Rehe sprangen von ihren Lagern und guckten sich freudig in der Welt um, die doch so voll von Verderben für sie war; die Vögel aber erwachten und begannen ihr Morgenlied.

Wer je einen solchen Frühmorgen im Walde erlebte, weiß, welche Wirkung er auf ein gesundes Herz hervorbringt. Robert schlug Augen und Seele dankend zum Himmel empor; er war frei, das fühlte er, wie alle Bewohner des grünen Bezirks; mochte auch kommen, was über ihn verhängt war, Gutes oder Schlimmes; was kümmerte ihn das jetzt; der Augenblick war sein, und es war ein glücklicher.

Seine Morgentoilette war bald beendigt, und rasch sprang er die Treppen hinunter, um sich im Hause umzusehen. Er fand es jetzt nicht viel anders, als es ihm in vergangener Nacht erschienen war. Alles war von Alter geschwärzt und verfallen, und nur dasjenige, was durchaus zur Wohnung nöthig war, in einem passenden Zustande erhalten. An der Thüre des Försters ging er leise vorüber, denn drinnen regte sich noch nichts. Der Alte war, vom gestrigen Marsche ermüdet, heute wahrscheinlich wider seine Gewohnheit zum Langschläfer geworden. Eine zweite Thür sah er angelehnt. Da schläft die Tochter, dachte er. Eine angeborene ehrbare Scheu — denn Niemand hatte ihm ja gesagt, was Anstand sey — hieß ihn bei dieser Thüre vorübergehen, und er wagte nicht, den flüchtigsten Blick hineinzuwerfen. Jetzt trat er vor die Thür in den Wald hinaus. Ein runder ausgehauener Platz umgab in nicht zu großer Entfernung den alten Bau, der sich malerisch genug, wenn auch nicht in demselben Grade traulich und wohnlich, vom Boden erhob. Einige Hunde tummelten

sich bereits im Grase herum und sprangen nun auf ihn zu, ihn als Bekannten grüßend, denn sie hatten's gleich weg, die klugen Thiere, daß er derselbe sey, der in der Nacht mit ihrem Herrn angekommen war. Nur ein einziger schlimmer Köter hielt sich fern und knurrte. Als Robert aber auf ihn zugehen wollte, setzte er sich in Positur, als wolle er Ernst machen. Er fing an, die Zähne zu zeigen und einen Ton anzuschlagen, der bei seiner Größe ziemlich verfänglich lautete. Dies hatte ungefähr ein paar Minuten gedauert, als eine klare, liebe Stimme den Hund beim Namen rief, worauf er sogleich parirte und wedelnd nach dem Orte hinsah, von wo die Stimme kam. Robert war instinktmäßig dem Hunde gefolgt, und wie elektrisirt, als er am Fenster einen Kopf erblickte, aus welchem diese Stimme getönt haben mußte, der aber keinesweges dem alten Förster angehörte. Robert hatte noch nie einen schöneren Mädchenkopf erblickt; sowohl in seinem Dorfe, als in der Umgegend, die er durchstreift hatte, war ihm etwas Aehnliches aufgestoßen, und da er hier dies am wenigsten erwartet hatte, so war die mächtige Ueberraschung wohl erklärlich, die ihn ergriffen.

Marie, des Försters Töchterchen, bot ihm einen guten Morgen mit aller Herzlichkeit. Man hörte der Art und Weise, wie sie diese wenigen Worte vorbrachte, auch nicht die leiseste innere Bewegung an, während Robert so sehr von der seinigen übermannt war, daß er kaum zu antworten vermochte.

Sie kam herunter, um auf einem großen Steine, der vor der Warte lag, eine Schaale Milch, ein Brod und das nöthige Geräthe zum Frühstück hinzustellen; denn der Vater war erwacht und wollte nach seiner Gewohnheit das Morgenbrod im Freien nehmen.

Marie war kein Kind mehr; sie war eine vollblühende Jungfrau in ihrer größten Schönheit. Wenn auch die Sonne ihre Wangen gebräunt hatte, so schimmerte doch die Rose der Gesundheit hindurch, und ihr großes Auge zeigte jene hervorstrebende Halbkugel, die stets das Zeichen einer frischen reinen Jugendlichkeit ist. Sie war in die Tracht der Bewohner des Waldgebirgs gekleidet, die malerischer war, als die der Leute im Unterlande und sich schon mehr jener der südlichen Gränzbewohner näherte. Auch dieses Fremdartige hatte für Robert einen eigenthümlichen Reiz, und er konnte sein Auge voll Wohlgefallen von dem Mädchen nicht mehr abwenden.

Der alte Förster war indeß herunter gekommen, um zu frühstücken; Marie sprang ihm freundlich entgegen und hing sich liebkosend an seinen Arm.

„Wir drei machen das ganze Haus," sagte der Alte freundlich; „auf viele Meilen in die Runde sind wir drei die einzigen Menschen. Diese Einsamkeit verleiht ein eigenes Gefühl. Man hält höher seinen Werth, wenn man nur so auf sich selbst beschränkt ist. Widerfährt uns etwas Uebels: wir müssen es abwehren; etwas Gutes: wir genießen es für uns allein. Niemand

theilt unsere Sorgen, wie unsere Freuden. Helfen wir uns nicht selbst, so sind wir verlassen."

„Und der Himmel, Vater?" fiel das Mädchen schnell ein.

„Ja, der Himmel, der ist eben in uns. Er gibt uns Kraft zu handeln, es mag kommen, was da wolle. Und siehst du, Robert, diesen Himmel in uns zu erhalten, muß man bestrebt seyn. Jetzt haben wir ihn noch alle drei; wir haben ihn bekommen und wissen nicht wie und wofür; wir wollen ihn aber bewahren und bei Leibe nicht verschleudern!"

Das Frühstück war bald beendigt und der Förster nahm seinen Burschen mit in den Wald, um ihn mit Verschiedenem bekannt zu machen, dann aber sandte er ihn nach Haus, um einige Gewehre, die er ihm übergeben hatte, zu reinigen und zu putzen.

Wie Robert nun so dastand vor der alten Warte, über den Gewehrlauf her, wünschte er wohl, daß Marie erschiene, um ihr vielleicht irgend eine Handreichung thun zu können, ihr den Schöpfeimer aus dem Brunnen heraufzuziehen, oder sich für sie zu bücken und von den kleinen Beeten etwas Salat oder Suppenkraut zu pflücken; allein sie kam nicht. Sie hatte alles schon vorbereitet und wirkte in der Küche nach gewohnter Weise.

Roberts gesunder Appetit wuchs bedeutend, wenn er daran dachte, daß sie ihm heute die Speisen bereite und sie ihm auch auftragen würde.

5.

Das Waldleben hat bei allem seinem Wechsel dennoch eine gewisse wohlthuende Einförmigkeit. Robert fühlte sich glücklich in seinem neuen Stande; das freie Jägerleben sagte sehr seinem Sinne zu; der alte Förster behandelte ihn wie seinen Sohn, aber mehr als Alles beglückte ihn Maria's Liebe.

Das stete Beisammenseyn, die Beschränkung, in der sie lebten, konnte nichts anders als diese Wirkung auf Beide hervorbringen. Der alte Förster sah es nicht nur ruhig mit an, sondern er schien wohl gleich anfänglich nichts Anderes erwartet zu haben, ja dies Verhältniß entsprang wohl zunächst aus dem von ihm wohl überlegten Plan, sich in ihm einen wackern Nachfolger und Eidam zu erziehen.

Als im Herbste das Weidwerk Robert mit vielen fremden Genossen zusammenbrachte, und er oft ein erlegtes Wild auf ein benachbartes Schloß oder in das nächste Städtchen tragen mußte, verstimmten ihn je zuweilen die seltsamen Redensarten, die er über seinen Herrn und Pflegevater vernehmen mußte, und die sein ganzes Verhältniß auf eine peinliche Weise berührten.

Er erfuhr dann nämlich das alte Gerücht, das wir schon kennen, und wodurch der „schwarze Jakob," wie das Volk den Förster nannte, zu einem zauberhaften bösen Wesen gestempelt wurde, das mit seiner Tochter

in dem Walde hause und sie gleichsam gebrauche, wie der Erlkönig seine Töchter in der bekannten Ballade, um junges Blut damit zu ködern und in's Verderben zu verlocken.

Abgesehen von dem üblen Eindruck, den dieses Geschwätz auf Roberts Gemüth machte, und die nachhaltige Verstimmung, die dadurch in ihm hervorgerufen wurde, nahmen solche Aeußerungen selbst dann und wann einen so beleidigenden Charakter für ihn an, daß er nur mit Mühe seine Aufwallung bekämpfte, um blutigen Händeln auszuweichen, die bei jungen Leuten dieses Standes, denen Mordwaffen immer zu Gebote sind, selten anders als mit dem Tode enden.

Oft drückte den armen Jungen schwere Sorge darnieder, und es bedurfte der ganzen Kraft seines reinen Gemüthes, um sich mit ungetrübter Liebe Marien zuzuwenden, und so die volle Ueberzeugung in sich auf's Neue zu befestigen, daß hier kein böser Zauber walten könne.

Er war jetzt ein Jahr auf der alten Warte im Walde gewesen, und der Förster hatte ihn so lieb gewonnen und so tüchtig befunden, daß er ihm länger das, was er mit ihm vorhatte, nicht vorenthalten wollte. An einem schönen Abende, wo die stillste Feier durch den Forst zog und das Gemüth unsrer drei Waldmenschen weit geöffnet hatte, legte der gute Vater die Hände seiner Kinder in einander und verlobte sie im Angesichte des Himmels. Alle drei wähnten, das Ziel ihrer Wünsche glücklich erreicht zu haben.

„Seit länger als einem Jahre, Robert," sprach der Förster, „hast du deinen Vater nicht gesehen. Noch längere Zeit ist es her, daß du von deiner Mutter nichts hörtest. Du stehst jetzt an einem Wendepunkte deines Lebens, wo du des Segens deiner Aeltern nicht entbehren kannst. Geh hinab zu ihnen und sage ihnen, daß du mein Eidam werden sollst. Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben. Meine Tochter kannst du dann später einmal zu ihnen führen. Sieh erst zu, wie deine Mutter dich aufnimmt und wo du deinen Vater findest. Wenn ich manchmal in deine Heimath kam, so hörte ich wunderliche Dinge von dem Manne. Er soll, durch Noth getrieben, sich einer andern Lebensweise ergeben haben, wie bisher. Er verläßt oft auf Wochen das Dorf und zieht ungewissem Erwerbe im Lande nach. Man will sogar etwas Wohlstand bei ihm bemerkt haben. Ich weiß jedoch am besten, was man von dem Gerede der Leute zu halten hat. Gehe daher hin und sieh selber zu. Wie es auch mit ihm stehen mag, an meinem Entschlusse soll dadurch nichts geändert werden."

In Seligkeit versenkt, trennte sich das liebende Paar. Sie waren sich bewußt, im brennenden Abschiedskusse ihr höchstes Glück erreicht zu haben, unbesorgt um ihre Zukunft, die ihnen ja nur die heiterste Aussicht zeigte. Auch der alte Förster war voll beglückender Rührung. Vater und Tochter sagten Robert ein Lebewohl, da er morgen mit dem Frühesten die Warte verlassen und zu seinen Aeltern gehen sollte.

Robert lag noch lange im Fenster seines jetzt nicht mehr unheimlichen, sondern recht wohnlichen und trauten Schlafkämmerchens, das in seiner ganzen Einrichtung schon den zukünftigen Sohn des Hauses, den zukünftigen Förster verrieth. Einige gute Gewehre, Geweihe, ausgestopfte Vögel, getrocknete Pflanzen und zierlich aufgestellte Holzarten schmückten den Raum; überall webten Reinlichkeit und Ordnung; die Hand des holden Bräutchens war sichtbar.

Roberts Herz ward schwer und sein Auge trübe; er kehrte die Blicke vom Himmel, wohin er sie erhoben hatte, auf die Gegenstände, die ihn hier näher umgaben, und Thränen perlten ihm über die Wangen, als sollte er von dem Allem auf ewig Abschied nehmen — ach! und er wußte doch nicht, daß dies die letzte Nacht seyn sollte, die er unter dem Dache der alten Warte schlief, das, so schadhaft es auch seyn mochte, ihm doch so trauten, beseligenden Schutz verliehen hatte.

Dies aber ist die Gewalt der Ahnung in uns.

6.

Obgleich Robert einen kürzeren Weg hätte einschlagen können, um in seine Heimath zu gelangen, so zog er es doch vor, an jener Waldecke vorüber zu gehen, wo er in rauher Winterszeit als halberfrorener Knabe durch denselben Mann gerettet worden war, dem er jetzt mehr als sein Leben zu verdanken hatte. Er konnte es

nicht unterlassen, an dieser Stelle zu verweilen und der freudigsten Erinnerung ein Opfer zu weihen. Er sah noch einmal, wie es einst war und wie es denn so gekommen, daß er ein gelernter Forstmann geworden, bald ein beglückter Gatte werden würde. Heiter und wohlgemuth riß er sich endlich aus den Träumereien, die ihn an diesem Orte gefesselt, und wollte muthig zum väterlichen Hause. Da schoß es ihm plötzlich durch den Sinn: Ei, du könntest doch im Vorbeigehen den Bruder besuchen. Es war ein stolzes Selbstgefühl, was ihm den Gedanken eingab. Er, der einst so Verachtete, der ohne Erbtheil in die Welt hinausgestoßen, durch eigene Kraft und Vermögen sein Loos sich selbst geschaffen hatte, wollte hintreten vor den jüngern Bruder, den vom Glücke Begünstigten, und ihm zeigen, daß er sich seiner nicht zu schämen brauche. Er bog daher von der geraden Straße ab und ging, wie damals, auf dem Pfade durch die Felder dem Hause seines Großvaters zu. Nur war jetzt die Jahreszeit heiterer wie damals, der Knabe war ein Mann geworden, die Felder grünten und durch die Brust des jungen Mannes zogen beseligende Gefühle.

Im Hause seines Großvaters fand er Alles verändert, so daß er sich kaum zurecht fand. Er mußte um so überraschter davon seyn, als er in der langen Zeit, daß er aus dem Hause verbannt war, auch nicht die geringste Nachricht von dort erhalten hatte. Sein Großvater war indeß gestorben; seine Söhne hatten den Kramladen übernommen, und Roberts Mutter war zu ihrem Sohne

Gottlieb gezogen, der in der nahen Stadt sich als vornehmer Kleiderkünstler niedergelassen hatte.

Die Brüder erkannten ihren Vetter nicht, als er zu ihnen eintrat. Sie erstaunten jedoch bedeutend, als er sich ihnen nannte. Mit stolzem hochfahrendem Tone fertigten sie ihn ab. Sie wollten von seinem Vater nicht das Geringste gehört haben; die Lage seines Bruders schilderten sie ihm aber beneidenswerth. Sie riethen ihm, vorerst dahin zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen, denn im Dorfe seiner Heimath würde ihm wohl Niemand etwas anzugeben wissen, um den Aufenthalt seines Vaters zu erkundschaften; nur so viel wußten sie, daß er vor längerer Zeit, ohne Jemand zu benachrichtigen, auf und davon gegangen sey. Nach diesem Bescheid machte sich Robert so schnell als möglich auf den Weg, um Bruder und Mutter aufzusuchen.

Er hatte zwar die Stadt bald erreicht; allein in dem Gewühl der Straßen konnte er sich nur schwer zurecht finden, da er noch nie dort gewesen war. Er dachte sich's so schwer, einen unbedeutenden Schneider in diesem vornehmen Treiben aufzufinden. Wie sehr aber erstaunte er, als man ihm sogleich das stattliche Haus zu zeigen wußte, wo der Herr Leibschneider Mellinger wohnte. Robert war nicht blöde und hätte mit dem Könige ebenso aus freier Brust gesprochen, wie mit jedem Andern; er kannte ja zu wenig von Rang und Verhältnissen, als daß ihm dies irgend einen Zwang hätte auflegen können — als er jedoch nun so vor dem

Hause seines Bruders dastand, zu der blanken Fensterreihe empor schaute, die mit prächtigen Vorhängen verziert war, durch die große Glasthüre in das prächtige Magazin blickte und vergebens unter den vielen darin Hantierenden nach seinem Bruder spähte, endlich die stolzen Worte mit großen blitzenden Buchstaben las: Mellinger, fürstlicher Leibschneider — da wurde ihm ganz sonderbar um's Herz, und er dachte zum ersten Male daran: Wie werde ich mich hier wohl ausnehmen, dem stolzen Manne gegenüber, der mein Bruder ist? Dann aber sprach es in seinem Innern wieder: Immerhin, er ist ja dein Bruder! und damit ergriff er den Drücker und wollte in's Haus treten.

Die Thüre war aber verschlossen und blieb es trotz alles seines Drückens. Vergebens sah er sich nach einem Klöpfer um, um seine Anwesenheit draußen den Bewohnern des Hauses bemerkbar zu machen; denn den Knopf, der zum Glockenzug führte, sah er zwar, doch wußte er nicht, wozu er zu gebrauchen.

Ein gefälliges Bürschchen sprang endlich aus dem Laden und fragte, was der fremde Mann wolle? Robert trat ohne Weiteres ein und sagte, daß er mit Herrn Mellinger sprechen wolle. Da reckten die bleichen, hohläugigen Gesichter mit langen Haaren, Nasen und Augen von ihrem Nähzeug in die Höhe, und betrachteten den Fremden von oben bis unten, als wollten sie ausfindig machen, wo die Mode wohl herrschen möchte, nach welcher er seinen Rock trug. Eigentlich war aber

das Kleidungsstück, welches Roberts schöne Glieder umgab, und ihre Form eher entstellte, als verschönte, nicht sowohl ein Rock als ein Wamms zu nennen. Man betrachtete ihn noch immer zu seinem großen Mißvergnügen, als schon der Herr Leibschneider in den Laden trat. Das Bürschchen, welches Robert die Thüre geöffnet hatte, war sogleich fortgesprungen, um jenen herbeizurufen.

Gottlieb Mellinger war ein kleines Männchen mit einem gelben Gesichte, aufgewickelten Haaren, in einem seidenen Schlafrock. Wenn man die stämmige Gestalt Roberts, das offene, schöne, von der Sonne gebräunte Gesicht, von einem Walde schwarzer Locken umgeben, in dem grünen Wamms vom gröbsten Tuche, die Flinte auf der Schulter, dem Andern gegenüber stehen sah, so hätte man diese Beiden schwerlich für Brüder halten können.

Der Leibschneider, welcher geglaubt hatte, irgend ein vornehmer Herr wäre da, um sich Maß nehmen zu lassen, war höchlich überrascht, als er den wilden Weidmann vor sich erblickte. Dann faßte er sich jedoch wieder und meinte, er könne ja wohl von einer Herrschaft abgeschickt seyn, um eine Bestellung zu machen.

„Was wollt Ihr, guter Freund?" sagte der Leibschneider, indem er aus einer kleinen goldenen Dose eine Prise nahm.

Robert ließ einen lang verweilenden tiefen Blick auf seinem Bruder ruhen, und sprach dann dumpf und gezogen: „Kennst du mich denn nicht mehr, Gottlieb?"

Da schien eine Erinnerung in dem Männchen aufzutauchen. Er fuhr sich mit der langen Manschette, die aus dem Schlafrock hervorhing, über eine Narbe an der Schläfe. Robert bemerkte dies und setzte schnell hinzu: „Die hast du von mir, und seitdem sahen wir uns nicht wieder!“ Es lag große Innigkeit in diesen wenigen Worten. Gottlieb aber begriff sie nicht.

Er blickte scheu um sich und schien sich vor seinen Leuten zu schämen. Stumm öffnete er eine Thür und winkte dem Bruder mit der Hand, ihm zu folgen. Gottlieb führte Robert durch mehre Zimmer. Endlich schloß er eine Thür hinter sich und fragte erstaunt: „Mein Gott! wie kommst du her und was willst du von mir?“

Robert war vernichtet; solche Aufnahme beim Wiedersehen nach so langer Zeit hatte er nicht erwartet. Er war nicht im Stande, zu antworten.

„Du bist da wohl in recht schlechte Hände gekommen, Robert?“ fing endlich der Leibschneider wieder an. „Deine Seele war gefährdet, wie ich hörte, und du thatest recht daran, wenn du dich losgesagt von dem schwarzen Jäger, bei dem kein Heil zu erlangen ist. Willst vielleicht über die Gränze und dein Glück in der Fremde versuchen? Je nun, ich will dir gern dazu behülflich seyn. Mein brüderliches Herz wird sich nie verläugnen.“ Dabei zog er den Beutel und wollte ein paar Thaler, die er daraus nahm, seinem Bruder in die Hand drücken. Dieser aber machte eine abwehrende Bewegung und schüttelte den Kopf.

„Ich höre dich mit Verwunderung so sprechen," nahm nun Robert das Wort. „Ich bin nicht so hülflos, wie du meinst, und weder gesonnen, über die Gränze zu gehen, noch deines Geldes bedürftig. Ich gedenke dort zu bleiben, wo ich bin, und wo ich Alles habe, was mein Herz begehrt."

„Was sein Herz begehrt?" schrie hier der Leibschneider mit der bekannten kreischenden Stimme, und war ganz wieder Gottliebchen geworden, „und wir armen Menschen müssen uns quälen Tag und Nacht, und arbeiten, daß uns der Schweiß herabläuft, und können doch nicht sagen, daß wir haben, was unser Herz begehrt. O wir armen sündigen Menschen! Wie schwer wird es uns, auf dem Weg der Tugend zu wandeln und uns in Ehren fortzubringen, während ein solcher Mensch, der sich vermißt, mit bösen Zauberkräften in Unterhandlung zu treten, Alles mit leichter Mühe erhält, und frech sich rühmen kann: er habe, was sein Herz begehrt. Nein! mit dem will ich keine Gemeinschaft haben. Weiche aus meinem Hause, in das du nur Schande und Kummer bringen kannst. O wie strafbar war es von dem Vater gehandelt, dich dem verrufenen Gesellen, dem schwarzen Jäger zu überlassen und ihm deine junge Seele zu verpfänden."

So hatte nun das Schneiderlein seine lange Rede geschlossen und stand ängstlich erwartend da, welchen Eindruck sie wohl auf den Bruder machen würde; denn es lag ihm hauptsächlich daran, ihn so schnell als mög-

lich los zu werden. Robert kam ihm auf halbem Wege entgegen.

„Nicht schmähe den Vater, daß er so handelte," sagte er rasch; „denn du siehst mich auf dem Wege zu ihm, um ihm zu danken für das Glück, das er mir bereitete. Ich hörte jedoch von unsern Vettern, den Dorfkrämern da drüben, daß unser Vater seinen alten Wohnsitz verlassen habe, ohne daß sie mir sagen konnten, wohin er sich gewendet, und da komme ich nun zu dir mit der Bitte, mir es anzuzeigen. Das ist Alles, was Förster Robert von seinem Bruder will, der seine Thaler nur behalten mag."

„Und i ch soll dir sagen, wohin sich der Vater gewendet?" rief Gottliebchen erstaunt. „Weiß ich's denn selbst wohl?"

„Du weißt's nicht, Unglücklicher?" schrie Robert, indem er seines Bruders Hand krampfhaft packte, der sich vergebens loszumachen strebte.

„Und hast du denn vergessen," erwiederte ängstlich der Schneider, „daß ich seit frühester Jugend vom Vater entfernt lebte? daß die Mutter mich nie zu ihm ließ? daß er des Großvaters Schwelle nie betreten durfte? Treffen nicht vielmehr dich jene Vorwürfe, die du nunmehr mir machen wolltest? Warst du nicht eigentlich des Vaters Sohn von frühester Jugend bei ihm, von ihm erzogen? Verdankst du ihm nicht, wie du nun selbst sagst, dein Glück, und dachtest nicht an ihn, und ließest ihn verkümmern?"

„Deine Vorwürfe treffen mich hart," sagte Robert, und sein gutmüthiges Herz floß über, und Thränen traten ihm in die Augen. Er haßte jetzt nur sich, und war versöhnt mit dem Bruder.

„Ich will sogleich fort nach unserem Dorfe, will Erkundigungen einziehen, wo ich kann, will Alles aufbieten, eine Spur zu entdecken; dann — wenn wir ihn wieder haben — wollen wir vereint dem alten Manne ein sorgenloses Alter bereiten."

Robert hatte sich zum Gehen gewendet; da kehrte er plötzlich um und sprach: „Wo ist die Mutter? Ich will die Mutter sehen."

„Die Mutter ist längst hinübergeschlummert. Sie hatte zuletzt recht schlimme Tage und litt sehr, eh' der Tod sie befreite," sprach der Leibschneider ganz kalt, indem er mit der kleinen Dose spielte.

„Die Mutter todt!" schrie Robert schmerzvoll, „und das wußte ich nicht? Unmensch, warum hast du mich um ihren Segen bestohlen? Sie war mir nie freundlich und liebevoll im Leben, wie sie es dir war. Allein sie würde mich dennoch gesegnet haben, wenn ich zu ihrem Krankenbette hergeeilt und an ihrer Seite gebetet hätte. O meine arme Mutter! O ich Aermster, der ich nun so viel, so Unersetzliches zu beweinen habe!. Ohne Aelternsegen ist kein Glück auf Erden; um den Segen der Mutter hast du mich gebracht, den Segen des Vaters habe ich durch meinen Leichtsinn verscherzt. Ich will mir aber gerecht werden und nicht eher zu

meinem Glücke heimkehren, bis ich meinen alten Vater mit mir bringe. Wir sehen uns heute zum letzten Mal!"

Mit diesen Worten riß Robert den Riegel zurück und stürzte fort.

„Ich wünschte es selbst," kreischte ihm der Leibschneider nach, „daß wir uns nie wieder sehen mögen; doch wer weiß, ob es nicht dennoch geschieht. Wenn man das Unglück hat, daß Vater und Bruder Landstreicher sind, so kommen sie einem ganz wider Willen in den Wurf."

Robert vernahm den Ausdruck dieser sauberen Gesinnung nicht mehr. Er war längst schon zum Laden wieder draußen, zur großen Verwunderung der Schneidergesellen, die gar nicht begriffen, was der stolze vornehme Meister mit einem solchen Menschen so lange zu verhandeln gehabt hatte.

In glühender Aufregung eilte Robert jetzt dem Heimathdorfe zu, das er am späten Abend erreichte. Das Haus, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, war ganz verändert. Wohlhabenheit war eingezogen, und Niemand kannte ihn, wie er Niemand. Von dem früheren Bewohner vermochte er im Hause selbst keine Auskunft zu erhalten. Dennoch konnte er sich von dem Platze nicht trennen; er ging um das Haus, als hätte er Uebles im Sinn, und wahrlich, wer die schlanke, abenteuerlich aussehende, bewaffnete Gestalt in dem geheimnißvollen Umherschleichen belauschte, dürfte leicht sie für etwas Anderes gehalten haben, als für einen weichgestimmten unglücklichen Menschen, der einen Vater suchte.

Endlich näherte sich ihm eine tröstliche Erscheinung. Ein alter Nachbar, der es stets gut mit dem Hause gemeint und sich auch oft des jungen Robert angenommen, wenn er, sich selbst überlassen, Tage lang auf der Straße umhergetrieben hatte, ohne daß Mellinger daran gedacht, ihn mit Geld oder Nahrung zu versehen. Der alte Mann hatte ihn wieder erkannt und lud ihn freundlich in sein Haus. „Wollt Ihr meine Muthmaßungen hören und das, was ich von Eurem Vater weiß, so kommt mit mir, ich will Euch beherbergen für diese Nacht, und bis Ihr eingeschlafen sind, will ich Euch Alles erzählen, was ich weiß."

Robert folgte in großer Spannung der freundlichen Einladung, und da hörte er denn, daß sein Vater, nachdem er in gänzlicher Unthätigkeit seine Mittel nach und nach alle aufgebraucht hatte, von Gläubigern gedrängt, gezwungen worden war, den Ort zu verlassen. Zu einer weiten Entfernung wie zu einer bedeutenden Thätigkeit, um sich anständig zu ernähren, vermochte die in sich versunkene Trägheit und Gleichgültigkeit des Mannes ihn jedoch nicht zu bringen. Der Zufall hatte ihn auf die nahe Gränze geführt, wo sich ihm bald ein gefährlicher Erwerb zeigte, der keine besondere Anstrengung des Geistes wie des Körpers in Anspruch nahm. Seit frühester Jugend stets in dieser Gegend lebend, war er mit allen Wegen und Stegen vertraut, die aus dem einen Lande in das andere führten. Ein Zufall ließ ihn ein paar Kerle finden, die von den Preußen deser-

tiren wollten und die ihm ein Goldstück boten, wenn er sie ungefährdet über die Gränze bringen könnte. Er übernahm es, und es gelang. Seit der Zeit hatten sich mehr Ausreißer eingestellt, und er machte aus dem Menschenpaschen ein förmliches Geschäft, das ihm zwar Geld eintrug, aber auch das Leben kosten konnte, da sich ein starker Verdacht bereits gegen ihn regte.

Robert ließ sich genau das Dorf an der Gränze bezeichnen, um andern Tages mit dem Frühesten zu seinem Vater zu eilen, und ihn der Gefahr, die ihm drohte, für immer zu entreißen. Dann versuchte er es, einzuschlummern; allein die erschütternden Erlebnisse dieses Tages und der schmerzliche Vergleich zwischen dem beglückenden Gestern und dem fürchterlichen Heute ließen keinen Schlummer über ihn kommen.

7.

Die Sonne brannte heiß, als Robert, immer höher und höher in dem Gränzgebirge aufsteigend, ein weithin verstreutes Dorf erreichte, das ihm als der jetzige Aufenthalt seines Vaters bezeichnet worden war. Ein Kind leitete ihn über den Bach in die entlegenste Schlucht, wohin sich ein einzelnes Häuschen von ärmlichem Ansehen verloren hatte. Hier sollte er seinen Vater wieder sehen.

Das Haus gehörte einem Tischler, der gerade darüber her war, eine Wiege zu zimmern. Ein Sarg stand

fertig daneben. Der Anblick machte auf Roberts Gemüth eine schlagende Wirkung. Es war gleichsam, als überschaute er von dieser Schwelle die beiden Enden seines Lebens, wo er aus dem räthselvollen Nichts zum Sonnenlichte und zum Bewußtseyn erwacht war, und wo er wieder zu ihm hinüberschlummern sollte. Der Anfang stand ihm noch so nahe; wie ein Traum waren ihm die kurzen Tage vorübergeflogen; sollte ihm das Ende wohl auch schon so nahe seyn? Diese Frage schien ein leiser Schauder zu beantworten, der ihm durch die Adern rieselte. Es war der Schauder der Ahnung, der unwiderstehlich uns erfaßt, wenn uns unser Verhängniß einer entscheidenden Begebenheit entgegenführt.

Der Tischler war ein alter Mann; gebückt über seine Arbeit, beschatteten die herabfallenden weißen Haare sein Auge, und sein Werkzeug machte ein solches Geräusch, daß er den Eintretenden nicht merkte.

„Wißt Ihr mir vom alten Mellinger Kunde zu geben?" fragte Robert mit seinem jugendlich tönenden Baß.

Gleichsam erschreckt, fuhr der arbeitende Greis in die Höhe, strich sich mit der geschwärzten runzligten Hand die Haare aus den Augen und blickte den Frager an, um sich schnell zu überzeugen, ob irgend eine Gefahr für seinen Gastfreund vielleicht im Hinterhalte laure.

„Mellinger?" wiederholte er gedehnt und forschend. „Mellinger? Und was wünschten Sie von dem alten unglücklichen Manne zu erfahren?"

„O nichts, nichts, das Euch beunruhigen könnte,"

sprach Robert schnell, der den Blick und Ton des Tischlers wohl verstand. „Ich bringe ihm angenehme Nachricht.“

Der Alte, indem er immerfort Robert in's Aug faßte und wohl die Gabe besitzen mochte, die Gesichtszüge der Menschen zu deuten, sprach jetzt fest: „Ja, ja, mir ist's, als hätte er von Ihnen gesprochen — sind Sie nicht — ?“

„Ich bin sein Sohn Robert, ich besuche meinen Vater; sagen Sie mir schnell, wo ich ihn finde.“

Da schüttelte der Tischler wieder bedenklich den Kopf und sagte: „Ihr Vater ist nicht daheim, junger Mann, und wo er ist, kann ich Ihnen nicht verrathen.“ Dann fügte er mit Bedeutung hinzu: „Er sagt keinem Menschen, auf welchen Wegen er wandelt.“

„Um Gottes willen! was ist's mit meinem Vater?“ schrie Robert.

„Junger Mann,“ versetzte der Greis, „ich kenne Sie nicht und weiß nichts von Ihren Verhältnissen. Mögen sie aber seyn, wie sie wollen, so nehmen Sie sich Ihres alten Vaters an. Machen Sie das Unrecht gut, das Ihr reicher, angesehener, in der Nähe wohnender Bruder an ihm verübte. Mehr sage ich nicht, bleiben Sie im Dorfe, bis Ihr Vater wieder zurückgekehrt seyn wird. Er kommt sicher diesen Abend, wie er mir gesagt hat. Dann führen Sie ihn mit sich fort, nicht als ob ich ihn nicht gern behielte, nein, sondern weil es zu seinem Besten ist.“

Mit welcher Sehnsucht erwartete Robert den Abend

Wie ungeduldig ward er, als die Sonne sank, und sein Vater noch immer nicht zurückgekommen war. Die Nacht brach herein, und sein Warten blieb immer vergebens. Auch sein alter Wirth theilte seine Unruhe. Wie viele Fälle konnten sich nicht ereignet haben, die den auf so geheimen und gefährlichen Pfaden Begriffenen getroffen haben könnten! Die Natur und die Menschen waren hier bedrohlich; er konnte gefangen worden seyn, im Handgemenge verwundet, erschlagen, ein Sturz von der Klippe konnte seinem Leben ein Ende gemacht haben.

Nachdem Robert einige Stunden der Nacht in stets wachsender Sorge hingebracht hatte, duldete es ihn nicht länger im Hause. Er ergriff seine Flinte, und nachdem er sie vorsorglich geladen und über die Schulter geworfen hatte, ging er aus dem Hause, ohne den alten Tischler zu wecken. Er hatte sich von den Hirten den Weg zeigen lassen und ging jetzt dem Walde zu, der sich längs der Gränze hinzog. Er hatte keiner bestimten Richtung zu folgen; sein Zweck war, einen Tag lang an der Gränze hinzustreifen, alle Winkel und Schluchten zu durchstöbern, und wenn dies erfolglos seyn sollte, Hülfe aufzubieten, um die Spur seines Vaters zu erforschen.

So hatte er denn den größten Theil des Tages dieses Ziel verfolgt, als er bei sinkender Sonne an einen rauhen wilden Paß gerieth, der so recht ein Ort zu seyn schien, an dem Pascher ihr Wesen treiben. Er war vom Streifen sehr ermüdet und ein brennender Durst

quälte ihn, als er unter einer dichten Baumgruppe ein niedriges langes Gebäude erblickte, das ein Wirthshaus zu seyn schien, obgleich es einem Raubneste nicht unähnlich sah. Es war dies einer jener Gränzbauden, wie man sie in Schlesien zu nennen pflegt, eine Art von Sennhütten und Wirthshäusern zugleich, und nebenbei das Absteigequartier der Pascher und die Ablage gepaschter Waaren. Robert kehrte hier ein, begehrte einen Trunk, und saß dann sorgenvoll versenkt in einem Winkel vor dem gefüllten Glase, das seine lechzenden Lippen nicht einmal berührt hatten.

Klirrende Tritte und lautes Reden störten ihn plötzlich auf und unterbrachen die Stille, die bisher in dieser Einöde geherrscht hatte. Es waren Soldaten, die jetzt in den dunklen Raum der Stube eintraten und sich um einen Tisch hinpflanzten, während sie einen Mann aus ihrer Mitte hinter den Ofen stießen, der es sich ruhig und stillschweigend gefallen ließ. Robert wurde aufmerksam, und glaubte ein seltsames, schweres Klingen zu vernehmen; sein Blut kam in schnellere Bewegung. Ein Knecht brachte Licht und stellte es den Soldaten auf den Tisch.

Robert blickte jetzt nach dem Manne hinter dem Ofen; er war gefesselt an Händen und Füßen; eine gräßliche Angst trieb ihn in die Höhe; er trat dicht vor den Mann, und erkannte die verwitterten Züge seines alten Vaters.

„Mein Vater!“ schrie er, „was hast du verbrochen?“ und stürzte sich vor ihm nieder, die gefesselten Füße um-

klammernd, während heiße Zähren auf die Fesseln herabströmten.

Der Alte weinte auch; dieser Moment hatte sein stumpfes Gefühl doch ergriffen. Er neigte sich über seinen knienden Sohn und wollte ihn zu sich erheben, aber die Soldaten waren aufgesprungen und rissen vereint Robert weg von seinem Vater, dessen Wuth keine Gränzen kannte und der ihnen verzweifelten Widerstand leistete. Der Wirth und seine Knechte sprangen nun auch hinzu und schlugen sich, wie natürlich, auf die Seite der bewaffneten Macht. Dies gab den Ausschlag. Roberts Händen entwand man den Hirschfänger, mit dem er einige leichte Wunden schon ausgetheilt hatte; dann ergriff man ihn und warf ihn unter lautem Geschrei und Hohnlachen zur Thüre hinaus, die man verriegelte und verrammelte, um die Nacht ruhig hier hinbringen zu können.

Tiefe Finsterniß war indessen hereingebrochen und der Regen goß in Strömen. Robert blieb im Freien ohne Hut, den sie ihm vom Kopfe gerissen, unbekümmert um sich, nur von dem Einen glühend erfüllt, Rache zu nehmen an den Schergen und seinen Vater aus ihrer Macht zu befreien. Es ließ ihn nicht los aus dem Bann dieses Hauses, bis er dies erfüllt; er mußte untergehen oder siegen in diesem Kampfe, das fühlte er.

Er fluchte seiner Unmacht und schämte sich, daß er nichts konnte, als das, und verwünschte es, daß ihm seine Waffen genommen waren, denn seine gute gela-

dene Flinte stand drinnen in dem Winkel, wohin er sie beim Eintreten gestellt hatte.

Er ging zum Fenster und ließ sein Auge über die Gruppe der Soldaten hinschweifen, die weidlich trinkend um den Tisch saßen. Von dem Gefangenen am Ofen sah er nur den Schatten.

Einer der Soldaten bemerkte ihn, und rief laut seinen Kameraden zu: „Da steht er noch immer, der saubere Sohn von dem Galgenstrick, der uns morgen keine Sorge mehr machen soll, da ihm der Profoß das Handwerk für immer legen wird. Solch ein Kerl, der uns die besten Leute desertiren macht und dem Feinde zuführt, verdient doch wahrhaftig nichts anders, als den Strick, und wenn ich sein eigener Sohn wäre, so könnte ich's nicht anders sagen!"

„Der Junge ist doch ein braver Kerl! er hat Muth und Kraft im Leibe. Da steht er noch immer draußen im Regen. Er thut mir leid!"

Dies sagend, nahm der Unteroffizier Roberts Hut, Hirschfänger und Flinte, öffnete das Fenster und reichte es dem draußen Stehenden mit den Worten hin: „Da nimm und mache dich auf den Heimweg, damit dir nicht auch noch Schlimmes begegnet; laß dich von der Lehre witzigen, die du erhalten: wie die That, so der Lohn!"

Robert hörte auf die Worte nicht; er drückte seine Waffen mit Inbrunst, dann sorgte er, vor Allem das Gewehr vor Nässe zu bergen. Er stellte sich seitwärts

unter das Dach, bis der Regen aufgehört hatte. Als er aber beim grauenden Morgen die erwachenden Soldaten wieder sprechen hörte, horchte er schärfer und glaubte das Klirren der Fesseln wieder zu vernehmen. Ein Stich fuhr ihm durch's Herz. Er verbarg sich tiefer, um nicht bemerkt zu werden. Die Soldaten verließen die Baude und führten den Gefangenen in ihrer Mitte. Robert ließ sie einen Vorsprung gewinnen, um dann fern von der Wohnstätte der Menschen an einsamem Orte seinen Vorsatz zu vollführen.

8.

Der alte Mellinger war abermals im Begriff gewesen, zwei junge Soldaten des Königs von Preußen den Oestreichern überzuführen, als ihn die Soldaten, die ihm lange vergeblich aufgelauert hatten, überfielen und gefangen nahmen. Die beiden Deserteure, die sich zur Wehre setzten, wurden auf dem Platze getödtet, Mellinger aber, schwer gefesselt, zum General-Kommando geführt, um dort den Tod nach den Kriegsgesetzen zu erleiden. Ihm stand der Strick bevor, ohne alle weitere Untersuchung, nachdem das sogenannte Standrecht über ihn gehalten worden. Es ist dieses die hoffnungsloseste Art, gerichtet zu werden; der Moment entscheidet hier, zumeist der Schein, oft die gute oder böse Laune; keine Appellation findet statt; der Spruch des Standrechts

ist gefallen, und der Angeklagte wird dem Leben oder dem Tode überantwortet.

Mellinger war mit stoischer Ruhe seinem Schicksale ergeben; die Gleichgültigkeit, die ihn durch's Leben geleitet, reichte ihm die milde Hand an der Brücke zum Jenseits; nur der Marsch mit den schweren Fesseln mochte dem alten Manne wohl beschwerlich werden; sein Schritt erlahmte oft, er schien ermattet inne zu halten; dann aber stießen ihn seine rauhen Begleiter auf aus seiner Erschlaffung, und die erhobenen Kolben vermehrten seine Kraftanstrengung und brachten ihn vorwärts.

Robert hatte einen Platz gewählt, wo der Waldpfad sich, vom Dickicht beengt, krümmte und keinen weiten Blick darüber hin gestattete. Hier lauerte er im Gebüsche, von belaubten Zweigen versteckt, mit der heißen Erwartung eines wilden Thiers, das die nahende Aetzung wittert. Und in der That, seine Unruhe schien in jenem Augenblicke eben so sehr von dem Gefühl erregt, Rache an den Schergen seines Vaters zu nehmen, als von dem Drange, diesen aus ihren Händen zu befreien. Das zum Kopfe steigende Blut hatte ihm das klare Bewußtseyn geraubt; er war ein Anderer geworden; der sanfte, edle Robert lechzte nach Rache; er war voll Grimm und Mordlust.

Die rauhen Stimmen der vier Soldaten, die seinen Vater escortirten, schallten jetzt zu ihm in sein Versteck, ehe er ihre nahenden Schritte vernehmen konnte, da der Weg, durch den Regen aufgeweicht, keinen Ton beim

Auftreten hören ließ. Roberts Gehör neigte sich mit ganzer Schärfe dem Orte zu, und er glaubte nun deutlich das Klirren einer Fessel zu hören. Er suchte sich zu fassen, damit er gut ziele und sicher treffe. Auf sein Gewehr durfte er sich verlassen; so stand er schießfertig da. Kaum bog der Erste in den gekrümmten Weg des Dickichts ein, so war er auch schon von Roberts Kugel erreicht und sank zu Boden; die drei Andern wußten in der Ueberraschung nicht sogleich, ob sie zuerst ihrem Kameraden beispringen oder dem Thäter nachspüren sollten. Der Ort erschwerte das Letztere und schien gefährlich. Man konnte nicht ermessen, wie viele Wegelagerer hier versteckt waren. Zwei von den Soldaten folgten daher ihrer Eingebung, ließen ihren Gefangenen, sowie ihren gefallenen Kameraden im Stich und machten sich aus dem Staube; nur einer blieb zurück und stellte sich bereit, einen jeden, der sich ihm nahen würde, gebührend zu empfangen.

Robert hatte schnell wieder geladen und wollte schon abdrücken; aber der Soldat hatte die Kette seines alten Vaters um seinen eigenen Arm geschlungen, damit er sicher sey, daß er ihm nicht entwische, und so mußte Robert fürchten, von seinem Standpunkte aus seinen Vater mit zu verwunden, vielleicht gar zu tödten. Seine Lage gab ihm eine List ein. Auf einem Umweg schlich er gebückt durch das Gesträuch, dem Soldaten in den Rücken, und als dieser — da kein weiterer Angriff erfolgte — sich eben anschickte, mit Vorsicht weiter zu

gehen, traf ihn ein Schuß in den Nacken, der ihn sogleich todt zu Boden streckte.

Mit gezogenem Weidmesser stürzte Robert jetzt bebend und schweißtriefend aus seinem Verstecke hervor und bohrte seine Waffe den am Boden liegenden Soldaten mehrmals in die bereits entseelten Körper. Er wollte sicher seyn, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr mehr drohe. Hierauf beschäftigte er sich erst mit seinem Vater, der erschreckt von dem Tumulte ohnmächtig dalag und Alles ruhig mit sich geschehen ließ.

Roberts Bemühung, ihm die Fesseln zu lösen, war vom besten Erfolge gekrönt; da sie in der Eile nicht genietet waren, sondern nur durch Stricke befestigt, so half ihm sein scharfes Weidmesser dabei. Jetzt erwachte der Alte. Der Sohn, der um seinetwillen zum zweifachen Verbrecher geworden war, indem er einen dem Tode Verfallenen befreit und einen Doppelmord auf sich geladen hatte, lag vor ihm, in Thränen gebadet, und es rührte ihn nicht. Diesem Menschen war der Tod gleichgültig, wie das Leben.

Nachdem Robert seinen Vater völlig frei sah, dachte er erst daran, diesen gefahrvollen Ort zu verlassen und auf Seitenwegen in ein Dorf zu gelangen, wo ihm ein Bekannter einen Wagen geben würde, um schneller seine Waldeinsamkeit zu erreichen. Dort hoffte er vor allen Nachstellungen sicher zu seyn. Er war jetzt noch nicht im Stande, über seine That und ihre Folgen eine erschöpfende Betrachtung anzustellen.

Stumm zogen Vater und Sohn ihres Weges. Robert ließ dann und wann einen Blick auf die neben ihm schreitende Jammergestalt fallen, und dann wurde er weich und er empfand die Wonne, seinen Vater befreit zu haben, selbst um den schweren Preis, den es ihn gekostet. Dann nahm er sich vor, ihm das ruhigste, beglückendste Alter zu bereiten, um das Unrecht gut zu machen, ihn früher so vernachläßigt zu haben.

Sie waren bereits mehre Stunden gegangen und hatten endlich das Dorf erreicht, wo sie ihren Freund zu Hause fanden, mit Bereitwilligkeit erhielten sie von ihm den Wagen, und nach dem kurzen Aufenthalte, dessen sie zu ihrer nöthigsten Stärkung bedurften, fuhren sie der alten Waldwarte zu.

Die Soldaten, die auf den ersten Schuß geflohen waren, hatten indeß den nächsten Ort erreicht, wo von ihren Truppen lagen und Anzeige von dem Vorfall gemacht. Während man nun sogleich sich nach dem Platz verfügte, wo der Vorfall geschehen war, verordnete man zur selben Zeit eine Streife in der ganzen Gegend. Im Augenblick wimmelte es überall von Soldaten, die nach allen Richtungen hin Wälder und Felder, Berge und Thäler durchstrichen, Alles anhielten, was ihnen begegnete, aus dem kleinsten Umstand, der sich ihnen nicht sogleich klar darstellte, Verdacht zogen und eine Menge solcher Verdächtigen verhafteten.

Robert und sein Vater, die wahrscheinlich zu Fuße bei ihrer Kenntniß des Terrains glücklich durchgekom-

men wären, fuhren jetzt der Gefahr in die offenen Arme. Ein Streif-Kommando hielt sie an, und da ihre Persönlichkeit schon wider sie zeugte — ein alter zerlumpter Bettler mit dem jungen bewaffneten Jäger — so wurden sie sogleich gefangen und unter Escorte zum Verhöre geführt.

Das Standrecht wurde eröffnet. Robert war zu stolz, um zu läugnen. Er wußte durch sein offenes Geständniß die Richter zu rühren, aber ihren harten Spruch abzuwenden oder nur zu mildern, war er nicht im Stande. Der Spruch lautete für Vater und Sohn auf todt am nächsten Baume. Als eine besondere Gnade wollte man es betrachtet wissen, daß man das Urtheil nicht sogleich vollziehen ließ, wie es in Kriegszeiten gewöhnlich ist; der Waffenstillstand, der eben herrschte, ließ diese Abweichung von der Regel zu. Ob aber diese Menschlichkeit den Verurtheilten wünschenswerth war, darum bekümmerte man sich nicht. Man verlängerte ihr Leben um wenige Tage, aber auch ihre Schmerzen, ihre Todesnoth, und das edle gebrochene Gemüth Roberts mußte sich neuen Prüfungen unterwerfen.

9.

Robert saß, sich selbst überlassen, in seinem einsamen Kerker von Finsterniß umgeben. Draußen war es hell und heiter, aber kein Sonnenstrahl drang in das Gewölbe, das ihm zur letzten Wohnung auf Erden ange-

wiesen war. Er getraute sich nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu hoffen. Selbst der Gedanke an das sonst Beseligendste für ihn, die Gegenwart der Geliebten, erfüllte ihn nur mit Entsetzen. Er getraute sich wohl die Kraft zu, den nahenden Tod mit festem Blicke zu erwarten, ihre Verzweiflung jedoch hätte er nicht zu ertragen vermocht.

Ein fein gekleideter Mann, der Empfehlungsbriefe von hoher Hand mitbrachte, hatte die Erlaubniß erhalten, den Gefangenen allein zu sprechen. Der Profoß führte ihn ein, setzte eine Lampe auf den Tisch und entfernte sich wieder.

Der Fremde, der in einiger Entfernung vor Robert stand, schlug jetzt den Mantel auseinander und dieser erkannte mit Widerwillen seinen Bruder. Es war dasselbe Gottliebchen, das erzogen und gehätschelt von früher Jugend, nur vom Glücke gewiegt worden war, während er mit Elend und Sorge stets zu kämpfen gehabt hatte; es war derselbe Mann, der in der Nähe des Vaters, von seiner Lage vollkommen unterrichtet und eben so im Stande, ihr aufzuhelfen, sich seiner geschämt, und sich deßhalb um ihn nicht angenommen hatte; es war derselbe, der seinen Bruder noch bei seinem letzten Besuche so herzlos empfing, der ihn um den Segen der sterbenden Mutter gebracht, und der jetzt wahrscheinlich gekommen war, ihm ein neues Herzeleid zu bereiten.

„Siehst du, daß wir uns nicht zum letzten Mal sahen, als du damals mein Haus verließest,“ fing der

Leibschneider im salbungsreichen Tone an. „Niemand weiß so etwas im Voraus zu sagen. Nicht du, sondern deine Familie ist zu beklagen, über die du Schmach und Schande verhängst. Dieses und nur dieses allein ist im Stande, den Abscheu niederzudämpfen, der mich erfüllt, einen verruchten Mörder zu besuchen, an dessen Händen das Blut Unschuldiger klebt. O verstockter Verbrecher, wirf dich der Reue in die Arme, damit nicht die Teufel noch Oel in die Flammen gießen, die dich sicher erwarten. Dich muß ich deinem Schicksale überlassen; allein ich heiße wie du, und ich habe Kinder, als fromme Christen erzogen und ausgestattet mit der feinsten Bildung; sie ererben von mir ein großes Vermögen, und ihnen ist der Weg zu allen Aemtern und Würden im Staate offen. Diese Kinder ererben aber auch meinen Namen, einen Namen, der beim hohen Adel wie beim ganzen Publikum seit langen Jahren in Achtung steht. Diesen Namen schändet deine That und bedeckt ihn für immer mit Schimpf. Du bist Schuld, daß alle meine Entwürfe für die Zukunft, alle meine glänzenden Aussichten vernichtet sind. Ich wollte meinen Namen verändern; ich wollte den Adel, ein Wappen, ich hätte eine große Summe daran gesetzt; allein es wurde mir abgeschlagen. Deine That hat eine solche Indignation erregt, daß man einem deines Namens keine solche Auszeichnung gewähren will, selbst wenn er es in der edelsten Absicht wünscht, in der Absicht, sich von dir gänzlich loszusagen. Mir blieb nichts übrig, als dies Land

zu verlassen, mich mit meinem Gelde und meiner Familie einzuschiffen und in weiter Ferne zu leben, wo man nicht weiß, daß mein Vater und mein Bruder den Tod am Galgen starben. So muß ich denn, ich unglücklicher Mann, Eure entsetzlichen Verbrechen an mir und den Meinigen mit bestraft sehen. Wenn dich dieses nicht rühret, wenn die Geschwisterliebe bei diesem meinem Kummer nicht in deinem Herzen erwacht, so bist du wirklich ein Auswurf der Menschheit, für den du allgemein gehalten wirst. Regt sich aber noch in deinem Herzen der Schatten eines menschlichen Gefühls, so höre meinen Vorschlag und nimm ihn an. Hier hast du ein Sümmchen, das dich auf lange Zeit für Mangel deckt." Bei diesen Worten zog er eine volle Börse aus der Weste. „Ich habe noch mehr Geld daran gewendet, um deine Flucht vollkommen zu sichern; auch den Vater befreie ich auf gleiche Weise. So vertauschen wir nur die Rollen; statt meiner verläßt du das Land. Mit Eurer Flucht wird das Ganze bald vergessen seyn. Aber aus dem Lande mußt du so schnell als möglich. Dies ist die einzige Bedingung, an die ich deine Befreiung knüpfe. Versprichst du mir dieses nicht, so lasse ich dich so gleichgültig aufknüpfen und den Vagabunden von Vater dazu, wie ich hier diese Prise nehme, und muß dann freilich in den sauren Apfel beißen, und Heimath, Geschäft und Aussichten aufgeben. Dann ziehe ich aber nach dem Süden und werde dort

immer ein reicher, geachteter und im Kreise meiner Familie auch glücklicher Mann bleiben."

„So bleibe denn glücklich, Elender!" war Alles, was Robert seinem Bruder erwiederte. Was dieser auch noch versuchte, es gelang ihm nicht, noch irgend ein Wort als Antwort zu erhalten. Voll Grimm und Verachtung hatte sich Robert abgewendet, und der Leibschneider mußte im höchsten Verdruß, seinen Versuch gescheitert zu sehen, und Alles, Einfluß, Geld und Beredsamkeit umsonst verschwendet zu haben, den Kerker verlassen. —

10.

Auf der alten Warte im Walde war der tiefste Kummer eingezogen. Zuerst hatte Roberts langes Ausbleiben Besorgnisse erregt, und als der alte Förster von seiner waldigen Einsamkeit herabstieg zu den Wohnungen der Menschen und die Kunde vernahm von Roberts That, die scheelen Blicke sah, die man auf ihn richtete, und die ihm nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß man seinem bösen Einflusse es zuschrieb, da hatte er das Herz voll Kummer und wußte nicht, ob er heimkehren sollte oder nicht, ob er seiner Tochter das Unglück auch verkünden sollte oder es ihr verschweigen. Der sonst so feste entschlossene Mann war jetzt zaghaft und niedergeschmettert. Er verließ, nachdem er sich über Alles, so weit es ihm möglich, Gewißheit verschafft, den Ort und stieg hinauf in seinen Waldbezirk. Hier irrte

er den Rest des Tages ohne Speise und Trank umher. Die Sorge endlich, durch sein langes Ausbleiben den Kummer seines Kindes mehr noch anzufachen, trieb ihn an, einen raschen Entschluß zu fassen und zu ihr zu gehen.

Noch ehe er gesprochen, kannte sie die Größe ihres Unglücks. Das Aussehen ihres Vaters war so verändert, daß alle Angst und Sorge, die ihr sein langes Ausbleiben verursacht hatte, dadurch Bestätigung erhielt.

Sie drang nicht weiter in ihn, daß er seinem Schmerze Worte gebe, und ihr deutlicher mache, was sie ahnend errieth; er verschloß die Fülle des Unglücks in seine tiefste Brust und dachte nicht daran, sich durch Mittheilung Erleichterung zu verschaffen. Sie aber dachte: mein Geliebter ist verunglückt; mein Leben ist hin; ich folge ihm bald! Er wußte, daß ihm keine Macht gegeben war, zu helfen und daß er beide Kinder zu beweinen habe. Kennt man einmal die Größe seines Schmerzes ganz, so wird man gefaßt und vertrauter mit dem Gedanken an den Tod, der über solche Schmerzen ja leicht hinweg hebt. Was sonst Schrecken erregt, wird dann zum warmen Tröster. Er dachte: sind beide todt, so säume ich nicht lange, sie einzuholen.

Während Robert in seinem Kerker an den schrecklichen Augenblick des Abschieds von seiner Geliebten dachte, beweinte ihn diese schon als gestorben. Der empörende Moment, der durch die Erscheinung seines Bruders ihm bereitet wurde, sollte der einzige seyn, der ihn beim Ausgang aus dem Leben noch erschütterte. Ruhig hatte

er sich in sein Schicksal ergeben; immer ruhiger wurde er, je kürzer die Spanne wurde, die er noch zu leben hatte. Durch ein wunderbares Uebereinstimmen der Gedanken — jene unerklärbare Sympathie, die sich liebender Herzen bemeistert und sie in weiter Entfernung verknüpft, sie gleich handeln, gleich empfinden läßt zur selben Stunde, in derselben Minute — dachte auch er sich seine geliebte Braut todt, und hatte die feste Ueberzeugung, sie dort wieder zu finden, wohin er die unfreiwillige Reise jetzt mit froherem Muthe antreten wollte. —

Zu früher Morgenstunde setzte sich der Zug in Bewegung, um beide Delinquenten zur Richtstätte zu begleiten. Zuerst kam der Alte, das graue Haupt auf die Brust gesenkt, mit gefalteten Händen, die das Bild des Erlösers am Kreuze krampfhaft hielten. Sein schwankender Schritt wurde von zwei jungen Sodaten unterstützt, die ihn am Arme hielten. Auf ihn folgte Robert mit erhobenem Haupte, den Blick zum Himmel gekehrt. Er hatte ein Gesangbuch in der Hand, aber das Gebet, das er aus innerstem Herzen zur Höhe schickte, stand nicht in dem Buche verzeichnet. Beide trugen lange weiße Hemden, mit schwarzen Schleifen besetzt und waren barfuß, wie es damals Gebrauch war, Verbrecher zum Tode zu führen.

Auf einem Platze vor der Stadt waren zwei Galgen errichtet. Der Vater war der erste, der die schreckliche Leiter hinansteigen mußte; der unglücklichere Sohn sah zu Boden, wie jener den kurzen Todeskampf überstand;

dann stieg er beherzt die Leiter hinan und ein paar Minuten genügten, um seine Schmerzen zu lösen.

Die theilnahmlose, neugierige Menge verlief sich mit wildem Geräusche, gleichgültig, welche gesunde Kraft, welche edle Gefühle, welch' heller Geist hier so gewaltsam erstickt worden war, nicht neugierig zu forschen, welch' eine verhängnißvolle Kette von Zufälligkeiten und Umständen ein reines, thatenkräftiges Leben nach so kurzem Verlaufe schon diesem Ende zugeführt haben mochte. Sie sahen die Leichname, stumm und kalt, sprachen von Gerechtigkeit, und priesen ihre Gesetze. Die Thoren! —

Nachdem beide Leichen den ganzen Tag über gehangen hatten, sieht man bei anbrechender Nacht zwei Männer einher kommen. Der Eine, eine hohe finstere Gestalt, zieht ein sorgfältig zusammengewickeltes Papier aus der Tasche, nimmt ein funkelndes Goldstück daraus hervor und drückt es dem Andern stumm in die Hand. Dieser klimmt schnell und flüchtig zu dem jüngsten der Gehenkten hinan, und zieht etwas Blitzendes aus der Tasche; der Strick ist gelöst und der Leichnam gleitet in die Arme des unten Harrenden, der ihn in bereit gehaltene Tücher sorgfältig wickelt, ihn dann auf die Schulter nimmt und unter der schmerzlichen Last still weinend forteilt.

Still weinend erreicht der Mann seinen finstern Wald. Eine offene Grube erwartet hier den stummen Gast; doch eh' er ihn hineinlegt, beraubt er ihn der schönsten

Locken, die das dunkle Haupt des Todten schmücken. Dann schaufelt er die Grube zu, und steigt mit seiner traurigen Beute langsam die Stufen zur Warte hinan.

Ein sterbendes Mädchen liegt hier auf dem Lager. Der Alte tritt zu ihrem Bette und legt sanft die Locken darauf hin; die Kranke ergreift sie und führt sie mit zitternder Hand an die Lippen, ihr brechendes Auge haftet noch einmal darauf, dann aber blickt es starr und gläsern vor sich hin; auf der Erde ist nichts mehr für es zu sehen; die Seele des Mädchens ist schon drüben bei ihm.

Die öde Warte diente noch ein halbes Jahr dem alten Förster zum Obdach; dann verschwand er aus der Gegend. Niemand wußte wohin. Die Vernünftigsten schloßen auf einen Selbstmord; das gemeine Gerücht sagte von ihm, der Teufel habe seinen Wechsel einkassirt und ihn geholt.

Die Warte bietet jetzt nur noch einen Haufen unbewohnter Trümmer. —

Der Blaue.

1.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in dem alten ruhmwürdigen Prag, so voll prächtiger Andacht und historischer Erinnerung, ein bejahrter Offizier, dessen früheres Leben in tiefen Schleier gehüllt war, bizarr im Aeußer, Original durch und durch; ein Mann, der seit lange die Aufmerksamkeit Aller erregt hatte und zum Stadtgespräch geworden war. Man nannte ihn nur im gewöhnlichen Leben „den Blauen.“ Es wird uns schwer, den Grund dieser Benennung zu finden. Am Geeignetsten wäre es wohl, sie in der That der Farbe zuzuschreiben, die in seiner ganzen Erscheinung vorleuchtend war. Sein Bart war nämlich so dunkel, daß er, nachdem er rasirt war, die Hälfte der Wangen färbte, als wären sie mit einer Indigoschichte bedeckt; ferner schillerten seine Augen stark in's Blaue und mochten wohl früher von schönerem Blau gewesen seyn; endlich trug er sich beständig blau. Das in Grün und Blau schillernde Auge gab der stark brunetten Gesichtsfarbe des Mannes indeß das absonderlichste Ansehen. Es hatte das Matte jener alten schlechten Fensterschei-

ben, die, lange Jahre hindurch den Sonnen- und Mondstrahlen ausgesetzt, dadurch gleichsam oxydirt waren. Von Natur war er lang und stark; seine Magerkeit verrieth robuste Kraft, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck einer geraden Ehrlichkeit, verbunden mit einer strengen Härte; zu diesem Allem sprach sich in seinem Benehmen Stolz und Blödigkeit aus. Eine so seltsame Vermischung mußte natürlich dazu beitragen, den Eindruck der ganzen Erscheinung noch zu erhöhen. Selten sprachen seine Züge irgend eine Theilnahme für das aus, was um ihn vorging; gewöhnlich sah er aus, als ob er ein Bild aus Erz sey. Nur dann und wann und bei gewissen Gesprächen, die ihn offenbar zu interessiren schienen, war sein Blick wie der des Tigers, der, vom Blute gesättigt, vergebens gegen den Schlaf ankämpft.

Ein alter, sehr weiter Ueberrock von verbleichter blauer Farbe hüllte die Glieder dieses Menschen ein. Auf dem Rücken hatte ein kurzer dicker Zopf durch sein beständiges Hin- und Herschweben von einer Schulter zur andern einen grauen Halbzirkel aus Fett und Puder gebildet. In jeder Jahreszeit bedeckte eine kleine dünne Mütze von halbblauer Farbe seinen Kopf, und ebenso waren Weste und Beinkleider: Die Mischung dieses Blau war seltsam und wird jetzt wohl nicht angetroffen, seitdem die Perrückenmacher nicht mehr mit Puder zu hantieren haben. Sonst liebten sie es, sich darin zu kleiden. Doch fällt mir ein, daß die Polizei in Oestreich

solches Blau in besondere Affektion genommen hatte, und daß man es dort einmal Polizeifarbe nannte.

Ein solcher Aufzug durch Jahre beharrlich zur Schau getragen, mit den übrigen Sonderbarkeiten des Mannes verbunden, war wohl hinreichend, ihm den Beinamen des Blauen zu rechtfertigen. Man war längst darin übereingekommen, daß die beharrliche Leidenschaft unseres Helden für das Blaue mit einer Idee, die in ihm herrschte, nothwendig zusammenstimmen müsse, und daß diese jetzt in eine vollkommene Manie ausgeartet sey. So oft man aber auch versucht haben mochte, in sein Geheimniß zu dringen, so beharrlich sah man sich von ihm zurückgeschlagen. Gewöhnlich pflegte er auf die Frage: warum er ausschließlich Blau bliebe? automatenartig zu antworten: „Weil es den vollständigsten Gegensatz zu Roth bildet." — Mehr war von ihm nicht herauszubekommen.

Dies war so ziemlich Alles, was man von dem Manne wußte. Seine Aussprache, sowie die Kenntniß des Böhmischen, zeigten deutlich an, daß er nicht im Lande geboren sey. Er hatte beim Heere gedient, war aber aus unbekannten Gründen zu einer Zeit, wo tüchtige Männer gebraucht wurden, obgleich noch jung und kräftig, verabschiedet worden. Von dieser Zeit an lebte er in Prag, wo er Niemand kannte und ebenso wenig gekannt wurde.

Er bewohnte eine kleine trübselige Stube in einem alten Hause, nahe von dem Palaste, den die florenti-

nische Familie Granvella besaß, die seit geraumer Zeit ihr Vaterland verlassen hatte und nach Prag gezogen war. Gegenüber seiner alten finsteren Wohnung lag die Kapuzinerkirche, die mit derselben durch einen Schwibbogen verbunden war, der wie ein finsteres Thor die enge Straße einschloß, da in früheren Zeiten das alte Haus dem Kapitel des Ordens gehört hatte. Nach dieser Seite ging das einzige Fenster, welches die Stube des Blauen erhellte. Der dickgemauerte schwarze Bogen warf auf die an dieser Stelle sehr enge Straße einen tiefen Schatten, und gab dieser nicht stark besuchten Gegend einen gewissen Grad von Unheimlichkeit, die dem Charakter des Blauen vollkommen entsprach, wie sie wohl auch seiner Neigung zusagen mochte. — Niemand konnte sich rühmen, jemals die Wohnung des Blauen betreten zu haben.

Man fand ihn gewöhnlich Abends bis zehn Uhr in einer Art von Kaffeehaus, wo er nichts that, als aus einer langen Pfeife, die mit einem blau bemalten Porcellankopf geschmückt war, dicke Rauchwolken vor sich hinzublasen. Höchstens wurde diese stumme Beschäftigung dann und wann durch einen einsylbigen Ausruf unterbrochen, der den Grad der Theilnahme bezeichnete, die er an den Vorfällen und Personen nahm, die ihn umgaben. In der Absicht, seiner Lieblingsneigung zu schmeicheln, ließ ihm eines Abends der Besitzer des Kaffeehauses durch den Kellner ein blaues Glas mit seiner gewöhnlichen Ration reichen; allein ganz wider Erwar-

ten brachte ihn diese artige Aufmerksamkeit so sehr in Wuth, daß er das Glas dem Kellner an den Kopf warf. Mit Ausnahme dieses einzigen Ereignisses hatte sich der Blaue jedoch stets als der friedfertigste Mensch von der Welt gezeigt. Er begnügte sich damit, ruhig dazusitzen und scheinbar zuzuhören, was eben verhandelt wurde, weshalb ihm ein jeder willig Platz an seinem Tische einräumte.

Nur an Abenden, wo der Vollmond am Himmel stand, wich er von der Gewohnheit ab, sich um zehn Uhr nach Hause zu verfügen. Dann pflegte er gleich einer zur Ruhelosigkeit verdammten Seele in den Straßen der Stadt umher zu irren, bis daß der Morgen graute. Partrouillen und Wächter hielten den stillen Wanderer nicht an; sie kannten ihn ja, und wußten, daß er nichts Böses im Schilde führte, um die Ruhe der Stadt zu beeinträchtigen, und eine andächtige Scheu erfüllte sie vor dem Geheimnißvollen seines Wesens.

Das Kaffeehaus, von dem wir sprechen, war gewöhnlich der Sammelplatz der Offiziere. An einem Abende, wo eben zwei neue Regimenter nach Prag gekommen waren, war hier ein lautes und buntes Treiben. Es befanden sich Offiziere von allen Graden, von allen Waffengattungen zusammen. Alte Kameraden fanden sich wieder; hier erkannten sich ein Paar im dicken Tabaksqualme, die sich zum letzten Male im Pulverdampfe gesehen hatten, und während mehrer Stunden hörte man nichts als Ausrufungen der Ueberraschung, wahr-

hafte Explosionen der Freundschaft, angelegentliche Fragen und Erzählungen von Erlebnissen und Abenteuern der wunderbarsten Art, unterbrochen von Umarmungen und rauschend dahinfluthenden Weinströmen und Herzensergießungen.

Die Köpfe fingen an warm zu werden, und der Lärm hatte so überhand genommen, daß man kaum noch das Stoßen der Queues vernahm, das in jenen Zeiten noch bedeutender war als jetzt, da die Billardtische noch nicht an den Enden mit Leder garnirt waren.

Der Blaue saß allein auf seiner gewöhnlichen Bank, das stiere Glasauge theilnahmlos im gesenkten Haupte, ein Bild der trostlosesten Niedergeschlagenheit und Melancholie. Er war so abgezogen von der Außenwelt, daß er es nicht einmal bemerkte, als vier bis fünf Personen sich nahe zu ihm um einen kleinen runden Tisch setzten und ihn von dort mit aufgestützten Ellenbogen neugierig betrachteten, während sie dabei ein leises Gespräch unterhielten.

„Was Ihr mir da erzählt, nimmt mich Wunder,“ sagte einer der Dasitzenden, der nach seinem grauen Schnurrbarte und der stolzen Haltung ein höherer Offizier zu seyn schien — „Solche Lebensweise scheint mir nicht zusammenzureimen mit dem Charakter desjenigen, den ich in ihm zu erkennen glaube. Und wahrhaftig! je mehr ich ihn betrachte, je fester steht es bei mir, daß es kein Anderer seyn kann, wenn gleich seine Physiognomie so etwas von einem Geistlichen angenom-

men hat, was sonst eben nicht seine Sache war. Kann mir wer sagen, wo er wohnt?"

„Er nistet auf dem Dache eines Schwibbogens," antwortete ein jüngerer Offizier von der Garnison dem Fremden," nahe bei der Kapuzinerkirche. Sogleich nach seiner Ankunft in Prag hatte er dem Sacristan, der dort wohnte, ein Stück Geld gegeben, um ihn zu vermögen, ihm das Zimmer zu überlassen. Ich bitte jedoch meine Herren, nicht etwa zu glauben, daß es ein besonders schönes Quartier sey. Niemand kann sich zwar rühmen, es betreten zu haben, doch hat man schon genug, wenn man den Winkel kennt, in dem es liegt. Und dennoch glaube ich, man könnte den Sonderling sogleich zum Generalfeldzeugmeister ernennen, wenn er ausziehen sollte, so würde er die Charge ausschlagen, und bleiben, wo er ist."

„Wie steht es denn aber mit den Duells?" fragte der Erste weiter. „Hat er, seitdem er in Prag ist, viele Händel gehabt?"

„Keineswegs," gab lachend der junge Offizier zurück. „Er ist ein Hasenfuß wie keiner; wie sollte der zu einem Duell kommen? Alle Tage muß er es erleben, daß man sich über ihn lustig macht. Er ist dazu verdammt, daß alle schlechten Witze, die gemacht werden, sich über ihn ergießen. Erst gestern erlaubte sich einer über seinen blauen Anzug zu scherzen und ihn ziemlich handgreiflich zu copiren. Er aber blieb ganz ruhig dabei und that nicht, als ob er es merke. Als dann endlich der Spaßvogel

noch kecker wurde, erbleichte der Blaue plötzlich auf eine wahrhaft erschreckende Weise und lief davon."

Der fremde Offizier schien höchlich überrascht. Er schüttelte den Kopf, und nach einer ziemlichen Pause nahm er wieder das Wort.

„Seltsam!" sprach er. „Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist Euer Blauer da, wie Ihr ihn nennt, Niemand anders, als der Florentiner Bragioli, der, durch seltsame Schicksale gezwungen, sein Vaterland verließ und in unsere Dienste trat. Er war bekannt wegen seines ungestümmen Rauffsinnes; Niemand war vor seiner Klinge sicher, und besonders hatte er den Fechtmeistern unerbittlichen Tod geschworen."

„Wie? der Blaue?" riefen die zuhörenden Offiziere der Garnison wie aus einem Munde.

„Ich muß Euch nur sagen, daß, wenn wir auf unserem Marsch in eine größere Stadt kamen, Bragioli sogleich alle, die sich mit Fechtunterricht beschäftigten, zu sich kommen ließ, sie dann mit Absicht beleidigte, um sie mit der größten Kaltblütigkeit aus der Welt zu schicken. Er pflegte zu sagen, daß er dieses aus reinster Menschenliebe thue, da diese schlechten Lehrer nur dazu in der Welt seyen, um andere ehrliche Leute unglücklich zu machen, indem sie zahmen Bürgerseelen mit ihrem unvollständigen Unterricht zugleich die gehörige Unverschämtheit lehrten, die sie in Händel verwickelte, denen sie meistentheils unterlagen. Er aber, Bragioli, von ächtem altflorentinischem Blute, groß gesäugt

an den Geschichten seiner Vorzeit, liebte das Duell über Alles auf eine wahrhaft romantische, ja poetische Weise. Nichts Schönes in der Welt gab es, was ihn vollkommen in Anspruch nehmen konnte, als ausgezeichnete Waffen. Lobte man dies oder jenes; war man entzückt beim Anblick einer schönen Gegend, bezaubert von einer Dame, stets widersprach er, und wollte man sich nicht fügen, so griff er zu den Waffen und ein ernster Gang mußte entscheiden. Wie es Narren in allen Stücken gibt, so konnte man ihn mit Fug und Recht einen Narren nennen; bei ihm war die edle Eigenschaft des Muthes zu einer Narrheit, zur Manie geworden. Mit seinem Leben zu spielen war seine Leidenschaft; Blut mußte er haben, wie die Pflanze Thau; Gemetzel war sein Element, in dem er sich wohl fühlte, und auf Ehre, daß ich ihn hier noch lebend vor mir sehe, kann er nur allein nach meiner Meinung irgend einem geheimen Zauber verdanken, der ihn in Schutz nimmt."

„Wahrhaftig, Herr Oberst," nahm einer von den Prager Offizieren hier wieder das Wort, „wenn wir früher der Meinung waren, daß wir Ihnen etwas recht Seltsamliches über den Blauen mittheilten, so zahlen Sie es uns jetzt mit zehnfacher Münze zurück!"

Diese Worte und die stumme Aufmerksamkeit der Uebrigen reizten den fremden Offizier, in seiner Schilderung fortzufahren, die Farben dabei nicht zu sparen und sie mit sattem Pinsel aufzutragen.

„Uebrigens war Kapitän Bragioli ein excellenter Ka-

merad, bis auf seine Lust an Händeln. Aus den Weibern machte er sich nicht viel mehr, aus der Freundschaft schon gar nichts und der Wein ließ ihn kalt; nur das Waffenspiel, wie gesagt, stachelte ihn auf. Blut fließen zu sehen, war ihm so zum angenehmen Bedürfniß geworden, daß er vor Allem, dem wilden Stiere gleich, die scharlachrothe Farbe liebte. Er wählte, wenn er in Civiltracht ging, nur hochrothe Kleider. Er sagte, dies erfreue sein Auge und erfüllt ihn mit dem freudigen Wunsche, loszulegen. Auch trug er in der Schlacht stets einen dunkelgrünen Mantel mit Scharlach gefüttert."

„Das ist ja ein wahrer Teufelskerl!" ging es unter den Zuhörern von Mund zu Mund.

„Ich vergaß noch zu sagen," fuhr der fremde Oberst fort, „daß es auf der ganzen Welt nur ein einziges Wesen gab, für das Bragioli Alles, selbst seine Ehre geopfert hätte. Es war dies gleichfalls ein Florentiner aus altem Hause, mit Namen Granvella, und wie man hörte, sein Vetter. Auch sagte man, sie wären an einem und demselben Tage geboren, von derselben Amme gesäugt, und hätten sich nie von einander getrennt. Die gleichen Verhältnisse zwangen sie, das Vaterland zu verlassen, aus gleichem Grunde suchten sie bei unserer Armee angestellt zu werden. Ihre Charaktere waren einander ähnlich. Die exaltirte ritterliche Leidenschaft für die Waffen erfüllte sie Beide, und ihre wechselseitige innige Zärtlichkeit rührte einen jeden. Endlich trennten sie sich. Ich wußte nicht, wo sie hinkamen. Sie wa-

ren Beide lange Jahre meinen Augen entschwunden, bis daß ich nun zufällig hier diesen Mann finde, in dem ich Bragioli wieder zu erkennen glaube. Granvella hatte aus einer Verbindung einen Sohn, den er in einem militärischen Institut erziehen ließ. Er führte aber den Namen seiner Mutter."

Hier unterbrach sich der fremde Offizier, um einem schönen jungen Lieutenant einige Worte zuzurufen, der Billard um hohen Einsatz spielte, und dessen ziemlich deutlich ausgesprochene Weinlaune ihn wahrscheinlich dem Gegner zur Beute zu lassen drohte.

Sich erhebend, sagte er ihm mit halblauter Stimme: „Menagiren Sie die Finanzen, Joseph; bedenken Sie, daß Sie noch zwei Monate anständig leben müssen, ehe Sie Succurs erhalten."

„Pah!" entgegnete der junge Mensch, „wenn ich erst im Trocknen sitze, so ziehe ich auf Wilhelm."

„Und Wilhelm acceptirt," rief heiter sein Gegner. „Da wir nur eine Börse wie ein Herz haben, so ist es ja ganz gleichgültig, ob einer von uns gegen den andern Millionen verspielt. Es bleibt doch stets in der Freundschaft."

Und sie fuhren fort zu stoßen.

„Diese beiden Offiziere," sagte jetzt der fremde Oberst, indem er sich wieder zu seiner Gesellschaft am runden Tische setzte, sind ein paar ganz prächtige Jungen. Sie wiederholen mir ganz das Bild der beiden Florentiner; Orestes und Pylades! Castor und Pollux! Uebrigens

ist es mir lieb, daß sie gegen einander spielen; denn sie sind beide gehörig angetrunken, und würden bis auf ihr Port d'Epée Alles verlieren, wenn sie in unrechte Hände fielen."

Während dieser ganzen Unterhaltung hatte der Blaue, obgleich er doch so nahe saß, daß er Alles verstehen konnte, nicht den Mund aufgemacht. Nur dann und wann schien es, als wenn er maschinenmäßig die Augen während einiger Sekunden auf den jungen Lieutenant warf, den wir Joseph nennen hörten; dann aber senkten sich seine Blicke sogleich wieder, gleichsam ermüdet auf den Erzählenden.

„Zum Henker!" rief plötzlich dieser Letztere, indem er sein Glas, das man ihm voll geschenkt hatte, weit von sich fortschob, „ich will heute nicht mehr trinken. Der arme Bragioli raubt mir meine ganze Laune! Da sitzt er vor mir und blickt mich je zuweilen an — wahrhaftig, da guckt er wieder nach mir her! und er erkennt mich nicht! — Er — mich nicht erkennen — seinen alten Kameraden!" —

Der Stabsoffizier drehte mit dem Finger in seinem Barte, um die Rührung zu verbergen, die sich auf seinem Gesichte malte.

„Wir sind Alle arme Teufel," fuhr er dann fort. „Man sehe nur, was aus einem werden kann, und wem dann der Stolz nicht bedeutend fällt, der muß kein Herz im Leibe haben."

„Was hilft das Alles?" sprach ein böhmischer Offizier;

„wir wollen uns damit die Laune nicht verdüstern. Hier ist das Uebel ja doch ohne Rettung.“

„Wer weiß!“ versetzte der Fremde, „ich will mit ihm sprechen, will ihn zu sich selbst zu bringen, ihn aus seiner Lethargie zu ziehen suchen. Man darf nicht müßig zusehen, wenn ein edler Mensch stirbt, und auf solche Weise stirbt.“

Mit diesen Worten stand er auf, ging rasch auf den Blauen zu, ergriff ihn bei der Hand und sagte halbleise zu ihm: „Bragioli, kennst du mich nicht mehr?“

Der Blaue fuhr zusammen, wie er seinen Namen hörte. Ohne aber aufzublicken, murmelte er gleichsam vor sich hin: „Wohl erkannte ich sogleich deine Stimme, und seit einer vollen Stunde beschäftige ich mich in Gedanken nur mit dir.“

„So erinnerst du dich denn noch jener schönen Tage in Wien, unserer alten Freundschaft....“

„Alte Veilchen, die nicht mehr riechen! Alles nützt sich ab in dieser Welt, Alles läuft seinem Ende zu. Ich bin der Beweis davon.“

„Du bist kräftiger, als du denkst! Schlafe nur einmal aus, und tritt wieder ein....“

„Nie mehr, nie mehr,“ fiel der Blaue dem Freunde mit Hastigkeit in's Wort. „Mir ist die Zukunft auf ewig verschlossen.“

„Du siehst alle Dinge schwarz.“

„Du irrst, lieber Freund, ich sehe Alles blau. Blau ist mein Leben!“

Hier hob der Blaue zum ersten Mal die Augen auf und ließ den Andern die schmerzhaft verwirrten Züge deutlich erkennen. Dann erhob er sich und knöpfte seinen Rock zu.

„Was sprichst du da von blau?" sagte der Freund. „Welches fürchterliche Ereigniß hat dir den Kopf so verwirrt?"

Statt zu antworten, machte der Blaue eine verabschiedende Bewegung mit der Hand, wandte sich schnell und ging der Thüre zu. Der fremde Offizier eilte ihm nach und ergriff seinen Arm.

„Glaube nicht, daß du mir so leicht entkommst!" rief er. „Nicht alle Tage findet man solch' einen alten Freund wieder, besonders in unserem Stande, wo wir heute da und morgen dort sind."

„Wenn du mich lieb hättest, so ließest du mich fort gehen, dein Anblick und die Erinnerung an alte Zeiten macht mich krank, und die Mittheilungen, die du verlangst, können mein Uebel nicht besser machen."

„Was sind das für Duckmäuserstreiche! Nein! du darfst nicht fort. Weißt du, daß du mich beleidigst? Und jetzt laß' ich dich nicht fort, und wenn wir uns schlagen sollten."

Hier sah man ein trübes Lächeln die verwitterten Züge des Blauen beleben.

„Ich wollte lieber — siehst du, Kamerad — meine Brust deinem verhexten Degen entgegenstellen, wenn ich glauben dürfte, dir dadurch wieder die alte Courage in

die Adern zu jagen, als dich in solcher Trübseligkeit verkümmern zu sehen. Ich hätte wirklich Lust, mit dir anzubinden."

„Das steht einem jeden frei. Die Herren hier werden dir sagen, daß ich seit lange schon als Stichblatt ihres Witzes diene. Nun kannst du denken, daß, wenn ich dies ruhig über mich ergehen ließ, ein ernstes Gelübde mich dazu verpflichtet, keine Waffe mehr zu berühren."

„Gelübde? was da? Warst vielleicht einmal betrunken, als du es ablegtest."

„Ich betrinke mich nie. Doch laß uns von andern Dingen sprechen. Du kannst wohl denken, daß in langen Jahren bei vielfältigen Begegnungen und Erlebnissen mein Vorsatz so manchen Sturm aushalten mußte. Ist er dessen ungeachtet nicht wankend geworden, so gib nur du auch immerhin deine Angriffe auf."

Der fremde Offizier strich sich den Bart mürrisch und verlegen. Die Unterhaltung war eigentlich hiedurch abgeschnitten. Er aber wollte und konnte sich dabei nicht zufrieden geben. Nach einer kurzen Pause kam er auf einem Umweg zu dem früheren Gespräche zurück.

„Hast du Nachrichten von deinem Freund Granvella? Wie geht es ihm?"

„Granvella? warum sprichst du von Granvella? was willst du damit sagen?" fuhr der Blaue mit bewegter Stimme heraus.

„Ich wundere mich bloß, daß er dich in dem Zustande verlassen hat, in dem ich dich hier wieder finde. Eine solche Freundschaft hätte nie aufhören sollen."

Der Blaue zeigte plötzlich eine heftige Aufregung, die sich durch Ton, Geberde und Gesichtsfarbe verrieth.

„Mich kannst du beleidigen, so viel du willst," sprach er fast bebend. „Ich habe keine Waffen mehr, um mich zu vertheidigen. Sonst hätte es Niemand ungestraft wagen dürfen, in meiner Gegenwart einen boshaften Verdacht auf meinen Jugendfreund Granvella, meinen Bruder, zu schleudern. Ja, wenn er hier wäre — wenn er noch hier wäre! so befände ich mich nicht so elend....."

Die Rede des Blauen stockte unwillkührlich; er ließ das Haupt auf die Brust sinken und ohne darauf zu hören, was der fremde Offizier verlegen stotternd hervorbrachte, blieb er in tiefem Nachdenken versunken. Als er das Haupt wieder erhob, nahm der Fremde abermals das Wort.

„Ich bedaure herzlich, dich betrübt zu haben. Das Gerücht geht, Granvella sey spurlos verschwunden. Trotz aller Bemühungen, blieb das Resultat dasselbe; so heißt es, und deshalb hoffte ich von dir etwas Näheres zu erfahren."

„Also eine Falle? Sprich deutlicher! was willst du von mir?"

Hier schlug der Blaue heftig mit der Faust auf den Tisch, legte sich dann zurück, und mit dem Kopf zur Decke stierend, fuhr er mit ängstlich gehobener Brust in italienischer Sprache fort:

„Wenn du über meinen Bruder Granvella etwas Schreckliches wissen solltest, was mir verborgen blieb,

so enthülle es mir, ich beschwöre dich! Es ist nur zu wahr, er ist verschwunden. Er, der mir auf der ganzen Welt nur allein etwas galt, er ist verschwunden, und ich werde ihn nie mehr wieder sehen."

Diese letzten Worte wurden von einem dumpfen Schluchzen erstickt. Dann stützte er seinen Kopf in beide Hände und weinte leise bitterlich.

„Höre auf," brummte der fremde Offizier, und da der Blaue immer fort weinte, so wandte er sich mit den Worten zu den Andern: „Wir wollen ihn in Ruhe lassen; es thut einem Manne weh, einen andern weinen zu sehen."

Damit standen sie auf, die am kleinen runden Tische saßen und zugehört hatten, und stellten sich vor den Blauen hin, um seinen Anblick den übrigen Gästen zu entziehen. Sie schienen sich bald ausschließlich mit den Billardspielern zu beschäftigen.

Nach einigen Minuten zog der Blaue den Fremden bei dem Uniformsschoß auf einen neben sich stehenden Sitz.

„Hüte dich wohl," sprach er leise auf Italienisch, „vor wem es sey, von mir zu sprechen, oder etwas von unserer heutigen Unterredung zu verrathen. Alles, wodurch ich erneute Aufmerksamkeit erregen könnte, ist mir verhaßt, peinigt mich. Ich will nur blau, Alles nur blau sehen und schweigen — stillschweigen!"

Nachdem er dies gesprochen, trank er gleichsam, als wollte er seine Kraft wieder beleben, mehre Gläser Slibowiz rasch nach einander. Sein Auge flammte plötz-

lich auf, wie eine verlöschende Lampe, in die man Oel geschüttet. Er wurde gesprächig, allein er bemühte sich sichtlich, auf einen andern Gegenstand als den bisherigen die Aufmerksamkeit zu lenken.

„Wie ich sehe, hast du schöne Leute im Regiment," begann er; „das sind ein paar schmucke Offiziere, die jungen dort am Billard. Sind sie von deiner Schwadron?"

„Ja. Es sind ein paar wackere Kameraden, und die innigsten Freunde, gerade wie ihr Beide waret.... Er und du!"

„Da sind sie recht glücklich," sagte der Blaue.

„Der größere von den Beiden hat nur einen Fehler."

„Fehler? der einen Fehler? das ist mir recht leid; denn für den interessir' ich mich eben. Eine ächte jugendliche Heldengestalt!"

„Ganz recht! wenn ihn nur nicht die verdammte Duellwuth besäße! Grade wie wir ehemals waren, Bragioli."

„Und das nennst du einen Fehler?" versetzte der Blaue etwas mürrisch; sogleich aber sich besinnend, fügte er mit gepreßter Stimme hinzu: „Du hast recht, es ist ein Fehler, und mehr als das! O es ist ein Unglück, ein größeres Unglück, als man glauben sollte! Welches Mitleiden fühle ich jetzt mit dem jungen Menschen!"

Der Fremde glaubte den jungen Offizier in Schutz nehmen zu müssen, Bragioli aber ließ nachdenkend die tiefen Blicke auf ihm haften und wiederholte nur einige Male: „Es ist schade um ihn, sehr schade!"

„Was da!" unterbrach ihn endlich der Fremde mit

Lachen. „Sprichst du jetzt so und hast doch mehr Menschen selbst in die andere Welt spedirt, als der Erzbischof von Prag wohl jemals gesegnet hat.“

„Traurig genug. Das sind Späße, die mir nicht gefallen.“

„Wahrhaftig, ich kenne dich nicht mehr. Geh’ zu den Kapuzinern, Bragioli, und lass’ dich einkleiden.“

„Wer weiß, wie bald es geschieht,“ erwiederte der Italiener.

„Geht’s aus diesem Tone,“ nahm der Fremde das Wort, „so sage mir noch schnell, ehe du dich in die braune Kutte wirfst, wie dir der Gedanke kam, dich blau zu kleiden?“

„Wenn man damit umgeht, Mönch zu werden,“ sprach dumpf der Italiener, „so sucht man den Weg zum Himmel, und der Himmel ist blau.“

Hier wurde ihre Unterredung gestört. Nur wenige Schritte von der Stelle, wo sie saßen, hatte sich ein lauter Wortwechsel entsponnen und ein Haufe von Zuschauern gesammelt, ohne daß sie im Stande waren, die Urheber des Auftritts in dem Gewirre zu erkennen. Der fremde Stabsoffizier erhob sich sogleich, um sich des Ansehens, das ihm sein Grad gab, bedienend, die Ruhe wieder herzustellen. Mit Betrübniß gewahrte er, daß der Zwist zwischen den Freunden am Billard auf unbegreifliche Weise begonnen hatte, die beide vom Weine stark erhitzt waren.

Wenn zwei vollkommen fremde Personen in Hitze gerathen, so ist es leicht, sie abzukühlen; eben dies ist

möglich, wenn zwei in denselben Fall gerathen, die bloß durch Bande der Convenienz einander nahe stehen. Allein wenn zwei Freunde, die sich seit langen Jahren wie Brüder lieben, einmal ein hartes Wort gewechselt haben, so wird das Herz sogleich bis in seine Tiefen erschüttert, es empört sich das Gefühl und der Schmerz sucht sich in bittern Vorwürfen Bahn zu brechen. Ein ganzes Leben voll Freundschaft, Hingebung, Achtung und wechselseitigem Vertrauen entschwindet, wie der zackige Riß des Blitzes in den Wolken, und alle jene kleinen Wölkchen, die sich von Zeit zu Zeit bald fern, bald näher an dem heitern Horizont des innigen Verkehrs zeigten, ballen sich plötzlich zusammen und wälzen sich mit zerstörender Hast auf dieses Gebäude der Treue, in das sich zwei Seelen wie in das innerste Heiligthum eines Tempels geflüchtet hatten. Wie doch ein Moment im Stande ist, für immer diesen schwachen Bau, den man für unverwüstlich hielt, zu zerstören!

Und was auf diese Art zerstört ist, kann nie wieder aufgebaut werden. — Die Freundschaft entschwindet bei der leichtesten Verwundung; sie ist viel reizbarer als die Liebe, die Liebe verzeiht, die Freundschaft nie. Liebe erschlafft oftmals, um später mit neuem Feuer zu erwachen; entschlummerte Freundschaft ersteht nie wieder.

Bei dem Wortwechsel unserer beiden Freunde war es bald zur Entrüstung, zum Zorn, zur Wuth gekommen. Wie gewöhnlich, so auch hier. Die Freunde kannten sich zu gut und waren zu sehr in die geheimsten Fal=

ten ihrer Neigungen und Charaktere eingeweiht, als daß es ihnen nicht möglich gewesen wäre, stets die besten Stacheln zu wählen, um ihre wechselseitige Eigenliebe zu reizen und zu verwunden.

Ueber den Ursprung des Zwistes herrschte ein vollkommenes Dunkel; Niemand wußte ihn anzugeben. Unter Anderem hatte Joseph seinem Freunde einen übermäßigen Stolz vorgeworfen, und dieser ihn dafür den jungen Telemach der Garnison genannt. Einem jeden kam diese Benennung widersinnig vor, nur Joseph erklärte, daß Wilhelm damit einen niederträchtigen Streich gegen ihn verübe, der einer blutigen Züchtigung werth sey. Mehr bedurfte es nicht.

„Die Drohungen dieses tapfern Kriegers," schrie Wilhelm, „sind nicht zu fürchten; denn seine Weisheit hält ihn in den Fesseln eines strengen Gelübdes gefangen. So lange dies nicht gelöst ist, darf er sich keinem Ehrenmanne stellen, er aber lebt der Hoffnung, daß diese edle Fessel ewig dauern werde."

„Es ist schändlich," entgegnete Joseph, „die Heiligkeit geschenkten Vertrauens so zu entweihen. Ich sehe jetzt leider ein, wie wenig Sie meiner Freundschaft werth waren. Ich bestrafe Ihre Perfidie mit meiner vollkommensten Verachtung."

„Verachtung ist die Waffe des schönen Geschlechts, und deshalb ziemt sie ihrem Muthe."

„Bei Gott!" donnerte der Andere, indem er eine furchtbare Stellung annahm. „Ich werde Rechenschaft for-

dern wegen dieser schnöden Behauptung, das schwöre ich hier vor Allen!"

Diese Scene war von einem andern Tumulte umgeben, den theils Neugierige, theils Freunde erregten, die wissen wollten, wer von Beiden recht habe und sie zugleich auseinander bringen wollten. Nur der Blaue, der die Duelle so sehr haßte, war ruhig sitzen geblieben und sah dem Streite mit seiner gewohnten trübseligen Miene aus der Ferne zu. Nur dann und wann murmelte er die Worte vor sich hin: „Zwei Brüder — zwei Freunde — wie unglücklich machen sie sich doch!" — Als sie aber jetzt den Punkt erreicht hatten, wo die Sache die ernsteste Wendung nahm, sah man plötzlich neues Leben seine Gestalt durchfluthen. Er sprang auf und sagte zu dem fremden Stabsoffizier, den er von Alters kannte: „Man muß sie sogleich trennen, bevor sie durch eine noch größere Beleidigung jede Versöhnung unmöglich gemacht haben. Beschäftige du dich mit dem Einen, ich will Joseph auf mich nehmen."

Die Schwenkung, welche der fremde Offizier ächt militärisch ausführte, war so wohl berechnet, daß Wilhelm, der sich nach seinem Gegner wandte, mit einem Male dem kalten und ernsten Gesichte seines Commandanten gegenüber stand, der ihm den Befehl ertheilte, sich sogleich in sein Quartier zu verfügen, und dort vierundzwanzig Stunden in Arrest zu bleiben. An Widerstand war hier nicht zu denken. Die Disciplin machte aus dem Wüthenden den Folgsamsten; er erstarrte plötz-

lich, dann zog er sich stille zurück, aber ehe er das Haus verließ, rief er noch seinem vormaligen Freunde zu: „Uebermorgen, mein Herr, sehen wir uns wieder!“

Joseph vermochte nicht zu antworten, denn der Blaue hatte ihn vollständig in Anspruch genommen. Als dieser eingesehen hatte, daß ein einziges Wort, das jetzt noch fallen könnte, das Duell herbeiführen müßte, faßte er den tobenden jungen Menschen mit kräftigem Arm, und nachdem er ihn so zweimal herumgedreht, stieß er ihn in eine Ecke des Saales. Auf solche Weise isolirt, packte er Joseph bei beiden Händen und hielt ihn trotz seines Widerstandes so lang unbeweglich, bis daß sein Gegner den Saal verlassen hatte. Niemand würde dem Blauen solche Kraft zugetraut haben, und die Anwesenden, die gewohnt waren, über die Erscheinung zu spotten, umstanden, von Staunen ergriffen, die Gruppe. Der Blaue aber behielt seine ruhige Fassung und sagte immerfort in leisem Tone zu dem Wüthenden: „Nur ruhig, Söhnchen, du kannst nicht los! Du bleibst mir hübsch steif und unbeweglich in derselben Position, wie der heilige Nepomuk auf der Brücke!“

Beschämt flüsterte ihm endlich der junge Lieutenant zu: „Lassen Sie mich los, mein Herr; auf Ehrenwort, ich bleibe hier und folge ihm nicht!“

„Nun gut,“ erwiederte der Blaue. „Bedenken Sie, daß ich Ihr Vater seyn könnte, und daß ich mir daher das Recht anmaße, als solcher mit Ihnen zu sprechen.

Sie besitzen nur diesen Freund, nur einen Schatz, und Sie werfen ihn zum Fenster hinaus."

„Was kümmert Sie das, mein Herr? Mische ich mich doch nicht in Ihre Angelegenheiten."

„Ich aber mische mich in die Ihrigen, weil ich mich dazu gedrungen fühle, und geradezu" — setzte er leiser hinzu — „weil Sie ein Thor sind, und weil Sie mir gefallen. Ihr Freund war betrunkener als Sie, und deshalb hätten Sie ihm nachsehen sollen und großmüthiger handeln, als Sie gehandelt haben. Ist es nicht eine Schande, daß Soldaten um einen nichtigen Grund Händel anfangen, wie Studenten oder Handwerksbursche?"

Der Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, that seine Wirkung auf den jungen Menschen; allein die Tagediebe, die gewöhnlich das Kaffeehaus zu besuchen pflegten und nur stets den sogenannten Blauen zum Gegenstand ihres Spottes wählten, äußerten auf unverschämte Weise ihr Ergötzen, ihn diese neue Rolle spielen zu sehen, und ihre Verhöhnungen raubten alsbald dem wackern Sonderling die Würde seiner Stellung, die er sich nach ihrer Meinung ganz unerlaubt anmaßen wollte, und verminderten somit auch sein Ansehen seinem Schützling gegenüber.

„Das ist nun einerlei," sagte endlich der Letztere, der sehr ruhig geworden war; „was geschehen ist, ist nicht mehr zu ändern; der Wein ist gezapft, übermorgen trinken wir ihn."

„Ich aber sage, Ihr trinkt ihn nicht."

„Das Duell ist unausbleiblich. Erstlich bin ich provocirt worden, zweitens sagte mir Wilhelm — der wahrhaftig nicht betrunkener war als ich — Dinge, deren Bedeutung ich nur allein verstehen konnte, und die Blut erheischen. Endlich habe ich geschworen, mich zu schlagen und einen Eid zu brechen — pfui, mein Herr! das werden Sie von mir nicht verlangen wollen."

„Auch ich brach noch nie einen Eid, und ich schwöre hiemit, daß Ihr Euch nicht schlagen werdet."

„Und mit welchem Rechte schwören Sie das?"

„Mit dem Rechte, das ich mir nehme; ich will es einmal nicht."

Bei diesen Worten warf sich der Blaue so stolz und gespreizt in Positur, daß alle Gäste des Kaffeehauses aus vollem Halse zu lachen begannen und ihren Witzeleien über ihn wie gewöhnlich freien Lauf ließen. Sie wetteiferten völlig mit einander, wer die Frechheit am weitesten treiben könnte. Als Joseph dies sah, wurde er schwankend darüber, wie er sich zu benehmen hatte, ob er nämlich den ganzen Auftritt ernst oder als Scherz begreifen und überhaupt der blauen Karikatur länger Rede stehen sollte. Bragioli begriff sogleich, was in dem jungen Menschen vorging, und sah wohl ein, daß der Augenblick gekommen sey, wo er sich die Achtung dieser Leute wieder erringen und zugleich eine gewisse Herrschaft über das Gemüth seines Schützlings erhalten müsse. Er besann sich nicht lange auf ein Mit-

tel dazu. Eine eben so einfache und richtige, als auch zugleich seltsame Eingebung kam ihm zu Hülfe.

„Lacht nur, so viel es Euch beliebt!“ rief er, „wenn ich Euch nicht wie Knaben verachtete, so hättet Ihr schon Alle längst über meine Klinge springen müssen. Jetzt aber gebiete ich Euch, das Maul zu halten!“

Ein wildes Gelächter war die Antwort.

„Ei, seht doch! Der Blaue kriegt Courage! Welch' ein Maccabäus!“ so rief es durcheinander.

„Wenn Ihr mich kenntet und meine Kraft, wie stille würdet Ihr Euch da aus dem Staube machen!“ sprach ganz gelassen der Blaue, und indem er drei Stöcke ergreift, die im Winkel lehnen und ihr unteres Ende mit Kreide bestreicht, die für die Billardspieler dalag, ruft er heiter lächelnd, seinen blauen Rock bis oben zuknöpfend aus: „Paßt auf! jetzt sollt Ihr ein wunderschönes Duell mit ansehen!“

Hierauf wählt er sich aus dem ihn umstehenden Kreise zwei junge Leute, die am unverschämtesten waren, und gibt einem jeden von ihnen einen Stock.

„Ich greife Euch Beide zu gleicher Zeit an,“ spricht er, indem er sich in Positur setzt, „und wenn Ihr nicht alle Beide zwei weiße Punkte sitzen habt, ehe Ihr mich auch nur berührtet, so will ich zugeben, daß ich ein ebenso frecher Schuft bin, als Ihr selbst.“

Die zwei jungen Leute, die er auf diese Weise herausforderte, sahen sich einen Augenblick überrascht an und warfen dann einen spöttischen Blick auf ihren Gegner,

dessen Miene und Haltung jedoch so ernst geworden ist, daß sie, davon ergriffen, den Kampf beginnen. Man sieht die drei weißen Punkte bald sich kreuzen, bald auseinander stieben, aber keiner der Fechtenden wird gezeichnet. Plötzlich schreit Bragioli: „En garde!“

Seine Gegner werden ernster.

Bragioli stand sehr gerade; sein Stock parirte mit leichten Bewegungen die Stöße seiner Gegner. Plötzlich und ohne daß sich's Jemand versah, sah man die Kreide auf der Brust der beiden jungen Leute sitzen. Alle Zuschauer stießen einen Schrei des Erstaunens aus.

Bragioli blieb in seiner Ruhe. Jetzt parirten die Beiden eine Finte, und in demselben Augenblicke hatten sie den entscheidendsten Punkt mitten auf dem Magen sitzen. Diese Stöße waren so heftig gewesen, daß die Getroffenen rückwärts taumelten und auf einen dastehenden Tisch fielen. Alles jubelte und lachte.

Bragioli verschmähte es, die Glückwünsche der Zuschauer zu empfangen und entriß sich seinem Triumphe, indem er Joseph beim Arm ergriff und wieder in einen entfernten Winkel zog.

„Ich mußte mich wohl einmal dieser Ueberlästigen entledigen,“ sagte er, „und wollte ihnen doch kein Leid zufügen; denn diese Leute sind eigentlich eben so wenig boshaft als gefährlich. Thun Sie desgleichen, mein junger Freund, handeln Sie mit Mäßigkeit und die Sache wird sich beilegen lassen.“

„Mein Herr,“ erwiederte Joseph, „mein Gefühl ist

stark verletzt, und wenn ich mich mit meinem Beleidiger nicht schlage — wenn die Sache, wie Sie sagen, beigelegt wird — so werde ich ihn stets aus der Tiefe meiner Seele hassen, und sagen Sie selbst, ob das einem Christen und Soldaten geziemt?"

„Hassen? Ihren besten Freund hassen! Welch' ein Loos bereiten Sie sich selbst. Aber wenn Sie sich auch schlagen, so seyn Sie überzeugt, daß hier der Sieg nur mit dem Unglück des Siegers erkauft werden kann. Seine Ruhe, Ehre, seinen Muth selbst — ja, mein Herr, seinen Muth selbst — wird er bei diesem Siege einbüßen. Erst wenn Sie ihn getödtet haben werden, dann werden Sie wissen, wie theuer er Ihnen war. In Ihren Träumen wird er Ihnen erscheinen; das Gedächtniß an ihn wird jeden heitern Genuß von Ihnen verscheuchen. Selbst im Felde wird er Ihnen erscheinen, am Vorabend der Schlachten, und Ihren Muth lähmen, Ihren Sinn trüben..... Ja, glauben Sie mir das, mein Freund!"

„Die Theilnahme, die Sie mir bezeugen, rührt mich wahrlich; allein mein Duell ist nothwendig, unvermeidlich, und ich bestätige daher auf's Neue, daß es stattfinden wird."

„Und ich bestätige das Gegentheil," rief der Blaue, sich immer mehr ereifernd, „und müßte ich, um Sie davon abzuhalten, Ihnen Alles sagen, Alles.... Junger Mann! wenn Sie mich dahin brächten, und wenn Sie mir dann vielleicht nicht Glauben schenkten!....

Noch einmal! hören Sie die Stimme Ihres Freundes" — die Stimme des Blauen wurde hier feierlicher — „Ich beschwöre Sie bei Ihrem Vater!"

„Mein Vater lebt nicht mehr," sprach der Lieutenant dumpf vor sich hin.

„Bei Ihrer Mutter denn! Ihrer Schwester! kurz bei Allem auf der Welt, dem Sie Ihre Liebe und Verehrung zollen!"

„Ich habe nichts — nichts!"

„Beim Teufel, Sie haben nichts als einen Freund, und dem Einzigen wollen Sie den Hals brechen?"

„Dergleichen Betrachtungen in dem Augenblicke, wo ich meiner Standhaftigkeit bedarf, sind nicht an ihrem Platze, mein Herr. Erlauben Sie daher"....

„Ich kenne Sie nicht, habe Sie vor diesem Abende nie gesehen. Wenn ich aber im Stande wäre, Sie vor dem Sturz in's Verderben zu retten, Ihnen die Qualen und Gewissensbisse zu ersparen, die Sie sicherlich erwarten, dies wäre für mich das einzige Glück, das ich noch erringen könnte — ein Glück, das mir vielleicht meine Ruhe wieder geben würde."

Der junge Offizier, der bis dahin Alles, was der Blaue that und sprach, größtentheils für Ausbrüche einer fixen Idee gehalten hatte, wurde bei dieser Wendung des Gespräches und bei dem Tone der Innigkeit aufmerksam.

Bragioli ergriff heftig beide Hände des jungen Menschen und sagte mit dem herzlichsten Ausdruck von der Welt, indem er einen durchdringenden Blick auf ihn

warf: „So versprechen Sie mir denn, daß der Wortwechsel mit ihrem Freunde keine ernsten Folgen haben soll?“

„Zehn Uhr hat es längst geschlagen, erwiederte der Lieutenant mit einem kalten Lächeln. „Es ist Zeit, in's Bett zu gehen. Gute Nacht, mein Herr!“

„Sie antworten mir nicht?“

„Beruhigen Sie sich. Ich werde thun, was ich kann, um Ihnen gefällig zu seyn. Ein ander Mal mehr davon!“

„Und das wäre Alles!“ rief Bragioli. „Nun wohlan denn! da es bei Ihnen Vernunftgründe nicht thun, so will ich mein letztes Pulver verschießen, wenn ich mich gleich selbst dabei verwunde. Kommen Sie und folgen Sie mir.“

Mit diesen Worten zog der Blaue den jungen Menschen mit sich fort, und die andern im Kaffeehaus noch Versammelten, die lange dem eifrigen Gespräche aus der Entfernung zugesehen hatten, blickten jetzt den Fortgehenden verwundert nach, die in der Dunkelheit verschwanden.

Vor der Thüre des Kaffeehauses vernahm man noch die Worte, die der Blaue vor sich hinmurmelte: „Thörichtes Kind! Du wolltest es nicht anders! Nun magst du denn Alles wissen, so sehr es mich auch schmerzt. Aber beim Teufel! die Lust zum Duelliren vergeht dir!“

2.

Die Umgebung der Kapuzinerkirche war zu jener Zeit viel finsterer und einsamer als jetzt; Pappeln und Thränenweiden ragten über die Mauer hervor, die das Kloster umgaben und schüttelten ihre abgestorbene Blätter auf das Straßenpflaster.

Der junge Mensch ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, geduldig fortziehen, theils wich er dem moralischen Uebergewicht Bragioli's, theils gab er dem Instinkte der Neugierde nach, welche das Gespräch und die dunkle Hindeutung auf geheimnißvolle Dinge in ihm erregt hatten. Er besaß einen abenteuerlichen Geist, und es freute ihn daher, diese sonderbare Bekanntschaft gemacht zu haben.

Als sie endlich den Schwibbogen bei der Kirche erreicht hatten, wandte sich der Blaue rechts, öffnete eine kleine, schwarze, verwitterte Thüre und machte seinem Gefährten ein Zeichen, ihm zu folgen. Nachdem sie einen Gang durchschritten und eine kleine Wendeltreppe hinangestiegen waren, befand sich Joseph in einem Zimmer, das die Funken erhellten, die Bragioli aus einem Steine schlug, um ein Licht anzuzünden.

Das Zimmer sah erbärmlich genug aus. Ein niedriges Lager war von zwei Vorhängen umgeben, die die einst blau gewesen mochten. Eben dies war mit den Fenstern der Fall. Die meisten Scheiben waren

zerbrochen und mit grauem Papier verklebt. An den Wänden hingen einige Pfeifen, ein alter Hut, eine blaue Jacke und zwei Degen, die in ein Stück Zeug gewickelt waren, dessen Farbe man nicht erkannte, weil der Staub fingerhoch darauf lag. Auf einem Stuhle stand eine große Schublade, welche die Wäsche des Bewohners zu enthalten schien. Angenagelte Papiere, durch Staub und Feuchtigkeit geschwärzt, zeigten Spuren von Bildnissen, die berühmte Feldherren vorstellen sollten. Man konnte deutlich erkennen, daß der Blaue keine Domestiken hielt, sondern den häuslichen Dienst selbst versah, denn das Zimmer war nicht gekehrt und das Bett nicht gemacht.

Bragioli bot mit vieler Lebensart seinem Gaste einen Stuhl und eine Pfeife an. Dann stopfte er die seinige. Es war kalt im Zimmer und Joseph war ruhiger geworden. Er fragte sich nunmehr, was er hier wolle, und weshalb er gekommen sey.

Sein Begleiter hatte sich aus Mangel eines andern Sitzes auf das Bett gesetzt und schien darüber nachzusinnen, wie er das Gespräch anfangen sollte. Er ließ seine Blicke auf die Gegenstände des Zimmers schweifen, kehrte sie dann auf sich selbst mit einem schmerzlich mitleidigen Ausdruck, und heftete sie dann auf seinen jungen Gast, der seltsam bewegt vor ihm saß. In der Haltung, im Kostüme, in der Physiognomie des Blauen, sowie in allen Gegenständen, die ihn umgaben, thaten sich alle Symptome der vollständigsten moralischen Zer-

rüttung kund, und dennoch zeigte das erstorbene Gemüth dieses Menschen eine so warme Theilnahme für einen ihm gänzlich Fremden, daß der junge Mensch durch diesen Widerspruch wahrhaft schmerzlich bewegt wurde. Nachdem Bragioli sich an der Wirkung geweidet hatte, den seine Wohnung auf seinen Gast hervorgebracht, sagte er mit dumpfer Stimme gleichsam vor sich hin:

„Kaum sind es zehn Jahre, daß ich einer der glänzendsten Offiziere in der Armee war und zu den höchsten Stellen berufen schien. Der Ehrgeiz verzehrte mich; Alles glückte mir; in kurzer Zeit ward ich Hauptmann. Und nun.... Ich wäre jetzt vielleicht General! Ich, der ich nun als gemeiner Soldat der Compagnie nur Schande machen würde. Welche Veränderung! Und Alles dies habe ich verschuldet! Und Sie, junger Mann, Sie besitzen einen Freund und wollen ihn tödten? Hören Sie mich denn an, und erfahren Sie, welch' ein Loos Ihnen das bereiten wird. Der Soldat, das wissen Sie wohl, hat weder Weib noch Kind, weder Vater und Mutter, weder Geschwister noch Verwandte. Er muß Alles verlassen, sich von jeder Erinnerung losschälen, die ganze weite Welt ist nur ein kleines Dorf für ihn, und die Kirche desselben ist die Fahne seines Regiments. Aber das Herz schwört deshalb den sanfteren Gefühlen nicht ab; es behält seine Rechte, und findet sich nun ein wackerer Kamerad, so ergreift man Besitz von ihm und räumt für diesen einen sein ganzes Herz ein, in

dem wohl für zehne Platz wäre. Der Waffenbruder gilt uns für Aeltern und Geschwister, für alle möglichen Freunde. Wahre Freundschaft lebt nur unter den Waffen. Und wenn Sie nun Ihren Busenfreund getödtet haben, so wird Ihre Verzweiflung so unermeßlich seyn, als ob Sie Ihre ganze Familie getödtet hätten."

„Wenn er mir noch etwas wäre," erwiederte der Lieutenant, „so müßte ich Ihnen recht geben, da ich ihn aber jetzt verachte"....

„O Sie lieben ihn noch, weil Sie mit Leidenschaft von ihm sprechen. Glauben Sie mir, im Augenblicke des Zorns denkt man nicht an die Bitterkeit der Reue. Großer Gott! hätte ich eine solche Schuld auf mich geladen, wie Sie zu thun im Begriff stehen, ich würde der Macht des Gewissens nicht getrotzt haben und hätte mir längst das Leben genommen. Ach, warum that ich es nicht? Ich würde langem schwerem Kummer entgangen seyn, und hätte meinen Granvella schon wieder gesehen."

„Granvella?" wiederholte der junge Offizier, indem er voll Erstaunen auf den Blauen blickte.

„Es war der Name meines besten Freundes," fuhr dieser fort. „Noch mehr, er war mein Vetter, und unsere wechselseitige Zuneigung stammte aus früher Kindheit. Granvella war so glücklich, mir zweimal das Leben zu retten. Und aus Zartheit mäßigte er in meiner Gegenwart seine große Freude darüber, um mir keinen Dank abzunöthigen. Als wir uns zum ersten Male trennen mußten, weinten wir zwar nicht, aus Stolz,

wir fühlten aber Todesschmerz im Herzen. Vier lange peinliche Jahre schwanden vorüber. Endlich bringt mich der Dienst nach Prag. Ich trete am Abend meiner Ankunft in jenes Kaffeehaus, wo wir uns heute trafen, und vernehme aus dem mich umgebenden Gewirre eine Stimme, die ich für die seinige erkenne. Ich rufe auf gut Glück seinen Namen, denn ich konnte ihn noch nicht sehen. Da springt ein Rittmeister von den Dragonern, der mir den Rücken zukehrte, auf; wir sehen uns an und liegen einer in des andern Armen. Die vier Jahre trüber Abwesenheit waren im ersten Augenblick vergessen."

Hier legte Bragioli die Pfeife weg, und von der Gewalt der Erinnerung ergriffen, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, um gegen seine innere Bewegung, die ihn zu übermannen drohte, mächtig anzukämpfen. Plötzlich ging er rasch auf den Lieutenant zu, der ganz Ohr zu seyn schien, faßte convulsivisch seinen Arm und sprach mit einem Grabeston:

Und zwei Stunden später war Granvella nicht mehr am Leben!" —

Der junge Lieutenant schauderte zusammen, während der Blaue das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und von grimmiger Verzweiflnng gefoltert schien.

„Sie sollen meine Qualen kennen lernen," fuhr er fort. „Sehen Sie, wie ich leide, und doch bin ich nicht schuldig. Das Gewissen schläft in Frieden, nur das blutende Herz wacht allein — ach, es verblutet an einer unheilbaren Wunde! Am andern Morgen sollte Gran=

vella verreisen; wir hatten viel getrunken, wie diesen Abend, und viel von unserer Jugend und unserem Leben geplaudert, gleichfalls wie diesen Abend. Er erzählte mir von seinen Duellen, die er gehabt, ich theilte ihm die meinigen mit. Wir waren glücklicher, heiterer, als die Finken im Gebüsche. Wir Beide liebten das Duell über die Maßen; woher uns diese Leidenschaft gekommen, wer weiß es! Das alte Florenz mit seinen schwarzen einsamen Palästen, die wie Festungen daliegen und bestimmt scheinen, jeden Augenblick einen Angriff auszuhalten — die beredten Zeugen blutiger Bürgerkriege — übt einen seltsamlichen Einfluß auf den Charakter seiner Söhne aus. Granvella und ich besaßen ohne Zweifel einige Tropfen von diesem alten Blute, das die Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen so wild durchströmte. Nichts hatte in uns seine ursprüngliche Kraft gemildert. Die Jungen in Florenz prügeln sich nicht wie Kinder anderer Städte, sondern sie haben ihre Duelle mit Zeugen, die sie in irgend einem finsteren Winkel ausmachen, dessen Anblick allein schon dazu aufzufordern scheint, Blut zu vergießen. Sie können sich nicht vorstellen, welche prächtigen Gelegenheiten in meiner alten Vaterstadt sich dazu bieten. Als ich zu Hause noch jung war, sprach man in Florenz nur stets von solchen Dingen, von Ermordungen und Gewaltthaten aller Art. Die anmuthigen Waldungen in der Umgebung der Stadt waren die Wiege poetischer Räubergeschichten. Dort in unserem Vaterlande verschlangen

wir Beide, Granvella und ich, die Rittergeschichten der Spanier und Mauren; die Werke Tasso's und Ariosto's, und ahmten den darin geschilderten Rittern nach. Als wir nun größer geworden waren, haben wir viele Leute getödtet, ohne Bedenken, noch Bedauern, und mit wahrhaft teuflischer Lust. Die Leidenschaft für den Zweikampf erstickte in uns eine jede andere. Was war das Spiel, wo man nur Geld einsetzt, gegen dasjenige, wo man das Leben riskirte. Die Frauen beschäftigten uns, trotz unserer Jugend und ihrer Schönheit, nur sehr vorübergehend. Kurz, wir lebten nur dem Vergnügen, immerwährend dem Tode nachzujagen.

„Ich mußte Ihnen das Auffallende in unserem Charakter mittheilen, Ihnen die, einem jeden Andern als einem Florentiner unverständliche Bizarrerie zu erklären suchen, sonst würden Sie nicht begreifen können, was ich Ihnen noch zu sagen habe.

„Wir sind wieder in Prag. Nach vieljähriger Abwesenheit finden wir uns, Granvella und ich, in dem Kaffeehause wieder. Mein Arm lag in dem seinigen, als wir es verlassen, und er ruft voll Entzücken einmal über das andere: „Welch' ein Glück, mein Bruder, sich wiederzusehen!" Bewegt, wie ich war, führe ich ihn nach meiner Wohnung, um dort noch recht vertraulich mit ihm plaudern zu können.

„Als wir den Schwibbogen passiren, der die Kapuzinerkirche mit dem alten Hause verbindet, in dem ich jetzt wohne, reißt sich mein Freund aus meinem Arme

los, tritt einige Schritte von mir, wendet sich und betrachtet die alten Gebäude, ihren großen feierlichen Charakter bewundernd. Der Vollmond war hinter einem alten Palaste heraufgestiegen, dessen kohlschwarze Mauern ihren Schatten auf dem weißen Pflaster zeichneten. Das ungeheure Haus, das ich bewohne, erhob sein spitzes Giebeldach bis zum Himmel und hüllte die alte Kirche in tiefere Schatten. Der Schwibbogen endlich mit seinen schwerfälligen Arabesken zog auf dem Pflaster einen schwarzen Halbkreis, in dem man wie durch ein optisches Glas die bleichen Zeichnungen der Bäume und Gebüsche sah, die über die Mauern des Klostergartens ragten, und, sich zuletzt in bläulichen Schein auflösend, perspektivisch im Nebel der Nacht verschwanden.

„Alles schlief in der Stadt; die alten Gebäude sahen wie Ruinen aus, die Licht- und Schatten-Massen hatten etwas Großartiges; wir träumten uns in unsere Jugend, in das italienische Mittelalter zurück. Die Schönheit dieses Bildes hatte Granvella plötzlich ergriffen. „Um sein Vaterland schön zu finden, muß man es verlassen haben," rief er aus. „Wie oft bin ich in meiner Jugend eines ähnlichen und noch viel schöneren Anblicks theilhaft geworden, und dabei vorübergegangen, ohne etwas dabei zu empfinden. Aber jetzt, wie erwachen im Angesichte dieser Gebäude, in dieser Beleuchtung die herrlichsten Erinnerungen in mir! Wie hebt sich meine Brust!" — In der That, erwiederte ich, mir geht es auch so. Dieser finstere Bogen, diese alte Kirche, die

geheimnißvolle Stille, dies gäbe einen trefflichen Schauplatz für irgend eine blutige Geschichte.

„Solche Betrachtungen belebten mehr und mehr die romanhaften Visionen unserer Jugend, und unsere Phantasie stieg von Grad zu Grad. Granvella, in einen weiten hellgrauen Mantel gewickelt, hielt sich ruhig an der Gränze der Schattenlinie; sein Säbel berührte das Pflaster und der Mond blitzte von Allem wieder, was Metall an seiner Uniform war. Seine langen Haare, die der Dienst in eine steife Frisur festgehalten, hatte der Nachtwind gelöst, und spielte mit ihnen flatternd. Bruder, schrie ich, wie von einem elektrischen Strahle durchzuckt, welch' ein Augenblick wäre das, einen Gang mit einander zu machen!

„Meine vor Ungeduld bebende Hand berührte hiebei unwillkührlich das Gefäß meines Degens, der, als hätte er mich verstanden, in seiner Scheide sich zu bewegen schien.

„Auf Ehre! entgegnete Granvella, du hast recht, Vetter, es müßte die Wollust eines Kaisers seyn, hier einmal loszulegen.

„Wer könnte widerstehen? nahm ich das Wort. Was meinst du dazu, wenn wir uns vor Schlafengehen noch ein wenig unterhielten?

„Und in demselben Augenblick flammte meine Klinge im fluthendsten Licht. Granvella stellte sich mir gegenüber, indem er seinen Mantel öffnete, und die Hälfte desselben über die linke Schulter zurückwarf. Aber dieser Mantel war mit blendendem Scharlach gefüttert.

„Der Angriff erfolgte unter Scherz und Heiterkeit; wir waren so glücklich, nach so langer Zeit uns wieder einmal messen zu können und mit einander den poetischen Reiz zu schlürfen, der darin liegt, und den wir Beide gleich stark empfanden. Wir schwatzten beim Fechten und gefielen uns darin, den prächtigen Effekt unserer Klingen zu bewundern, die durch die Nacht leuchteten, wie Blitze im Gewölk.

„Auch das Klirren, das Zusammenschlagen erfreute uns das Herz, sowie der Gegensatz in unserer drohenden Stellung zu unserer innigen Freundschaft, deren Stärke wir nur um so lebhafter fühlten. Bald jedoch entflammte uns das Spiel in höherem Grade; man wollte von beiden Seiten größere Geschicklichkeit entfalten; das Vergnügen concentrirte sich; der Ernst der Umgebung theilte sich unserem Innern mit; die Worte wurden seltener; dafür folgten sich die Athemzüge schneller.

„Wahnsinnige, unersättliche Leidenschaft der Spieler! der verhängnißvolle Abgrund zog uns an, und obgleich wir das Gefährliche davon kannten, so erfüllte uns doch darüber ein zu unbestimmtes Gefühl, als daß wir die Parthie hätten aufgeben sollen. Wir fochten immerfort und dachten an nichts weiter. Noch ein Augenblick und man hört nur das Zusammenschlagen der beiden Waffen, das in immer kürzeren Zwischenräumen erfolgt.

Seit frühester Jugend machte die hochrothe Farbe einen widerlichen Eindruck auf mich; sie reizte mein Auge auf die höchste Weise. Man sagte mir, daß meine

Mutter, als sie mit mir schwanger ging, sich an etwas Rothem sollte versehen haben, wie die Leute es nennen. Ein naher Verwandter, der in unserem Hause wohnte, war ermordet worden, und ein Zufall brachte seine blutbefleckten Kleider unter die Augen meiner Mutter, die, von dem Anblick ergriffen, ohnmächtig wurde und nach ihrem Erwachen aus derselben zu frühzeitig niederkam. Das Kind war ich. Es ist nicht wegzuläugnen, daß schreckhafte Eindrücke bei Schwangeren auf die Frucht ihren nachtheiligen Einfluß üben. Mein Beispiel liefert einen abermaligen Beweis zu dieser Behauptung.

„Das rothe Futter an dem Mantel meines Seelenfreundes trifft plötzlich mein Blick; vergebens will ich diesen schrecklichen Einfluß bekämpfen; allein ich fühle, daß der Scharlach die Spitze meiner Waffe anzuziehen beginnt. Diese magnetische Kraft wächst von Sekunde zu Sekunde. Dreimal ruf' ich ihm zu: Wirf deinen Mantel weg! verbirg mir das Roth! Das Auge zuckt mir! Allein die Lust erfüllt ihn so, daß er mich nicht hört; er hält nicht inne, und seine Klinge trifft mich und gleitet von einem Knopfe meiner Uniform ab.

„Bei dem Rufe, den ich ausstoße, fragt er schnell: ob er mich verwundet habe? Ich hatte sogleich hingegriffen, und obgleich ich das Blut rieseln fühle, erwiederte ich: Nur zu, es ist nichts! Sogleich aber schreie ich wieder: Thu doch nur dieses Futter weg! Du weißt ja, daß ich es nicht leiden kann!

„Und läßt du mir wohl Zeit dazu? schreit er laut lachend zurück.

„Eine Wolke verhüllte jetzt den Mond und das plötzlich eintretende Dunkel belebte in mir ein heimliches Verlangen, Blut zu sehen. Meine Hand war nicht sicher; ich ward ein zweites Mal leicht verwundet; zugleich zog mir der Aerger durch den Kopf, daß Granvella so eigensinnig war, mir seinen Scharlachmantel stets vor Augen zu lassen und mich dadurch der Gefahr aussetzte, ein Unglück zu begehen. Mir schien es, als ob mich die rothe Farbe verhöhnte. Von nun an verschwand mein Vetter gänzlich, als hätte er mir nie gegenüber gestanden, und ich focht nur gegen.... das Rothe. Ein höllischer Rausch hielt meine Sinne gefangen.

„Doch das währte nicht lange. Granvella stürzte zu Boden — zu meinen Füßen, ohne nur ein Wort gerufen zu haben. Er war todt; und ich hatte ihn getödtet, mein Herr! Ich hatte ihn getödtet!“ — —

Niedergeschmettert von dieser entsetzlichen Erinnerung schwankte Bragioli und fiel zur Erde. Der Unglückliche riß sich die Haare aus in Zuckungen der Verzweiflung und unter Thränen. Mit starrem Auge und gekreuzten Armen stand der junge Offizier vor ihm, unbeweglich wie eine Bildsäule. Bragioli erhob sich endlich bleich wie der Tod, schwerathmend und fuhr, von Seufzern unterbrochen, in seiner Erzählung fort.

„Erblicken Sie hier die Wirkung dieses schrecklichen

Verbrechens, das ich unwillkührlich zwar, aber doch beging, und gehen Sie dann morgen hin und stoßen Sie Ihrem besten Freunde den Degen in den Leib. Dann werden Sie wissen, was Gewissensbisse sind! Immerhin! Es ist eine Prüfung seiner selbst, und wenn Ihr Verstand darin nicht unterliegt, so müssen Sie ein Herz von Granit haben — ich hatte es nicht. Von jenem Tage an fühlte ich alle meine Kraft erschöpft. Die Schmerzen, die ich erduldete, trieben mich zum ernsten Nachdenken über die Folgen jener unzähligen Duelle, aus denen ich früher als Sieger hervorgegangen war.

„Alles Blut, das ich vergossen, erhob sich gegen mich, wie eine ungeheure Welle, die mich zu verschlingen drohte. Weder Schlaf, noch Ehrgeiz, weder Muth, noch Liebe zum Ruhm, nichts blieb mir! Ein tiefer Schrecken hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt; eine bloße Klinge machte mich erbeben, und wenn ich noch so sehr beleidigt worden wäre, so würde ich mich eher ertränkt haben, als einen Zweikampf eingegangen seyn.

„Aber die rothe Farbe wurde mir fortan noch mehr zum Gräuel. Glauben Sie mir, junger Freund, dies ist kein Wahnsinn, sondern eine jener unerklärlichen Abneigungen, die eben so, wie oftmals unsere angeborenen Zuneigungen, keine Lösung finden. Die rothe Farbe verursacht mir ein unbeschreibliches Uebelbefinden; sobald etwas Rothes an meinen Augen vorüberschwebt, glaube ich sterben zu müssen. Wäre nur diese Folter die einzige, die mir meiner früheren Vergehen wegen auferlegt ist, ich

hätte wahrlich schon genug zu dulden. Nachts, wenn ich die Augen schließe, wachend oder schlafend, umgibt mich ein purpurfarbener Dunst, hüllt mich ein flammend rother Schleier ein, und regt meine Nerven gewaltsam auf. So bin ich nun, obgleich noch nicht alt, gebeugt unter der Last des Kummers und Unglücks, das mich erschöpft und mir den Verstand raubt. Blicken Sie um sich, sehen Sie hier diese ärmliche, schmutzige, verworrene Umgebung, eben so sieht es in meinem Innern aus, und ich theile vollkommen das Gefühl des Widerwillens und der Verachtung, das mein Anblick Andern einflößen muß.

„Nur ein einziges Mal hatte das Schicksal Erbarmen mit mir. Diesen Abend. Es gab mir die Kraft, mich auf Alles zu besinnen und Ihnen mein Geheimniß mitzutheilen. Es hat mir wieder einmal die Hoffnung leuchten lassen, einen wackeren Menschen von schrecklichen Qualen befreien zu können, denen er sich unbesonnen entgegenstürzt. Diese Handlung ist wie ein Tropfen Wasser in die Glut gespritzt, die mich verzehrt. — Und wenn ich Ihnen denn Alles gestehen soll — Sie haben, ich weiß nicht wo, den Schlüssel zu meinem Herzen gefunden, den ich längst verloren glaubte. Ja, Ihre Züge haben in mir meinen armen Granvella wieder aufleben lassen, wenn ich Sie betrachte, so glaube ich, ihn vor mir zu sehen.“

„Wirklich?“ sprach der junge Offizier mit befremdendem Tone und ohne den Ausdruck des Mitleids, das

dieser unheilbare Schmerz wohl hervorgerufen haben könnte. „Aber Sie sagten mir nicht,“ fügte er dann kalt hinzu, „was aus dem Leichnam des Unglücklichen geworden ist?“

„Wir hatten keine Zeugen,“ erzählte der Andere weiter; „würden die Gesetze mich erreicht haben, so wäre meine Ehre für immer compromittirt gewesen. Dieser Gedanke kam mir sogleich und gab meinem Geiste die nöthige Besonnenheit, um den Vorfall zu verheimlichen. Da mein Freund am andern Tage verreisen wollte, so wußte ich, daß man seine Abwesenheit nicht merken würde. Die Sorge für meine Rettung von jedem Verdachte verscheuchte augenblicklich meinen Gram, und der Leichnam meines besten Freundes war mir nur ein Gegenstand, den ich jetzt um jeden Preis zu beseitigen hatte.

In einem der finstersten Winkel der Straße befand sich damals eine kleine, halb verwitterte Thüre, die zu dem kleinen Klostergärten führte, an dessen Ende sich der alte Kirchhof befand, der den Chor der Kirche umgab. Hier befanden sich alte verfallene Gräber, Schutt und Mauerwerk, das in seinem Innern noch tiefe Gewölbe barg, von hohem Unkraut überwuchert. Die Thüre hatte ich leicht geöffnet, und so trug ich denn Granvella's Leichnam zum Kirchhof, warf ihn in eine jener Höhlen, die ich mit Steinen füllte, und ging dann mit einer mir jetzt unerklärlichen Beruhigung nach Hause.

„Die folgenden Tage waren schrecklich; allein meine äußere Kaltblütigkeit war unerschütterlich, und diese Kraft-

anstrengung, mit welcher ich gegen die Verzweiflung kämpfte, war es eben, die mich aufrieb. Die Gewalt, die ich anwenden mußte, um Kummer und Angst zu beschwichtigen, hat mich am Ende vernichtet. Ich werde mich nie wieder aus meinem Elend erheben.

„Immer glaube ich noch den dumpfen Fall zu vernehmen, als der Körper meines unglücklichen Freundes von mir in das Grab geworfen wurde. Immer sehe ich mich noch, wie ich die Steine auf ihn werfe mit ängstlicher Hast und die innere Stimme mir unerbittlich zuruft: Du darfst nicht an ihn denken, du darfst ihn nicht beweinen! Und wie ich dann fortging, ohne ihm ein Lebewohl zu sagen."

Bei diesen Worten durchfuhr ein schnelles Zittern den jungen Offizier vom Kopf bis zu den Füßen; dann sprang er heftig auf, machte einige Schritte durch das Zimmer und drückte dann die Stirne an die Scheiben, im tiefen Nachdenken auf die Straße blickend. Er blieb so lang in dieser Stellung, die zu wohl einen mit einem bedeutenden Plane beschäftigten Menschen zu erkennen gab, daß er dem plötzlich wieder mißtrauisch gewordenen Bragioli auffiel, der sich schon seine Geschwätzigkeit zum Vorwurf machte.

„Worüber denken Sie nach?" fragte er ihn schnell.

„Ich denke an meinen Gegner von diesem Abend," entgegnete Joseph, „der mich beschuldigte, daß ich mich hinter ein heiliges Gelübde verschanze und mich nicht eher schlagen würde, bis ich es erfüllt."

„Wie? Sie denken noch immer an jenen Handel?“

„Wilhelm meinte, daß ich wohl niemals wünschen würde, von einem so bequemen Gelübde befreit zu werden. Allein wenn die Gelegenheit sich mir darböte, das zu erfüllen, was ich mir, seitdem ich denken kann, als heiligste Pflicht auferlegte, und wenn ich sie dann nicht ergriffe“ —

„Ein Eid ist heilig, und wenn man ihn bricht, entsagt man“ — Bragioli wollte weiter sprechen, doch besann er sich plötzlich und fügte hinzu: „Der Gegenstand jedoch muß von der Art seyn, daß er die Erfüllung des Gelübdes nicht unmöglich macht. Ich weiß nicht, um was es sich hier handelt.“

„Meinen Vater zu rächen!“

„In diesem Falle wäre jede Rücksicht schmachvoll. Nichts in Ihrem Herzen darf Sie hier jemals zurückhalten; noch weniger dürfen es äußere Einflüsse thun. Nur Feigheit wäre es im Stande. Allein wie unbesonnen, wie inconsequent sind Sie doch, mein junger Freund, der einen Vater zu rächen hat, und zaudern könnte, es zu thun, und keinen Grund finden will, eine leichte Beleidigung seinem einzigen besten Freunde zu vergeben.“

Während dieses Gesprächs war der junge Offizier von einem heftigen innern Kampfe ergriffen. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, und sprach mit jenem finsteren, ruhigen Ernste, der den Italienern so eigenthümlich ist.

„Sie haben Recht, mein Herr, und Ihre Meinung

bringt mich wieder auf den rechten Weg. Ja, wenn ich schwächlichem Bedenken nachgeben würde und einen seit vielen Jahren gefaßten Vorsatz, der tief in meiner Seele wurzelt, jetzt nicht vollführte, so müßte mich mein ganzes Leben hindurch Reue verfolgen. Aber ich bin Ihnen Dank schuldig, und es ist Pflicht, Ihnen denselben abzutragen. Also aus Rücksicht für Sie, mein Herr, werde ich mich mit meinem Freunde nicht schlagen."

„Sie sind ein edler junger Mann, das sehe ich, und ich hätte Unrecht, Ihnen über das, was Sie von mir wissen, Verschwiegenheit anzuempfehlen. Es ist mit mir ein seltsames Ding. Das Leben ist mir zur Last, und doch kann ich mich nicht zum Selbstmord entschließen, und muß in ewiger Furcht vor Entdeckung vergehen. Ich habe Alles zu besorgen; denn trotz jener Furcht bewahre ich noch Gegenstände, die bei einer Untersuchung gegen mich zeugen würden. Jene beiden Säbel, die Sie dort in ein Stück Zeug gewickelt sehen, das ich nicht mehr zu öffnen gewagt habe, dienten uns in jenem schrecklichen Kampfe, und der rothe Mantel Granvella's, der Mantel, an dem sein Blut klebt, der liegt dort unter meinem Polster, ich werde mich nie mehr von ihm trennen. Würde man mir das Leben nehmen wollen, ich würde es nicht vertheidigen. Wenn aber Jemand käme, der mir jene Schätze entreißen wollte, so würde ich mich tödten lassen, eh ich sie ließe."

Kaum hatte Bragioli diese Worte gesprochen, als der junge Offizier die beiden Waffen von der Wand nahm

und zugleich den Mantel unter dem Polster hervorriß. Dann warf er Bragioli den einen von den Säbeln zu und rief:

„Ich bemächtige mich dieser Erbschaft, wenn du ein Recht darauf hast, so versuch's, mir sie zu entreißen!“

Beim Anblick der Waffen und des Mantels, an dem große Blutflecken bemerkt wurden, stand Bragioli erstarrt, ohne den Offizier aufhalten zu können, der bereits den Drücker der Thüre ergriffen hatte. Wie er sich von dem ersten Schrecken erholte, sah er, daß er seinen eigenen Säbel in der Hand hielt, jenes verbrecherische Eisen, mit dem er so viel Morde verübt hatte. Er schleuderte es weit von sich mit Entsetzen, dann aber gedachte er wieder des Lieutenants, ergriff die Waffe und eilte ihm nach.

Dieser schien ihn unter dem dunkeln Schwibbogen zu erwarten. Er hatte den Mantel auf solche Weise um sich geschlagen, daß das rothe Futter seinen schlanken Körper einhüllte.

Als er ihn so an diesem Orte erblickte, bebte Bragioli mit dem Ausrufe zurück: „Großer Gott! das ist Granvella selbst!“

Aber der rothe Mantel brachte die gewohnte Wirkung auf ihn hervor; er wollte blau sehen, und wandte seine Blicke nach oben. Keine Wolke war am Himmel. Der Vollmond beleuchtete die Straße, nur unter dem Schwibbogen war es unheimlich dunkel, und die alten Häuser ragten mit ihren schwarzen Giebeln und Erkern

in das Blau des Himmels hinein. Alles dieses zauberte dem Blauen den schrecklichsten Moment seines Lebens wieder vor; er unterlag den stürmischen Gewalten, die ihn schon diesen ganzen Abend ergriffen hatten; eine lange Zeit entschwand seinem Gedächtnisse; seine Vernunft entwich; er glaubte wieder wie damals vor seinem alten Freunde zu stehen. Vergebens wartete der Offizier, daß er wieder zur Besinnung käme; aber als der Blaue ihn nach seinem Namen fragte und nach dem Grund seines Betragens, rief er ihm zu: „Ich bin der, der dich haßt, und der den Mann rächen will, den du ermordetest! Umsonst suchst du durch eine fade Erfindung deine Schandthat zu beschönigen. Granvella wollte dich nicht tödten, davon bin ich überzeugt. Du aber, dein unseliger Stolz, der nicht ertragen konnte, daß er dich ritzte, trieb dich, ihn meuchlings zu ermorden. Jetzt vertheidige dich gegen den Rächer, Elender, der du bist!"

„Erstatten Sie mir zurück, was Sie mir genommen haben, dann überhäufen Sie mich mit Schimpf, so viel Sie wollen, ich werde mich nicht widersetzen. Sie werden doch nicht ein Geheimniß den Gerichten offenbaren wollen, von dem meine Ehre abhängt!"

„Ich weiß noch nicht, was ich thun werde, allein ich behalte meinen Raub. Von allen Seiten verwundet, tief im Herzen berührt, will auch ich Blut sehen. Heute oder morgen mir gleich, nur Blut!"

„Alsogleich denn!" sagte der unglückliche Bragioli mit fester Stimme.

Und sogleich fing er an, von seiner alten Sucht ergriffen, mit seinem Säbel in die Luft zu hauen, und rief erstickt: Entsetzlich! Hier an diesem Ort — mit Waffen — diesem Menschen gegenüber, der i h m so ähnlich sieht — und den ich liebte, ohne ihn zu kennen — wie fürchterlich!

Joseph zögert indeß noch immer, den Blauen anzugreifen; er hatte sich ihm einige Male in dieser Absicht genähert, allein immer hatte ihn dann wieder eine Art von Mitleid davon zurückgehalten. Endlich berühte er leicht mit seiner Spitze den Gegner, in dem bei dieser Berührung ein fremdes Leben erwachte. Er sprang empor und warf einen Tigerblick auf den jungen Lieutenant. Der Kampf begann; der Blaue wehrte die Klinge des Andern ab, um nicht verwundet zu werden. „Schlange!" murmelte er zwischen den Zähnen.

Das Getöse der zusammenschlagenden Waffen schien jedoch auf die Nerven des alten Soldaten den vormaligen Eindruck wieder zu erwecken. Sein Arm erbebte von einer innern Bewegung, die bis zum Herzen stieg, dessen Pochen heftiger wurde. Nach wenigen Minuten schrie der Blaue:

„Nichts da! ich will sterben! Halt, mein Kopf! hau zu, Memme! worauf wartest du?"

„Halte dich besser, du bist nicht werth, mir zu stehen!"

„Narr!" erwiederte der Blaue, und begleitete diesen Ausruf mit einigen besser geführten Hieben. Der junge Offizier bemerkte sogleich, daß sein Gegner Leben ge-

wonnen hatte. Der Mond brach durch Wolken und er sah zugleich, daß der Blaue still für sich hin lachte; seine Muskeln schienen plötzlich wie von Stahlfedern belebt, seine Klinge wurde leichter, und er schrie aus allen Kräften:

„Fort mit dem Rothen! ich brenne — brenne — fort!"

Nun sah der junge Offizier wohl ein, daß es Ernst würde; sein Fuß wurzelte fest, sein Auge war offen.

„Das Rothe weg!" wiederholte der Blaue immer heftiger.

Und nach drei Minuten lag sein Gegner auf den Tod getroffen zu seinen Füßen. Bragioli betrachtete seine Waffe mit wahnsinniger Freude.

Der junge Offizier erhob sich halb und gab ein Zeichen, daß er sprechen wolle; der Blaue neigte sich zu ihm, und jener sagte mit ersterbender Stimme: „Jetzt beklag' ich Ihr Schicksal, jetzt darf ich es, da ich mein Gelübde gelöst habe. Suchen Sie jenen Freund auf, mit dem ich vergangenen Abend in Streit gerathen war, sagen Sie ihm, daß ich ohne Groll gegen ihn aus der Welt scheide, bringen Sie ihm die letzten Grüße seines Freundes Joseph Granvella."

Diese Entdeckung machte auf den Blauen einen furchtbaren Eindruck. Er fiel mit einem lauten Schrei zur Erde. Sein Verstand hatte ihn nun vollständig verlassen.

* *
*

Beim Anbruch des Tages fand man unter dem Schwibbogen an der Kapuzinerkirche den Leichnam des Lieute-

nants Granvella. Die Nachforschungen, die man in der Wohnung des unter dem Namen „des Blauen" bekannten Offiziers anstellte, führten zu keinem Resultat. Er selbst war verschwunden, und man suchte ihn während zwei Tage vergebens.

Des jungen Granvella Freund, der sich so gern mit ihm auf Tod und Leben geschlagen hätte, verzweifelte, als er sein räthselhaftes Ende vernahm.

* * *

Zwei Monate nach diesem Vorfall wurde eine Patrouille von einem Menschen in Lumpen, der einen Säbel in der Hand hatte, angefallen. Man war vergebens bemüht, sich seiner zu bemächtigen; er wußte die Leute abzuhalten, und schrie immer dabei: „Ich habe ihn getödtet! ich habe ihn getödtet!"

Der Offizier, der die Patrouille befehligte — es war des jungen Granvella Freund — hatte kaum diese Stimme vernommen, als er sogleich den Blauen erkannte. Er glühte vor Verlangen, den Mörder seines Freundes zu vernichten. Allein dieser hatte sich in eine schmale finstere Gasse gezogen und schien sich durch Flucht retten zu wollen. Der Lieutenant selbst war abgestiegen, um sich seiner zu bemächtigen. Bragioli stand an eine Mauer gelehnt und leistete Widerstand. In einem Augenblick sank der junge Offizier in die Arme von zwei Soldaten zurück, die zu seinem Beistand herbeigeeilt waren.

Dies geschah unter dem Schwibbogen an der Kapu=

zinerkirche, wo Bragioli zur Nachtzeit umherzuirren pflegte.

Während man um den Verwundeten bemüht war, suchten Andere den Thäter zu fangen, der keinen Versuch zu entfliehen mehr gemacht hatte. Bald aber sahen sie, wie er sich gleich einem Kreisel drehte, dann wie ein Betrunkener taumelte, und hierauf ohne Bewegung zu Boden fiel. Dicker Schaum stand vor seinem Munde und sein Gesicht war blau. Todt lag er da, ohne die geringste Wunde erhalten zu haben. —

Diese Begebenheiten verschafften dem Schwibbogen zu jener Zeit einen geheimnißvollen Ruf. Die jungen Leute von damals nahmen die Stelle in Augenschein und fanden die Umgebung poetisch. Man wählte den Platz, um seine Händel zu schlichten, und allnächtlich wurden dort Gänge auf Tod und Leben gemacht. Dies nahm so überhand, daß der Kommandirende Schildwachen dort placiren ließ, bis später jene Sucht aufhörte, und dann nur noch die leeren Schilderhäuser stehen blieben, die endlich auch hinweggenommen wurden, als man in unseren Tagen anfing, die Umgebung der Kirche etwas lichter und der Gesundheit der Bewohner zuträglicher zu machen.

Mausche Nudel.

1.

Es sind noch nicht gar viele Jahre her, daß am Rhein ein kühner Abenteurer die Bewohner der Dörfer, sowie die Wanderer in Angst und Schrecken setzte durch die Räubereien, die er mit ungeheurer Frechheit am Tage wie bei der Nacht, in den Höfen sowie auf offener Landstraße, verübte. Was man auch unternahm, seiner habhaft zu werden, Alles scheiterte. Es konnte nicht fehlen, daß man sich die übertriebensten Vorstellungen von ihm machte, und daß die tollsten Mährchen und Spukereien über ihn im Schwange waren. So war man auch über seine Persönlichkeit nicht recht im Klaren. Die Einen, die mit ihm ein unangenehmer Zufall zusammen führte, schilderten ihn wie einen Greis mil weißen Haaren, aber noch kräftig genug, um Widerstand zu leisten; die Andern nannten ihn schön und hochgewachsen, jugendlich stark. Sey es nun, daß seine Helfershelfer oft die von ihm ersonnenen Streiche in seinem Namen ausführten, oder daß er selbst dazu manchfache Verkleidungen wählte, dies hatte man eben noch nicht ermittelt. Sein Daseyn war einmal nicht weg-

zuläugnen, davon zeugten Diebstähle, Einbrüche, Räubereien ohne Zahl; und selbst Mordthaten — wenn die Gefahr, in der er sich befand, sie ihm geboten hatte — vermehrten die Liste seiner Verbrechen.

Nach und nach lüftete sich der Schleier und er selbst schien dabei hülfreiche Hand zu leisten.

Ein noch junger hochgewachsener und sehr stämmiger Bursche war hie und da auf den Märkten erschienen und hatte durch einen blitzenden Verstand, sowie durch sein ganzes übriges Wesen, zuerst Aufsehen, dann aber die Vermuthung erregt, er könne wohl in irgend einer Beziehung zur gefürchteten Räuberbande stehen oder vielleicht ihr Hauptmann selbst seyn.

Dieser Mensch war seinem Aeußern nach ein Roßtäuscher, Roßkamm oder Pferdehändler, da diese verschiedenen Benennungen ganz dasselbe bedeuten. Auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Juden, und bald erfuhr man, daß er Mausche Nudel heiße und aus dem Hessischen her war.

Man konnte den Burschen schön nennen. Er mochte ungefähr erst im Anfange der Zwanziger stehen. Eine schlanke Gestalt, ein rothgefärbtes Gesicht, dicke schwarze Haare und große brennende Augen unter tief buschigten Brauen, dies gehörte zu seinen körperlichen Vorzügen. Er zeigte ein sanftes Gemüth, spielte die Zither gern und sang dazu die im Lande beliebten Volksweisen oder irgend ein rothwelsches Schelmenlied mit sehr anmuthiger Stimme. Dies machte ihn beliebt, und da

er sich um das schöne Geschlecht in seiner Sphäre sehr bemühte, so wurde er selten abgewiesen, und man konnte ihn Abends häufig unter einem Fenster stehen sehen, zu dem er recht schmachtend hinaufsah, um dadurch sein Mädchen herabzulocken.

Es ist fast nicht zu begreifen, wie dies offenkundige Treiben dem Burschen den Ruf eines Räubers und Mörders zu Wege bringen konnte.

Wenn man ihm im Walde begegnete, soll es freilich anders gewesen seyn, und daß man ihm im Walde begegnet war, darüber schwebte nur noch so viel Zweifel, als nöthig war, keine ernsteren Maßregeln gegen ihn zu ergreifen.

Das Gerücht befestigte sich indeß immer mehr, und seine Freunde riethen ihm, daß er auf seiner Hut seyn möchte.

2.

Von nun an erschien Mausche nicht mehr so häufig an gewissen Orten. Seine Besuche in den Dörfern und Marktflecken beschränkten sich auf einige wenige Häuser vertrauter Personen, wo er gewöhnlich zur Abendzeit einzukehren pflegte, um sich nach diesem und jenem zu erkundigen und einige Flaschen guten Wein zu trinken, die er zum öftersten mit den Leuten theilte, die ihm ihr Obdach liehen. Sein Benehmen war einfach und sorglos wie immer. Gewöhnlich waren es arme Leute,

die er besuchte, arme Aeltern schöner Töchter. Hier spielte er den Großmüthigen; bald kam er von einer Messe, wie er sagte, bald hatte er einen guten Handel gemacht, und dann brachte er wohl ein silbernes Kreuzlein, das man am schwarzen Band um den Hals hängen konnte, ein seidenes Tuch, eine feine Schürze oder dergleichen mit. Den Männern im Hause schenkte er Pfeifen, Dosen, den Knaben andere Dinge, die sie brauchen konnten oder die ihnen Vergnügen machten. Hiedurch ward er überall, wo er erschien, wie ein lieber Gast empfangen, und man beklagte nur, daß der gute Mausche ein Jude sey und ein so herumziehendes Leben führe, da er des besten Glückes, des schönsten Mädchens werth sey.

Ein armer ehrlicher Leinweber gehörte mit zu denen, die Mausche in besondere Affektion genommen hatten. Es war eine fromme ehrliche Familie, die trotz der größten Sparsamkeit und des rüstigsten Fleißes niemals auf einen grünen Zweig kommen konnte. Sie bestand aus Vater und Mutter und drei Töchtern, von denen zwei noch klein waren, die älteste aber für ein Muster einer schönen Jungfrau gelten konnte. War es nun, daß Mausche den armen Leinweber zu seinen schlechten Zwecken — die ihm untergelegt wurden — mißbrauchen wollte, oder waren es schlimme Absichten, die er auf die Tugend des Mädchens hegte, man wußte es nicht, was ihn antrieb, im Zwielicht in dies Haus zu treten und bis in später Nacht in demselben zu verweilen.

Die Nachbarsleute, die sich gewöhnlich mit dergleichen Dingen stark zu befassen pflegen, konnten nicht aufhören, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, während im Häuschen selbst, das die arme Familie bewohnte, auch nicht das Geringste obwaltete, was die Besuche des jungen Roßkamms verdächtigen konnte.

Gretchen, so hieß das schöne Kind, saß einst am späten Abend in Thränen. Sie hatte vergebens zum Himmel gebetet; kein Trost wollte ihr erscheinen; sie liebte und liebte unglücklich; keine Hoffnung war da, die Frau dessen zu werden, dem sich vor allen Jünglingen des Orts ihr Herz zugewendet hatte.

Der Nachbar, ein alter kränklicher Mann, war viele Jahre der sogenannte „Bot" zwischen ihrem kleinen Wohnorte und der nächsten Stadt gewesen. Er besaß einen kleinen bedeckten Wagen und ein altes Pferd, das ihn bis dahin gezogen hatte. Dies Pferd, dieser Wagen ernährte den armen Mann und seinen Sohn, der jetzt die Fahrten besorgte, da der Alte schwach zu werden anfing. Gretchen hatte nun diesen ehrlichen wackern Burschen lieb gewonnen. Wenn sie mit der Leinwand zum Markte fuhr, so war der Bot die Gelegenheit, deren sie sich bediente. So lernten sie sich kennen, und hatten sich lieb, ehe sie es selbst einmal recht wußten.

Was aber sollte daraus werden? Beide Aeltern wußten zu wohl, wie viel Kummer und Elend eine Ehe, zwischen armen Leuten geschlossen, aushecke. Sie stellten dies ihrer Tochter vor, wohlmeinend und sanft, und

sprachen ihr davon, daß es ja gar nicht unmöglich sey, mit ihr noch einmal einen recht wohlhabenden Schwiegersohn zu erhalten. Gretchen aber weinte dann immer, weil sie wohl wußte, daß ihr Peter, der junge Bot, nie zu Gelde kommen würde, und an einen andern mochte sie nicht denken.

Bis jetzt hatten die Fahrten doch wenigstens Peter und seinen Vater nothdürftig erhalten; jetzt aber drohte ihnen ein finsteres Geschick. Das alte Pferd, ihr einziger Ernährer, dessen sie mit aller Sorgfalt warteten, schien den Weg alles Fleisches gehen zu wollen. Es verlor den Appetit, sah jämmerlich aus und wollte nicht mehr von der Stelle; und so weh es dem armen Peter auch that, so durfte er doch fast die Geißel nicht mehr aus der Hand legen, wenn er zur rechten Zeit an dem Ort seiner Bestimmung eintreffen wollte, und damit hing ja das Privilegium des Botenwesens auf's Innigste zusammen.

Er hatte an jenem Abende, wo wir das schöne Gretchen bitter weinend im Zwielicht belauschten, die Mittheilung von dem bevorstehenden Unglück gemacht, und sie sah trostlos zum Himmel, da ihr keine Abhülfe erscheinen wollte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und herein trat mit klirrenden Sporen, die starke Peitsche umgehängt, den breiten Hut auf den Tisch werfend, die hohe Gestalt Mausche Nudels, des Roßkamms.

Wie ein Strahl von oben durchzuckte es das weinende

Mädchen, aber sie trocknete ihre Thränen nicht und lief fort, um die Lampe zu zünden.

3.

„Da kann ich dir vielleicht helfen, Gretel," sprach Mausche, sich den wilden Bart zurecht streichend, indem er den Wein bezahlte, den das noch immer weinende Mädchen vor ihn hinstellte. „Ich habe kein Pferd, was für den Boten taugt; indessen weiß ich einen guten Kameraden, der ihm für gutes Geld auch einen guten Gaul ablassen kann. Die Sache ist nur, wo er das gute Geld hernehmen soll. Meins steckt im Handel, und bis zum nächsten Markt weiß ich mir selbst nicht zu helfen. Doch für dich und deine schönen Augen thue ich schon gern etwas. Geh, wein' nit, Gretel, ich schaff' schon Rath. Morgen hat dein Peter einen guten Gaul im Stall, oder ich will Veitel statt Mausche heißen."

Und damit sprang er auf, goß den Rest des Weins hinunter und strich sich die Tropfen aus dem Bart.

„Aber wo willst du denn jetzt hin, Mausche?" fragte das Mädchen.

„'s Geld holen zu 'nem Pferd für deinen Peter," gab der Roßkamm zur Antwort, indem er die Peitsche umhängte, den Hut aufstülpte und die Pfeife zwischen die Zähne steckte, um sie an der Lampe anzubrennen.

„So spät? es ist ja schon ganz finster," sagte nicht

ohne Angst das Mädchen, das wohl an Mausche's üblen Ruf in diesem Augenblicke denken mochte.

„Was spät? was finster? wenn man was Guts thut, ist's immer hell auf dem Weg dazu." Dies sagend, schüttelte er ihr recht herzlich die Hand, und fort war er.

„Der kann kein Schelm seyn," so dachte Gretchen, indem sie sich aus dem Hause stahl und zu ihrem Peter hinlief. Der vernahm die Kunde mit einer seltsamen Mischung von Freude und Bestürzung. Als aber am andern Morgen die Stunde kam, seine gewöhnliche Fahrt nach der Stadt zu beginnen, da hatte sich weder Mausche mit Geld, noch ein kräftiges junges Pferd eingestellt, und er mußte bekümmert sein altes wieder einspannen.

4.

Peter trieb sein altes Roß auf dem Wege zur Stadt an. Seit länger als zwanzig Jahren hatte sein Vater das Botenwesen getrieben, und doch war so wenig dabei herausgekommen, daß er noch immer in Armuth dahin lebte. Er dachte über sein Schicksal nach, und es strich ihm so durch den Sinn, wie doch eigentlich ein Roßkamm eine viel glücklichere Hantierung sey als die seinige; wie da doch ein Zufall zu einem Stück Geld verhelfen könne; wie man dabei mit großen, vornehmen Herren zusammen käme, vor denen man nur ein Wort von seinen Nöthen fallen lassen dürfe, um sie sogleich schwinden zu sehen.

„Was ist der Mausche nicht für ein glücklicher Mensch," sprach der arme Peter zu sich selbst, „und ist doch nur ein Jude! Wenn er nur Wort gehalten hätte! Aber so geht's!"

Und damit peitschte er auf den Gaul los und pfiff ein lustiges Stückchen in den Bart, um sich die Grillen zu vertreiben.

Er war jetzt in einen Wald gekommen, der bei denen, die daran glaubten, für Mausche Nudel's Haupt- und Standquartier gehalten wurde. So viel war gewiß, daß hier die meisten Räubereien vorfielen. Die Geschicklichkeit, welche die Räuber zu entwicken wußten, bestand darin, daß sie unglaublich schnell den Aufenthalt veränderten, so daß nach irgend einem kühnen Angriff an dieser Stelle sogleich in einer ziemlichen Entfernung davon ein noch kühnerer verübt wurde, so daß die überraschten Behörden nicht sogleich wußten, wohin sie ihre Aufmerksamkeit zu wenden hatten, und durch die kleinste Verzögerung den Räubern gehörige Zeit zur Flucht ließen.

Der Bote hatte nun die Mitte des Waldes erreicht, wo er am dicksten war. Sein Wagen war ziemlich beladen, und der alte Gaul keuchte und wollte nach jedem Schritte stehen bleiben. Sonst hatte Peter an dieser Stelle des Waldes wohl einige Besorgniß vor den Räubern; heute nicht. Er wünschte vielmehr, daß Mausche ihm begegnete, um ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern. Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen,

denn beim Umbiegen in einen Seitenweg, den er einzuschlagen hatte, stand plötzlich die schlanke Gestalt Mausches vor ihm da, als wenn er aus der Erde gesprungen wäre. Die Erscheinung an dieser einsamen Stelle machte auf den guten Peter einen so starken Eindruck, daß ihm die Rede versagte, und er die derbe Mahnung, die er sich ausgesonnen hatte, nicht vorzubringen im Stande war. Mausche sah seine Verlegenheit.

„Was fährst du da mit deiner alten Schindmähre zur Stadt? Hast du nicht warten können, bis ich dir das gute Pferd bringe? Dein Gretel wird dir's doch wohl gesagt haben?"

Peter freute sich, den Räuber so gnädig ihn anreden zu hören, und entschuldigte sich damit, daß sein Geschäft sich nicht aufschieben lasse und er zur bestimmten Zeit in der Stadt und dann wieder zurück im Dorfe seyn müsse.

„Das lass' ich nur halb gelten," erwiederte Mausche. „Ich habe deinem Mädel versprochen, daß du mit einem neuen Gaul vor ihr erscheinen sollst, und ich kann vor ihr nicht zu Schanden werden. Ich halte immer Wort, absonderlich aber einem schönen Kind. Das alte Pferd hat ausgedient; seine guten Tage sind hin, und was es noch zu erwarten hat, wäre Elend und Noth. Nimm's beim Zaum und führ' es seitwärts, ein paar hundert Schritt von der Straße."

Der Bote blicke zweifelnd auf Mausche, dessen strenger Blick ihm aber deutlich zeigte, daß hier keine Appellation von seinem Ausspruch statt fand.

Als sie Beide seitwärts tiefer im Dickicht mit Roß und Wagen angekommen waren, zog Mausche plötzlich eine große Pistole aus der Tasche, feuerte sie ab und traf das Pferd des Boten so gut, daß es umfiel und nach einigem Zucken todt war. Peter machte ein klägliches Gesicht. Er wußte im ersten Augenblick nicht, welch' ein Loos ihn selbst erwartete. Als aber der Räuber lächelnd nach ihm blickte, so beruhigte er sich und dachte nur daran, was nun weiter werden sollte, und wie er mit dem Wagen wohl in die Stadt käme.

Nachdem sich Mausche eine kurze Zeit an dem Anblicke geweidet hatte, sagte er freundlich:

„Jetzt höre mich an, wie ich mein Wort als rechtschaffener Mann löse. Gehe auf den Pferdemarkt, der eine Viertelstunde von hier im Dorfe gehalten wird. Dort frage nach dem Schmied aus Weißenbach, der ein Roß hat, das er für zwanzig Louisd'or feil hält. Das Pferd ist im besten Falle nur fünfzehn werth; doch bewillige ihm nur getrost die zwanzig, um mich nicht zu lange warten zu lassen, denn du mußt wissen, daß ich so lange hier bei deinem Wagen bleibe, bis du mit dem Roß zurück seyn wirst. Also tummle dich, um bald wieder hier zu seyn."

Peter stand mit aufgesperrtem Munde vor dem also sprechenden Räuber. „Ja tummle dich! ist bald gesagt," dachte er bei sich, „wo aber das Geld hernehmen, um dem Schmied aus Weißenbach nicht nur den

Werth des Pferdes, sondern sogar noch fünf Louisd'or mehr zu bewilligen."

Der Räuber zog ihn bald aus diesen Betrachtungen, indem er in die Tasche griff und dem erstaunten Boten zwanzig blanke Goldstücke auf die Hand zählte, ihm nochmals die Weisung einschärfend, sobald als möglich zurückzukommen.

Peter eilte, was er konnte, davon, froh im Herzen. Er hatte bald den Platz erreicht, wo der Markt gehalten wurde. Der Schmied war ebenfalls bald aufgefunden, und nach kurzer Verhandlung trabte Peter auf seinem erkauften jungen Rappen dem Walde zu.

5.

Mit Dank erfülltem Herzen erblickte er den wackern Mausche, der noch immer bei seinem Wagen Wache hielt. Als er zu ihm kam, wollte er ihm danken, allein jener winkte ihm mit der Hand, damit er nicht unnöthige Worte machte. Das Wort erstarb ihm auch sogleich auf der Zunge, als er um sich blickte, und nun sah, daß die Gesellschaft sich bedeutend vermehrt hatte. Es lagen ungefähr acht bis zehn stämmige Kerle im Gebüsche, die sich nun nach und nach erhoben hatten und hinzugetreten waren. Jetzt fiel wieder eine Centnerlast auf des guten Peters Gewissen, denn er glaubte hiedurch die Gewißheit zu erhalten, daß das Gerücht wahr sey, und Mausche die Räuber anführe, welche die

Gegend seit lange schon so unsicher machten. Wem hatte er nun das nützliche Geschenk des schönen Pferdes zu danken? Mit welchem Gelde hatte er es gekauft? Was wird nun Mausche von ihm dafür verlangen? Sollte er vielleicht ein stillschweigender Genosse der Bande werden?

Mit diesen peinigenden Betrachtungen beschäftigt, war Peter seitwärts stehen geblieben und hatte gar nicht bemerkt, daß die Andern den Rappen eingespannt hatten und jetzt mit seinem Wagen nach einem andern Theile des Waldes fuhren. Er mußte wohl mit, er mochte wollen oder nicht.

Sie hielten nach einer Weile in einem Gebüsche, von dem sich unfern die Chaussee hinzog, banden hier dem Pferde einen Futtersack vor und lagerten sich auf dem Boden. Sie zogen Mundvorrath heraus und ließen sich's schmecken. Peter hatte trotz aller Anforderungen keinen Appetit.

Es war schon spät geworden, und sie lagen noch immer auf demselben Platze. Das Gespräch wurde immer heimlicher und stockte endlich ganz. Man schien mit großer Sorglichkeit auf etwas zu warten und wollte durch nichts seine Anwesenheit verrathen.

Plötzlich hoben sich die Bursche halb vom Boden; etwas, das sich nähert, spannt ihre Aufmerksamkeit. Mausche springt auf und gibt den Andern ein rasches Zeichen; dann beugte er sich lauschend vor, wie ein Tiger, der sich zu einem mörderischen Satze anschickt. Pe-

ter bleibt auf dem Boden und seine ängstlichen Blicke schweifen bald auf die Räuber, bald auf die Straße, die sich vor ihm hinzieht, in bänglicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Jetzt erblickt er einen Mann zu Pferde und der Athem vergeht ihm vollends, als er den Schmied erkennt, dem er das Pferd abgehandelt, sogleich aber auch Mausche aus seinem Verstecke hervorspringen sieht, und ihm ein donnerndes „Halt!“ entgegen rufen hört.

Die Andern, die gleich hinter ihrem Anführer erschienen, mochten den Schmied, der ein starker Mann war und sich gegen ein Paar gewiß vertheidigt haben würde, auf andere Gedanken bringen.

„Wenn du mit gesundem Leib nach Hause kommen willst,“ sprach Mausche Nudel mit Festigkeit, „so zahle uns zwanzig Louisd'or, sonst kommst du nicht von der Stelle. Wir wissen, daß du einen guten Handel gemacht hast, und das Geld mit dir führst. Darum spreize dich nicht und gib es her.“

Was sollte er machen? An Beistand von außen war nicht zu denken, und auf seine eigene Kraft konnte er sich hier nicht verlassen. Es blieb ihm also nichts übrig, als zu zahlen und betrübt seines Wegs zu ziehen.

„Jetzt habe ich mein Geld wieder und du hast dein Roß, das besser ist, wie dein altes!“ rief Mausche lachend dem ganz erstarrten Peter zu. „Damit ist aber mein Wort erst halb gelöst. Ich habe Gretel auch einen Mann versprochen, und der liebste wärst du ihr.

Aber dazu brauchst du Geld und ich will dir eins verdienen. Komm nur mit, und sieh, wie wirs machen!"

Peter glaubte sich zwar den höllischen Mächten verfallen; allein widersetzen konnte er sich dem Gebote nicht. Seufzend kutschirte er auf dem Wege hin, den die Räuber einschlugen, und es war schon ziemlich dunkel, als sie auf einem andern Platz im Walde angekommen waren, wo sie wieder seitwärts vom Wege Halt machten und mit gespannter Aufmerksamkeit und in größter Stille sich auf dem Boden lagerten.

6.

Nachdem sie hier eine ziemliche Weile gewartet hatten, rasselte ein Reisewagen aus der Ferne daher. Vier von den Räubern sprangen auf und fielen den Pferden in die Zügel, Mausche selbst riß den Schlag auf, während zwei andere sich des Postillions und des Bedienten auf dem Bock versicherten.

„Erschrecken Sie nicht, mein hochverehrter Herr," begann Mausche mit sanftem Tone den im Wagen Sitzenden anzureden, „daß wir es uns erlauben, Ihre Reise auf Etwas ungestüme Art zu unterbrechen. Allein erkennen Sie daraus, wie weit Kunstliebe getrieben werden kann. Es war uns nicht möglich, Ihrem letzten Concerte beizuwohnen, das Sie in der nahgelegenen Stadt zu hohen Eintrittspreisen gaben, und wir bitten

Sie, uns hier in freier Luft den Genuß zu gewähren, Ihre Kunst bewundern zu dürfen."

Der Reisende war in der That ein berühmter Sänger, der auf seiner Kunstreise viele Städte schon entzückt hatte, und noch zu entzücken im Begriffe stand. Er saß, in einen feinen Pelz gehüllt, in die Wagenecke gedrückt und berechnete eben, halb wachend, halb träumend, was schwerer wiegen möchte, sein Geld oder seine Lorbeeren, als er auf so unangenehme Weise gestört wurde.

Keines Wortes mächtig, zog er bestürzt Uhr und Börse und reichte sie dem Räuber hin, indem er dazu einige Sylben stammelte, die Gnade für sein armes Leben bedeuten sollten.

Mausche wies mit stolzem Lächeln das Anerbieten zurück und schob die Hand des Künstlers verachtend von sich.

„Wir wollen nicht Ihre Schätze, mein Herr, sondern Ihre Kunst," sprach er, — „ja, was noch mehr, wir wollen Ihnen nach unsern Kräften eine Belohnung bieten, wenn Sie unsern Wunsch erfüllen. Wir armen Kunstfreunde hören so selten etwas Schönes, daß wir jedes Mittel ergreifen, dahin zu gelangen. Also noch einmal: lassen Sie sich vor uns hören; unsere Bewunderung und unser Gold steht Ihnen zu Diensten; unser Beifall aber wird Ihren Ohren eben so schmeicheln, wie Ihre Brust eben so erheben können, als erschallte er in einem hell erleuchteten Theater."

Diese Worte hatten eine beruhigende Wirkung auf

den Künstler gemacht. Seine Eitelkeit fing an sich zu regen. Es fiel ihm ein, daß er einmal in dem Trauerspiel Coreggio eine Scene gesehen hatte, wo das Bild der heiligen Magdalena auf eine Räuberbande den günstigsten Eindruck ausgeübt. Warum sollte es nun ihm nicht vorbehalten seyn, eine ähnliche Wirkung durch seine Kunst hervorzubringen? Bekanntlich ist die menschliche Stimme das geeignetste Werkzeug, auf die Gemüther zu wirken. Dies überlegend erheiterte sich seine Miene, und den Kopf jetzt aus der Hülle des Pelzes erhebend, blickte er den vor ihm stehenden Mausche und die übrige Umgebung an.

„Noch einmal gesagt," nahm nun wieder der Räuber das Wort, „wir verlangen Ihre Kunst nicht umsonst, wenn wir gleich hier in den Wäldern wohnen, so wissen wir doch, was sich schickt. Wie viel erhalten Sie gewöhnlich für eine Arie?"

Dem Künstler wurde immer heiterer zu Muth. Er dachte sich mit einem Mal als den Helden eines interessanten Abenteuers, das von Journal zu Journal laufen würde und nicht wenig zur Verbreitung seines Ruhmes beitragen könnte. Von Räubern in einem Walde überfallen zu werden, nur in der Absicht, ihnen seine Kunst zum Besten zu geben, aus diesen verstockten, blutdürstigen Gemüthern eine sanfte Rührung hervorgelockt zu haben, die von ihnen empfangene Belohnung einer frommen Stiftung zu überweisen, Alles dieses schwellte dem Sänger die Brust, und er gerieth in jene unschul-

dige Extase der Theatermenschen, wo sie, ohne es selbst zu wissen, Komödie zu spielen anfangen. Er zerfloß in Rührung und brachte so viel Faseleien vor, daß dem listigen Mausche endlich die Geduld riß und er noch einmal fragte: „Ich bitte, mein Herr, sagen Sie mir, wie viel Sie gewöhnlich für eine Arie erhalten?"

„Ich lasse mich mit zehn Louisd'or abfinden, wenn ich einen Freund im Concerte unterstütze; Direktionen thu' ich's unter dreißig nie; wenn ich aber zweimal auftrete, so nehme ich zwei Drittheil der Einnahme, indessen" —

Er wollte noch weiter sprechen, als ihm Mausche rasch in's Wort fiel: „Mein Herr, ich glaube, daß Sie Ihre Verehrer auch wie Freunde behandeln werden. So viel können und wollen wir schon dran wagen. Wenn ich also bitten dürfte" —

Bei diesen Worten reichte er dem Sänger die Hand, um ihm aus dem Wagen zu helfen.

„Warum aussteigen?" sagte dieser, „die Nachtluft, der feuchte Boden, mein zartes Organ könnte leiden, und Sie würden mich nur halb hören, folglich auch nur halb bewundern können."

„Behalten Sie Ihren Pelz an," erwiederte lachend der Räuber, „und den kalten Boden wollen wir Ihnen erwärmen."

Im Augenblick zerstreuten die Räuber einen am Wege liegenden Haufen zerhauener Steine, breiteten sie ebnend aus und deckten dann Mäntel und Jacken darü-

der, so daß eine Art von erhöhter Scene dadurch bereitet wurde. Nach einigem Zögern und Sträuben stieg der Sänger aus, nahm seinen Platz ein und ließ seine Stimme im Walde erschallen.

War es nun aber, daß die innere Bewegung des Künstlers größer war, als es den Anschein hatte, oder war seine Kunst nicht so bedeutend, als sein Ruf, genug, seine Leistung war nur sehr schwach. Indessen überreichte ihm Mausche dennoch, als er geendet hatte, zehn Louisd'or mit einer höflichen Verbeugung.

Der Sänger nahm das Gold stolz und sprach, indem er es einsteckte: „Ich bedarf Eures Goldes nicht, mein Freund, doch verschmähe ich es nicht, um ein gutes Werk in Eurem Namen damit zu unterstützen. Wenn Ihr die Zeitungen leset," setzte er mit stets wachsendem Stolz hinzu, „so werdet Ihr finden, welchen Gebrauch ich von Eurer Gabe gemacht habe."

Damit wollte er in den Wagen steigen. Aber Mausche hielt ihn beim Arm zurück und sprach: „Nicht so, mein Herr, es war mir nicht bloß darum zu thun, Sie zu bewundern, sondern auch zugleich Ihr Urtheil zu vernehmen, da ich Sie natürlich als einen großen Kenner verehren muß. Auch wir bilden uns ein, ein wenig singen zu können. Erlauben Sie daher, daß wir Ihnen einen von unsern Chören vorsingen, um von Ihnen die Ermunterung zu erhalten, in unsern Uebungen fortzufahren; denn obgleich wir in der Gegend hier stets großen Beifall erhalten, so erlaubt es uns doch unsere

Bescheidenheit nicht, großes Vertrauen in unser Talent zu setzen."

Der Künstler stutzte ein wenig bei diesem Vorschlage, weil er irgend eine Finte dahinter vermuthete. Doch beruhigte er sich wieder, als er hörte, daß die acht Räuber, die sich indeß im Kreise gestellt hatten, sich nun wirklich anschickten, einen Chor ertönen zu lassen.

Man kann denken, daß dieser Gesang nicht eben kunstgerecht zu nennen war, vielmehr ein wildes Durcheinanderschreien, wie man es bei Gelagen in gemeinen Kneipen zu hören pflegte. Der Sänger, obgleich ihm die Ohren schmerzten und die Nerven stark angegriffen wurden, hielt es indeß für eben so gefährlich als unhöflich, seine Meinung zu sagen. Er nickte vielmehr während des kurzen Gesanges stets beifällig mit dem Kopf, trat dazu sehr hörbar den Takt, um den Leuten zur Richtschnur zu dienen, und erschöpfte sich in den ungemessensten Lobpreisungen, als sie geendigt hatten. Er athmete hoch auf, weil er nun glaubte, von der gezwungenen Pflicht eines ausübenden Künstlers, so wie Kunstrichters bei diesem nächtlichen Waldconcerte befreit zu seyn und seine Reise fortsetzen zu können.

„Mein Herr," nahm nun wieder der Räuber mit seiner kaltspöttischen Miene das Wort; „Sie können nicht glauben, wie sehr uns Ihr Beifall glücklich gemacht hat. Er ist natürlich viel mehr werth, als der, den wir Ihnen gespendet haben. Wir sind rohe Naturmenschen, Sie ein großer, erfahrener Meister. Unsere Kunst,

die Ihren Beifall errang, muß daher auch nothwendig die größere seyn. Wir sind aber weit entfernt, deshalb unsere Leistungen höher anzuschlagen, als Sie selbst die Ihrige. Auch wir begehren nur zehn Louisd'or für das Lied, das wir gesungen. Sie sehen, wir behandeln Sie auch als Freund. Um Ihnen in nichts nachzustehen, wollen wir jedoch das, was wir verdient zu haben glauben, ebenfalls einem wohlthätigen Zwecke weihen. Komm hervor, Peter!"

Peter, den wir indessen aus dem Gesichte verloren hatten, stand noch immer seitwärts neben seinem Wagen in Aengsten und Bangigkeit da. Auf den Ruf Mausches trat er näher.

„Sehen Sie," fuhr der Räuber fort, „dieser arme Junge hat ein Mädchen, das er ohne Geld nicht heirathen kann. Ihm geben wir das, was Sie uns geben, und somit sollen Sie Theil an einer guten Handlung haben."

„Mit Vergnügen," lispelte der Sänger, indem er die bereits eingesteckten Goldstücke wieder hervorzog und sie Mausche hinreichte.

„Nicht doch!" rief dieser. „Wie können Sie begehren, daß acht Künstler sich mit dem begnügen sollen, was ein einziger für sich in Anspruch nimmt. Ich habe erklärt, daß wir Sie als Freund behandeln und nicht mehr begehren wollen, als Sie von Ihren Freunden begehren. Da wir aber unserer Achte sind, so gehören uns auch achtzig Louisd'or, und damit glauben wir,

daß Sie das Vergnügen nicht zu theuer bezahlen, uns gehört zu haben.“

Man kann denken, wie sich die Züge des Enttäuschten veränderten. Er sah jedoch wohl ein, daß Mausche nicht im Sinne hatte, den Scherz weiter zu treiben, und als seine Bewegungen immer ungeduldiger wurden, so schien dem Sänger nichts anders übrig zu bleiben, als ein paar Röllchen Gold aus seiner Schatulle zu nehmen und dem Räuber zu geben, der sie dankend und ungezählt empfing. Zugleich wurden Pferde und Postillion frei gelassen und der Wagen rollte, wie von bösen Geistern gepeitscht, durch die Dunkelheit davon.

7.

Peter hatte nun lange seine Gretel gefreit, und der Widerwille, mit dem er anfänglich das dem Schmied und dem Sänger auf so launige Weise geraubte Geld angenommen, hatte wuchernde Zinsen getragen; denn er war fleißig in seiner Wirthschaft und sparsam. Sein Wille stand fest, von dem Erworbenen beiden Beraubten das Entwendete wieder zuzustellen. Dieser Gedanke hielt ihn aufrecht und ermuthigte ihn bei seinen Unternehmungen.

Eine andere Besorgniß, die er gehabt hatte, war, daß Mausche ihn jetzt wohl als Vertrauten behandeln und ihm zumuthen würde, mindestens ihm als Hehler gestohlener Sachen zu dienen. Allein der Räuber ver-

schonte ihn damit. Es schien, als mißtraue er grundehrlichen Gemüthern und als suche er seine Helfershelfer in einer andern Sphäre. Peter blieb von allen Zudringlichkeiten des Räubers gänzlich verschont und sah ihn nur selten mehr und auf kurze Augenblicke wieder. Die Summe war nun bald beisammen, um dem Schmied und dem Sänger, der indeß bei einem großen Hoftheater angestellt worden war, wieder erstattet zu werden. Das Gewissen Peters und seiner Frau wurde hiedurch vollständig erleichtert und sie lebten still und zufrieden noch viele Jahre.

Als Mausche Nudel aber eingefangen und zum Tode verurtheilt war, da konnten Beide, obgleich fromme und ehrliche Leute, sich nicht erwehren, dem Andenken des schweren Verbrechers bittre Thränen zu weinen, und Peter hatte sich auf dem Richtplatze eingefunden, um im entscheidenden Augenblicke für seinen unglücklichen Freund zu beten. Seine Frau konnte hiezu nicht Kraft gewinnen.

Der Bandit.

1.

Einige Miglien von Florenz lebte der junge Graf Carlo von F. auf seinem Schlosse in Gesellschaft seiner blühend schönen Gemahlin. Sie war die Tochter eines französischen Emigranten, der in Livorno ein Handlungs-Comptoir errichtet hatte. Obgleich von altem Adel, hatte die Noth ihn gezwungen, sich den Geschäften zu ergeben, und dieses war es, was ungeachtet der Vorzüge, die Geschlecht und Rang in der Gesellschaft ertheilen, die Verbindung mit dem Grafen F. dennoch in den Augen der vornehmen Welt als eine Mißheirath erscheinen ließ. Aus diesem Grunde wurde es denn auch von beiden Seiten vorgezogen, das freundliche Schloß am Abhange des Appennins dem Palaste in der Hauptstadt den Vorzug zu geben.

Zwei Jahre lebten die beiden Eheleute jetzt in ihrer holden Abgeschiedenheit. Sie liebten sich mit jener ehrlichen aufrichtigen Neigung, die ihren stillen, ruhigen Gang geht, mit jener lauen Liebe, die stets das wahre Glück der Ehe bilden soll, oft aber nur der ruhigen Oberfläche gleicht, die in ihrem Schoße wilde Wogen

verbirgt, welche vom leisesten Winde aufgerüttelt werden, und dann die Ufer überfluthen.

Blanche — oder wie man jetzt die junge Gräfin in ihrem neuen Vaterlande nannte — Bianca war durch eine Erzieherin aus der französischen Schweiz gebildet worden. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihr Leben Stunde für Stunde zu regeln, und glaubte, daß die erfüllte Pflicht die größte Freude der Welt sey, ohne daran zu denken, sie zu verschönern oder zu erhöhen. So wandelte sie durch's Leben in steter Beobachtung Alles dessen, was sie that, gleichsam als befände sie sich beständig in einem glänzenden Salon, von hundert Augen beguckt oder im steifen Sonntagsstaate auf der Promenade einer kleinen Stadt, wo dasselbe stattfindet.

Ihre Gouvernante hatte ihr oft die Gefahren vorgestellt, der ersten Eingebung zu folgen; sie war bemüht gewesen, ihr für alle Fälle des Lebens, die vorauszusehen waren, neben den Lehren der Weisheit und der Erfahrung auch jene Phrasen einzulernen, die in solchen Fällen gut zu benutzen sind. Ihr ganzes Leben war ihr auf solche Weise vorgezeichnet worden — mit einem Worte — sie hatte leben gelernt, so wie man tanzen, sticken und sich ankleiden lernen kann. Sie hatte die Hand des jungen Grafen angenommen, ohne ihn zu kennen; sie hatte nicht einmal geglaubt, daß es nöthig sey, sich von der Aufrichtigkeit seiner Neigung zu ihr zu überzeugen. Der Graf war mehrmals auf kurze Zeit in Livorno gewesen und dort in das Haus ih-

rer Aeltern gekommen, ohne daß Bianca seine Anwesenheit besonders bemerkt hätte. So schüchtern war sie. Die herrschende Sitte legte dem jungen Manne übrigens die Pflicht auf, sich mehr mit seiner zukünftigen Schwiegermutter, als mit seiner Braut zu beschäftigen. Bianca fühlte mithin für ihren zukünftigen Gatten nicht mehr und nicht weniger, als was sie für jeden andern empfunden haben würde, und als er nun wirklich ihr Gatte geworden war und von ihr begehrte, ihm in die Einsamkeit des Bergschlosses zu folgen, so gehorchte sie ohne Bedauern, wie ohne Lust. Sie betrachtete es als eine Prüfung, als die Erfüllung einer Mission, zu welcher sie sich lange vorbereitet hatte. Die Gouvernante hatte ihr ja gesagt, daß sie dazu bestimmt sey, die Gattin eines Mannes zu werden; wer dieser Gatte seyn würde, das war ihr gleich.

Der Graf Carlo F. war eine jener exaltirten Naturen, die sich das Leben stets anders träumen und ausmalen, als es sich in der Wirklichkeit gestaltet. Er konnte sich seine einstige Gattin nur als seine Herrin, als seine Geliebte denken. Der Aufenthalt in der großartigen, milden und einsamen Natur hatte seine Gefühle gesteigert und seine Empfänglichkeit für das Außerordentliche und Ungewöhnliche nur mehr entwickelt. Alles, was ihn in dem Wohnsitz seiner Voraltern umgab, wirkte mächtig auf seine geistige wie körperliche Kraft. Eine durchaus ritterliche Erziehung verlieh ihm eine Erhebung, die sich in Allem, was er that, aus-

sprach. Sein Stand, der ihn über die Bedürfnisse des Lebens erhob, überließ ihn einer glücklichen Unthätigkeit, welche nur durch häufiges Lesen romanhafter Schriften unterbrochen wurde. Er träumte von einer höheren Liebe.... von Leidenschaft.... von zu überwindenden Schwierigkeiten. Zu diesen Träumen gesellten sich bald Wünsche und Hoffnungen; allein ein edles Zartgefühl hemmte diesen Hang zum Abenteuerlichen, und er wollte sein Glück nur in der Ehe suchen. Seine Gattin sollte ihm dereinst alle Wünsche erfüllen, ihm Alles seyn.

Seine bejahrten Aeltern in ihrem adeligen Palaste zu Florenz ließen dem geliebten Sohne, dessen Sinn und Gemüth sie kannten, freie Wahl. Als Carlo die Tochter des Kaufmanns in Livorno gewählt hatte, waren sie es zufrieden, wenn er vorläufig den Hof meiden wollte. Carlo wünschte nichts mehr, als der Etikette überhoben zu seyn. Er stellte seine schöne Gattin den ehrwürdigen Aeltern vor, und entführte sie dann eilig auf sein Schloß im Gebirge, um mit ihr allein sein Leben zu theilen, und von ihr allein nur alle Freuden desselben zu empfangen.

Allein Carlo war noch jung; was er begehrte, begehrte er mit Glut, und diese verzehrte oftmals den gewünschten Erfolg, noch ehe er geboren war. In den ersten Tagen schon heftete er sich an seine Frau mit der ganzen Leidenschaft seines Alters, mit der ganzen Gewalt eines lange unterdrückten Wunsches, der jetzt mit einem Mal erfüllt wird. Bianca war ihm zum ersten

Mal als diejenige erschienen, welche alle jene erhabenen und erhebenden Eigenschaften in sich vereinigte, die seine Einbildungskraft in solcher Vollendung kaum zu träumen gewagt hatte. Und dieses Geschöpf war nun sein; er betete es an.

Da Bianca's Gouvernante ihr so ziemlich Alles vorausgesagt hatte, so überraschte sie nichts; sie ließ sich ruhig lieben, ohne zu wissen noch zu begreifen, wie groß das Glück sey; sie hatte keinen Wunsch, und mehr unterwürfig als glücklich, empfing sie die Zärtlichkeiten ihres jungen schönen Gatten.

Carlo's glühende Leidenschaft verhinderte anfänglich, die Kälte seiner Gattin zu bemerken; später hoffte er, daß seine Zärtlichkeit ihr etwas mehr Mitgefühl abgewinnen würde. So verging die Zeit. Seine Bestrebungen blieben fruchtlos, und an einem Tage erkannte er deutlich, daß alle seine Bemühungen bei dieser schönen, reinen und edlen Frau verloren seyen, und daß seine Liebe gegen ihre Marmorkälte vergebens ankämpfte. Zwei Jahre waren bereits seit ihrer Verheirathung verflossen, und er hatte von ihr noch kein Zeichen inniger Zuneigung empfangen.

2.

Es war Frühling. Jene himmlische Jahrszeit, die an den südlichen Appennin-Abhängen ihren holdesten Reiz entfaltet. Die Aeltern Carlo's waren auf kurzen

Besuch im Schlosse. Man hatte sich im großen Saale des Erdgeschosses versammelt, der eine zwar seltsame, doch wohlthuende Mischung von Altem und Neuem enthielt. Zu der Pracht, der aus Gemälden großer Meister bestehenden Wanddecoration, zu den goldenen Möbeln des vorigen Jahrhunderts gesellten sich auch weiche, bequeme Armsessel, Arbeitstischchen mit den verschiedenartigsten Mappen und Albums belegt, Stehspiegel und Etagèren, wie sie ein neuerer Luxus bedingt, welche den größten Theil des inneren Raumes anfüllten. Zu diesem paßten die Menschen, die der Saal versammelt hatte, vollkommen. Carlo's Aeltern, die alten toskanischen Edelleute, mit dem aristokratischen Gepräge ihrer Zeit, der junge Graf im glühendsten Colorit der Gegenwart, und Bianca, das schön gemeißelte Marmorbild.

Schon seit frühem Morgen saß Bianca über eine Stickerei gebückt, die sie mit vieler Kunstfertigkeit ausführte; Carlo's Mutter ging auf und ab, sah nach ihrer Uhr und ergriff dann ein altes Zeitungsblatt, um den Faden ihrer Lektüre, so gut es gehen konnte, wieder anzuknüpfen. Der alte Graf sah still und unverrückt in's Leere; seine Gedanken schweiften wahrscheinlich in die Vergangenheit. Carlo hatte sich in einen großen Lehnstuhl gestreckt und hielt ein Buch in der Hand. Allein wie emsig er auch seine Augen auf die Zeilen heftete, so schienen seine Gedanken doch eine andere Richtung als der Autor zu nehmen. Seine Blicke erhoben sich; er richtete sie auf Bianca. Ihre unbe-

wegliche Ruhe machte ihn traurig. Alles war gescheitert, was er versucht hatte, das Gefühl dieses Weibes zu beleben, zu entwickeln. Da saß sie, ein unbegreifliches Räthsel, das ein Tag wie der andere wieder sah. Bittere Reue schlich sich in Carlo's Gemüth, und der Wunsch nach Glück wurde lebhafter in ihm. All sein Leben lag in Zärtlichkeit, in Liebe, in wechselseitiger Zuneigung! Sollt' es ihm denn stets unmöglich bleiben, diese Sehnsucht zu befriedigen?

In der Jugend kennt man das Wort „unmöglich" nicht. Carlo war noch jung. Aber durch welches Mittel durfte er hoffen, zum Ziele zu gelangen? Dieser Gedanke und nur dieser allein erfüllte ihn.

Er würde sich mit wahnsinniger Tollkühnheit jeder Gefahr entgegengeworfen haben, hätte er hoffen können, in seiner Gattin dadurch eine günstige Gemüthsbewegung zu erregen. Allein alle Versuche, die er mit diesem Galvanismus der Liebe unternommen hatte, waren ungünstig für ihn ausgefallen; die Seele seiner Gattin schien gleichsam durch Erziehung zusammengewickelt und gebunden; nur eine gewaltsame Krise konnte hier Luft schaffen. Wie aber sollte man diese Krise herbeiführen?

In solchen Gedanken versenkt, antwortete er nur einsylbig auf die von seiner Mutter an ihn gerichteten Fragen, die, ohne seine sorgenvolle Stimmung zu bemerken, ihn mit den gleichgültigsten Dingen quält, vom Wetter oder von den Jagdhunden spricht und ihm Pflichten gegen die Nachbarschaft in's Gedächtniß rufen will.

Plötzlich scheint ein Gedanke in Carlo's Kopf zu entstehen, der seinen Zügen einen wunderbaren Schein verleiht.

Die alte Gräfin wischte ihre Brille ab und legte die Zeitung bei Seite.

„Du wirst schönes Wetter haben zu deiner morgigen Reise, Bianca," sagte sie in gemessenem Tone.

„Und wann soll es fortgehen?" fragte Carlo.

Bianca zog langsam den Faden an der Nadel in die Höhe und erwiederte, ohne ihren Gatten anzublicken: „Wann es dir gefällig ist, Carlo."

„Es thut mir leid," sagte Carlo aufspringend und an's Fenster tretend; „allein ich werde dich nicht begleiten können, denn ich habe morgen ein kleines Geschäft, das ich unmöglich aufschieben kann."

„Ein kleines Geschäft, das sich dennoch nicht aufschieben läßt?" fragte die alte Gräfin forschend.

„Wären meine Aeltern nicht von meiner Ankunft vorbereitet, so würde ich gern meine Abreise aufschieben; so aber könnten sie meinetwegen besorgt seyn, wenn ich ausbliebe," sprach Bianca.

„Du hast recht, ich komme dir nach. Du wirst die kleine Reise ohne Abenteuer zurücklegen können," sagte Carlo, indem er sich zum Gehen wandte. „Wann reisest du ab?" fragte er noch schnell.

„Kannst du denn aber das Geschäft nicht noch heute beendigen?" fiel die Mutter ein.

„Unmöglich! ich will die Befehle ertheilen, daß Alles

bereit sey. Wenn du in den Frühstunden aufbrichst, so kannst du vor dem Ave Maria bei den Deinen seyn," sagte Carlo.

Bianca nahm es hin mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit; ihr Gatte aber, dessen Bewegung ihr entgangen war, verließ schnell das Zimmer.

„Was muß er für ein Geschäft haben?" fragte die alte Gräfin. „Weißt du denn nichts davon, Bianca?"

„Nein, Mama; vielleicht mit den Pächtern," erwiederte diese, und ohne weiter darüber zu denken, vollendete sie die Blume, die sie angefangen hatte.

Am andern Morgen um zwei Uhr, als ein erfrischender Wind durch die Baumwipfel zog, stand Carlo am Reisewagen seiner Frau, um Alles selbst zu überwachen. Nachdem er sie in den Wagen gehoben, ließ er Lorenzo, seinen treuen bewährten Kammerdiener, zu dem Kutscher sitzen, und ihr die Hand reichend, rief er ihr ein freundliches Lebewohl zu.

3.

Das Wetter war vortrefflich und der Wagen rollte bereits anderthalb Stunden. Die Frühlingstage wuchsen schon, allein sie waren noch nicht lange; noch herrschte Dämmerung.

Die Straßen in Toscana werden ihrer Sicherheit wegen vor allen andern in Italien hoch gerühmt; allein wer möchte dafür stehen, daß aus den benachbarten Staa-

ten verscheuchtes Gesindel sich durch die Päſſe der Appenninen auch bis hieher ergöſſe. Der reiſenden Dame war indeß kein Gedanke daran gekommen. Ihre vollständige Sorgloſigkeit hatte ihr einen angenehmen Schlummer zu Wege gebracht, deſſen Freuden ſie genoß.

Der Weg zog ſich durch eine hohle Gaſſe, die von Gebüſchen begränzt war. Weit und breit keine Wohnung. Der Ort war wie zu einem Ueberfall geſchaffen. Auch der Kutſcher mochte ſchlafen; die Pferde zogen langſamer. Plötzlich wird der Wagen von ſechs vermummten Männern angehalten, in deren Gürtel Waffen blitzen. Der Kutſcher erwacht; der Kammerdiener ſchreit, man hört ein paar Schüſſe, die glücklicher Weiſe Niemand treffen. Bianca fragt ängſtlich bebend, was dies Alles zu bedeuten habe? Da naht ſich ihr der Hauptmann der Bande — ein wirklicher Räuberhauptmann, wenn es je einen gab — bei ſeinem Anblick wird Bianca ohnmächtig.

Wie ſie zum Leben erwacht, war die Sonne noch immer nicht aufgegangen. Eine kühle Dämmerung ruhte auf allen Gegenſtänden. Sie lag auf dem Graſe und hörte das Murmeln eines Bergbaches neben ſich. Ein ſchöner hoher Mann kniete neben ihr. Aus allen ſeinen Bewegungen ſchien die regſte Theilnahme für ſie zu ſprechen. Es war gewiß, daß er ſich ihrer angenommen hatte, um ſie wieder in das Leben zurückzurufen.

Er war glänzend gekleidet; lange Haare, ein großer Schnurrbart, ſtark gezeichnete Augenbraun und ein mäch=

tiger Bart verbargen fast seine Züge und fügten dem malerischen Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit einen bedeutenden Reiz hinzu. Bianca würde ihn mit Bewunderung angestaunt haben, wenn sie nicht in ihm den Räuberhauptmann erkannt hätte, der vor Kurzem ihren Wagen überfiel.

Mit einem durchdringenden Schrei bedeckte sie ihre Augen mit beiden Händen.

„Beruhigen Sie sich, Signora," sagte er leise, mit unbestimmtem Tone, „und fürchten Sie nichts von mir. Nur bin ich hier bedroht; denn Sie haben mich überwunden. Ja, ich hatte schreckliche Absichten auf Sie, allein eine mir unbekannte, höhere Macht hat Alles vereitelt. Indem ich Ihre edle schöne Gestalt so leblos vor mir da liegen sah, regte sich etwas in mir, das ich nie gefühlt und das ich Besorgniß, Mitleid, Liebe nennen möchte, jedoch aus Scheu vor mir selbst nicht so zu nennen wage. Ich vergaß meine Vorsätze, meine Wünsche und dachte nur an Sie. Ich verabscheue in diesem Augenblicke Alles, was noch vor wenigen Minuten meine Seele glutvoll umfaßte. Ich begreife nun, was Liebe ist. Ich will Ihnen meine Achtung, meine Huldigung darbringen, als wenn Sie mir einst angehören könnten. Ja, ich will mir denken, daß es mir möglich seyn würde, Sie zu verdienen. Als Sie noch ohnmächtig vor mir lagen, da gelobt' ich es, mich zu bessern, mich Ihrem Dienste zu weihen. Ich flehe, bestimmen Sie über mich, über mein Leben."

Bianca, die kalte unempfindliche Bianca, wußte nicht, was sie dem liebeglühenden Italiener antworten sollte. Ihre Ueberraschung hatte sie fassungslos gemacht. Sie ist nur im Stande, ihn zu bitten, sie ihre Reise fortsetzen zu lassen. Er willigt ein. Der Wagen steht unfern von dem Platze, wo sie sich befanden. Ein unbekannter Kutscher, ein unbekannter Bedienter ersetzen des Grafen Leute. Sie erinnerte sich, Schüsse gehört zu haben; sie fürchtet für das Leben der Armen, allein sie wagt nicht, eine Frage an den fürchterlichen Räuberhauptmann zu richten, der mit großer Höflichkeit sie in den Wagen hebt.

„Wohin wünschen Sie geführt zu seyn?"

Sie nennt ein Landhaus, das ihr Vater in der Gegend von Livorno besitzt.

„Versprechen Sie mir, Niemanden das Geheimniß zu enthüllen, das zwischen uns herrscht," sagt der Räuber. „Wenn Sie jemals mich verriethen, so schwöre ich es, daß meine Rache ohne Gränzen seyn soll!"

Mit diesen Worten grüßt er sie voll Anstand, wirft den Kutschenschlag zu, sagt dem Kutscher ein paar Worte, und die Pferde rennen mit Windeseile davon.

Die herrlichste Sonne beschien ihren Weg. Der Wagen rollte durch die freundlichen, volkreichen Städte Toscana's. Allein Bianca, die ihre Angst nicht mehr los werden konnte, sah und hörte fast nichts. Die Pferde wurden mit Blitzesschnelle gewechselt, allein nirgends ward angehalten. So war der Tag schnell verstrichen,

die Dunkelheit brach schon wieder herein, und ihre Angst war wieder im Wachsen. Welchen Glauben sollte sie den Versprechungen eines Banditen beimessen? Wohin führte man sie? Ihre Phantasie, die sonst so träge war, regte sich nun plötzlich mit Macht, und tausend Vorstellungen, eine fürchterlicher als die andere, keimen in ihr empor. Sie fühlt ihre Seele tief im Innersten erschüttert; es ist zum ersten Mal, daß sie es fühlt. Sie erkennt es, welche Krise ihr bevorsteht. Allein hülflos, auf gänzlich unbekannter Straße, dem Willen eines Banditen überlassen, aus dessen Gewalt sie nichts zu entreißen vermag, welche Lage! Sie kann weder entfliehen, noch sich jemand anvertrauen. In der Angst ihres Herzens hatte sie gar nicht bemerkt, daß die vorsorgliche Hand des Räubers sie mit Wein und Lebensmitteln in ihrem dahin rollenden Gefängniß versehen hatte. Ihre Blicke fallen ängstlich durch die Fenster; die Gegend erscheint so öde; nur dann und wann erschienen einige Bauern, welche die Zeichen, die sie ihnen macht, nicht verstehen. Der Wagen scheint im Kreise zu fahren, oft nimmt er seinen Weg quer durch Felder; die Rosse fliegen.

Bianka sucht vergebens die Gegend zu erkennen; wie oft sie auch schon sie gesehen, ihr von Angst und Besorgniß gequälter Geist vermag sich nicht zurecht zu finden.

Da plötzlich sieht sie Bäume, und es wird lichter um sie. Ja, das ist die Allee, die zum Landhause ihres Vaters führt; sie erkennt den Ton der Dorfglocke; sie

erblickt das Dach des Hauses, dies ist keine Täuschung; sie ist gerettet. Der Wagen hält; der Räuber öffnet ihr den Schlag; er selbst hat sie begleitet.

Sie öffnet den Mund, allein er gibt ihr ein ernstes Zeichen, zu schweigen, drückt einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand und eilt mit Blitzesschnelle davon, die junge Gräfin, den Wagen, die Pferde vor dem Landhause zurücklassend.

Das Rollen des Wagens hatte die Bewohner herausgelockt, und man war freudig erstaunt, Bianca zu sehen, denn Lorenzo der Kammerdiener war mit dem Kutscher bereits lange angekommen, um den gehabten Unfall zu berichten. Man hatte die bewaffnete Macht aufgeboten, um die Gegend zu durchstreifen.

Man umgibt sie; ein jeder will sie ausforschen; allein sie weiß nichts zu sagen, als daß sie ohnmächtig geworden war und durch die Bemühungen eines Räubers zu sich selbst gebracht, von ihm selbst hieher geführt wurde. Daß er jetzt entflohen sey, und daß sie selbst nicht wisse, wie sich dies Alles so plötzlich und räthselhaft zugetragen.

Der Zustand der schönen Reisenden verlangte Ruhe, und sie wurde alsbald auf ein Zimmer gebracht. Ihre Sinne waren jedoch so heftig aufgereizt, daß sie die ganze Nacht schlaflos zubrachte. Das Bild des jungen Räubers kam nicht aus ihrer Seele.

4.

Am andern Morgen erschien Carlo. Mit großer Theilnahme läßt er sich von seiner Gattin alle Umstände der schrecklichen Begebenheit mittheilen. Sie sagt ihm Alles, bis auf die Scene am Bache. Bianca hatte ja dem Räuber Verschwiegenheit gelobt.

Das Gefühl des Schreckens ersetzte nunmehr die Freude, Bianca nach überstandener Gefahr gerettet zu sehen. Um die schöne junge Frau zu erheitern, nimmt man sich vor, den ganzen Vorfall scherzend zu behandeln. Carlo selbst gefällt sich darin, dem Räuberhauptmann alle geistigen und körperlichen Vorzüge zu leihen, welche die alten Volkssagen den italienischen Banditen beizulegen pflegen. Carlo poetisirt auf solche Weise auch den, der seine Gattin überfallen. Bianca scheint diesen Späßen mit Vergnügen zuzuhören.

„Du hast den Menschen unglücklich gemacht — du hast ihn verführt," spricht Carlo lachend zu seiner Frau.

„O nicht doch!" erwiederte sie, in den Scherz eingehend, „er hat mich ja heimgeschickt."

Besuche drängten Besuche, und das Abenteuer mit den Räubern muß jeden Tag mehrmals wiederholt werden. Graf Carlo selbst hatte sich auf die Spähe begeben; der Räuberhauptmann ist durch seinen Muth und sein ausgezeichnetes Benehmen, so wie durch die Mannzucht, die er in seiner Bande aufrecht erhält, hinlänglich bekannt. Es ist ein epischer Charakter durch und durch. Car-

lo's lebhafte Einbildungskraft bemächtigt sich dieses romantischen Gegenstandes. Er leiht dem, was er hörte, Leben und gibt ihm Gestaltung. Er unterhält ihn, ihm Züge von Tapferkeit und Großmuth anzudichten und sie zu erzählen. Bianca, obgleich scheinbar gleichgültig, hört doch mit Interesse zu. Ist sie allein, so empfindet sie ein beunruhigendes Gefühl, das nicht blos Neugier ist. Der Mensch hat sie magnetisch berührt; sein Bild herrscht in Allem, was sie empfindet; sie kann ihn nicht vergessen. Sein Benehmen, seine tiefe, etwas dumpfe Stimme, der Ausdruck seines ganzen Wesens haben einen unauslöschbaren Eindruck auf sie gemacht. Nachts im Traum sieht sie den Räuber. Oft ist er sanft und zärtlich; dann aber erneuert sich das Entsetzen, das sein erstes Erscheinen begleitete; sie träumt, daß er sie überfalle, daß er sie bedrohe, aber der wirre Traum läßt ihn dann wieder als ihren Retter erscheinen, der kein Räuber mehr ist.

Die heftigen Gemüthsbewegungen, die das Abenteuer in ihr erregt hat, erwecken zugleich tausend geistige Kräfte und Fähigkeiten, die bisher von ihr ungekannt schlummerten. Ihre Gleichgültigkeit, ihre gesetzte Kälte sind in Rührigkeit, in Neugier umgewandelt. Sie ahnet ein anderes Leben, als das einförmige, das sie bis jetzt geführt hat. Sie fühlt, daß es etwas Reizenderes gebe, als die gleichförmige Erfüllung sogenannter Pflichten. Die großartigen Gefühle der Angst und des Schreckens, die eine plötzlich hereinbrechende Gefahr in

ihr zum Ausbruch kommen ließen, verkünden ihr das Daseyn einer Seele, von dem sie früher keine Ahnung hatte.

Dies neue Leben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Anforderungen und seiner Wissenschaft erfüllte die junge Frau ganz und ihr Geist war begierig geworden, zu forschen. Eine neue Welt lag vor ihrem Blicke enthüllt da; sie wollte sie kennen lernen. Allein von einem Instinkt geleitet, verbirgt sie vor aller Welt ihre Wünsche; sie begnügt sich, im Stillen zu beobachten und darüber nachzudenken.

Diese geheimnißvolle Neigung macht ihr die Einsamkeit werth. Sie hatte nie noch ihren Reiz so empfunden. Nach dem Abendsegen, wenn Carlo sich zurückgezogen hat, liebt sie es, auf den schönen Terrassen des Gartens zu spazieren. Dort allein mit der Natur sucht sie innigere Beziehungen mit derselben anzuknüpfen. Eine neue Sprache vernimmt sie in ihrer Seele; eine vertraute innige Poesie schaukelt sie sanft in eine unbestimmte gränzenlose Traumwelt hinüber. Dies Alles hat sie sonst nie gekannt.

Sie glaubt ihrem Gatten gefällig zu seyn, wenn sie jene Bücher liest, die er ihr seit einiger Zeit öfter bringt, als ob er die geheime Stimmung ihres Wesens eriethe. Sie fühlt, daß diese Bücher ihr ein Vergnügen verschaffen, das ihr früher gleichfalls unbekannt war. Wie kann sie sich jetzt für die Heldin einer Geschichte doch so warm interessiren? Sie begreift das Verbrechen und weiß die Macht der Leidenschaft zu würdigen.

5.

So waren Monate vergangen.

Graf Carlo erschien eines Tages, um mit seiner Gattin am andern Morgen nach seinem Gebirgsschlosse zurückzukehren. Bianca wollte noch diesen Abend auf ihrem einsamen Spaziergange alle jene Orte wiedersehen, wo sie den schönsten Träumereien ihres Lebens nachgehangen. Sie wollte ihnen ein Lebewohl sagen, ehe sie sie auf lange verließ.

Der Mond warf ein zweifelhaftes Licht durch dicke Wolkenschichten; die Luft war mild, fast heiß; es war die schönste Jahreszeit in dem glücklichen Lande. Hin und wieder schritt ein einzelner Mensch durch die hohen duftigen Gänge des Parks. Die Fenster des Landhauses standen geöffnet und von Lichtern erhellt; man vernahm das verworrene Gemisch der Stimmen seiner Bewohner. Alles verkündete ein sich bewußtes Leben inmitten der Ruhe der Natur. Es war einer jener schönen Spätabende, die der Himmel manchmal den Menschen wie ein erhabenes Schauspiel zum Besten gibt. Bianca hatte noch niemals diese himmlische Gewalt so bewundert. Dies Gefühl trieb sie noch mehr der Einsamkeit zu. Sie entfernte sich aus der Nähe des Hauses und setzte sich in ein blühendes Gebüsch, das sie mit tiefem Schatten umgab. Ein leises Geräusch stört sie, sie wendet den Kopf, und ein Schrei will aus der Brust dringen, der jedoch bald erstickt wird.

Der Bandit liegt vor ihr auf den Knieen und der ganze Ausdruck seines Wesens scheint sie zu bitten, ihn nicht zu verrathen.

„Habe Dank,“ stammelte er.

Sie wollte fliehen.

„Fürchten Sie nichts. Ich verlasse Sie,“ sagte er, indem er aufsprang. „Wie kann mein Anblick Ihnen Abscheu einflößen, da ich ja nur Ihnen angehöre.“

Als er sah, daß die junge Frau zitternd und in großer Verwirrung vor ihm dastand, wandte er sich lebhaft zum Gehen, und sein Haupt senkte sich wie in tiefer Bekümmerniß.

Bianca sank auf die Bank im Gebüsche nieder. Tausend Betrachtungen zogen ihr durch den Kopf. Was sollte sie machen? Schreien? um Hülfe rufen? Welche Schändlichkeit! Auch waren die Mittel zum Rückzuge wahrscheinlich für den Banditen gehörig vorbereitet. Man würde ihn nicht gefangen haben. Zugleich fühlte sie die ganze Wichtigkeit des Bekenntnisses, das man sie öffentlich abzulegen nöthigen würde. Daher schwieg sie — und nahm sich vor, ihrem Gatten unter dem Siegel des Geheimnisses Alles zu sagen und ihn um seinen Rath zu bitten.

Als sie mit diesen Planen ein wenig im Reinen war, blickte sie auf; aber die Erscheinung des Räubers war ihr wie ein Traum verschwunden.

6.

Am andern Morgen, als sie mit vollem Herzen sich ihrem Gatten nahete, fand sie ihn so schlecht aufgelegt, daß sie es nicht wagte, ihren Plan auszuführen.

Graf Carlo sagte, daß man ihm gemeldet habe, das Haupt der Banditen streife in der Umgegend. Er war entschlossen, ihn nach der vollen Strenge der Gesetze verfolgen zu lassen und hatte bereits das Gesuch an die Behörden gestellt. Bianca fühlte, wie bei dieser Eröffnung ihre vertrauensvolle Beichte ihr auf den Lippen erstarb.

Zwei Tage später befand sie sich bereits wieder auf dem Schlosse am Fuße der Appenninen, das ihrem Gatten gehörte. Am ersten Morgen, als sie zu ihrer Toilette trat, fand sie einen Zettel von fremder Hand geschrieben, der diese Worte enthielt:

„Fürchten Sie nichts, Signora; Sie stehen unter dem Schutze des edelsten Gefühls, das Sie einzuflößen wußten. Der Unglückliche, den Sie erhoben und geadelt haben, fordert nichts von Ihnen, als die Erlaubniß, sie manchmal zu sehen. Ihr Anblick wird ihm Kraft und Muth verleihen. Er bedarf ihrer, um auf dem Wege der Besserung zu beharren, den er eingeschlagen hat von dem Augenblicke an, daß er Sie kennen lernte. Seine Gegenwart darf Sie nie erschrecken; nur er hat zu fürchten! Sein Leben steht in Ihrer Hand. So oft er Ihren Blicken erscheinen wird, kann ein Wort, ein

Wink ihn den Schergen des Gesetzes ausliefern. Sehen Sie in dieser Hartnäckigkeit nur den Ausdruck seiner Verehrung und entnehmen Sie daraus, wie glücklich er sich fühlen muß, Ihnen etwas zu verdanken zu haben."

Im ersten Augenblick gedachte Bianca, dieses Schreiben ihrem Gatten einzuhändigen. Sie eilte in sein Zimmer; allein der Kammerdiener benachrichtigte sie, daß der Graf nach einer entfernten Meierei geritten sey und dort übernachten würde.

Sie entfernte sich besorgt und nachdenklich, da sie nicht wußte, wie sie sich aus der seltsamen Lage ziehen sollte, in die sie gerathen war. Sie fühlte, daß sie ihrem Manne Alles gestehen müsse, daß er allein ihr natürlicher Vertrauter war, und daß sie alles im entgegengesetzten Falle von seiner Eifersucht zu befürchten habe. Durch seine Abwesenheit gewann sie Frist, bis zum andern Morgen zu überlegen, und sie tröstete sich endlich damit, daß die Zeit ihr hülfreich seyn würde, ein Mittel zu entdecken, um dieser Verlegenheit zu entkommen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht dachte sie darüber nach, und der nächste Morgen erschien, ohne daß sie etwas beschlossen hatte.

In heftiger Unruhe kleidete sie sich an, um zum Frühstück zu gehen, als sie — diesmal auf ihrem Schreibtische — einen ähnlichen Zettel, wie den ersten fand. Er enthielt neue Versicherungen, daß sie nichts zu fürchten habe und Bitten, nichts zu verrathen. Allein man drohte ihr, daß, wenn sie der Bitten ungeachtet dennoch

das Geheimniß des Räubers verrathen würde, Graf Carlo als erstes Opfer der Rache fallen müsse. Wenn sie aber im Gegentheile das große Geheimniß verschwiege, so würde derjenige, der sie liebte, über ihr Leben und das Leben der Ihrigen wachen.

Die Furcht, ihren Gatten der augenscheinlichsten Gefahr bloszustellen, bestimmte sie, das Geheimniß zu verschweigen, obgleich es bedeutend sich durch die Correspondenz complicirte, die der Unbekannte mit ihr anknüpfte, obgleich sie ihm jede Antwort standhaft verweigerte.

Kein Tag verging, an dem sie nicht einen Brief gefunden hätte, ohne daß irgend jemand im Hause davon Kunde erhielt. Jedes Schreiben enthielt neue Drohungen, wie neue Betheuerungen, und die Bekenntnisse eines leidenschaftlich liebenden Herzens.

Einige Male war ihr der Mensch wie im Fluge erschienen; manchmal ging er im Gebüsch vorüber, manchmal sah sie ihn in der Ferne gleichsam sie erwartend stehen und dann pötzlich wieder verschwinden. Es kam ihr vor, als wollte er sie an seinen Anblick gewöhnen, und in der That gelang ihm dieses in dem Grade, daß sie es recht sehr wünschte, einmal wieder mit ihm sich unterreden zu können, um sich gegen ihn ernstlich auszusprechen. Sie glaubte, daß es ihrer Ueberredungskraft gelingen würde, ihn für immer von sich zu entfernen. Aus diesem Grunde ging sie oft allein in den verstecktesten Gängen, an den äußersten Gränzen des

Parks. Sie mußte diesem Zustande entfliehen, der sie wider Willen gänzlich in Anspruch nahm, das fühlte sie immer mehr.

Es war ein später Abend; sie hatte den Nachmittag die letzten spannenden Kapitel eines neuen Romans beendigt und war mit dem unbestimmten Verlangen, den Räuber zu treffen, in den Park hinabgestiegen. Die fliehenden Wolken und der Wind, der durch die Wipfel sauste, kündigten ein Gewitter an, und der Gedanke an ihren Gatten, der seit dem frühen Morgen auf der Jagd war, hatte in dem Augenblicke jeden andern entfernt, als sie plötzlich durch den Anblick des Räuberhauptmanns überrascht wurde, der schöner, edler, aber auch unterwürfiger als je, sich an ihrer Seite befand. Wie oft hatte sie seine Gegenwart herbeigewünscht! wie oft hatte sie seine Briefe gelesen, die sie gewiß unerbrochen zurückgeschickt haben würde, wenn sie seine Adresse gewußt hätte, und die sie endlich aus Pflicht lesen zu müssen glaubte, um irgend einer Gefahr vorzubeugen, die ihrem Mann drohen könnte. Alles dieses hatte ihr nach der ersten Ueberraschung die nöthige Fassung verliehen, das Gespräch mit ihm zu unterhalten.

Zuerst suchte sie ihm zu erklären, daß sie es für Pflicht halte, jede Verbindung, und sey sie noch so unbedeutend, mit ihm abzubrechen. Aber der junge schöne Mann schilderte ihr mit einer Glut der Leidenschaft und einer so meisterlichen Beredsamkeit, die Bianca bis jetzt nur aus

Romanen kannte, seine Zärtlichkeit, sein Unglück und seine edeln Vorsätze, daß sie davon gerührt wurde.

Nach einigem Kampfe jedoch war sie wieder fester als je entschlossen, von ihm zu fordern, daß er sie meiden solle. Sie sprach ernste Worte zu ihm; da hörte man nahende Schritte; sie wurden überrascht; der Räuber entfloh.

Ein Bedienter war es, welcher der jungen Gräfin die verspätete Ankunft einiger Verwandten meldete, die sie im Schlosse erwarteten.

7.

„Morgen!" hatte der fliehende Räuber Bianca zugelispelt, und dies Wort tönte in ihrem Ohre wie in ihrem Herzen wieder. Wird sie morgen das Versprechen von ihm erhalten, das er ihr heute noch verweigert hatte? Sie wagte es fast nicht, daran zu glauben. Was sollte sie aber thun? Sie beschloß am folgenden Abende, sich nicht zum Stelldichein zu begeben und blieb den ganzen Tag über unter dem Vorwande des Unwohlseyns im Schlosse.

Als sie aber Abends ihr Schlafgemach betrat, fand sie ein Billet auf ihrem Tische, das folgende Worte enthielt:

„Sie kamen nicht und beraubten mich des Vergnügens, Sie zu sprechen. Ich werde Alles erfüllen, was Sie von mir verlangen. Ich werde nie wieder an Sie schreiben. Nur das Einzige versprechen Sie mir, mich morgen noch einmal zu sprechen. Was fürchten Sie? Sind Sie nicht meine Gottheit, und ist Ihre Macht

wohl kleiner, als die Macht Gottes über den Menschen?"

Die Hoffnung, endlich das von ihm zu erhalten, was sie wünschte — Ruhe vor seinen Nachstellungen — und ein nicht eingestandener Zug des Gefühls ließen Bianca dem Wunsche des Banditen nachgeben. Mit anbrechendem Abende durchstrich sie die schattigsten Gänge des Parks; doch blieb sie diesmal dem Schlosse etwas näher, damit sie weniger ängstlich seyn dürfte.

Sie fand den schönen Räuber schon dort.

„Sie haben mich besiegt," sagte er; „ich werde nicht wieder schreiben; denn ich bin Ihr Sclave für ewig, und was Sie wollen geschieht. Nur eine Bedingung erlaube ich mir zu stellen: Ich will Sie sehen. Ich schwöre es bei dem Heiligsten, bei Ihnen, ein Wort, ein Blick wird mir genügen. Nur manchmal, hier, an dieser Stelle will ich Ihnen sagen dürfen: Bianca! ich bin noch immer ein edler Mann, ich beharre im Guten, das Sie mich gelehrt! Die Liebe, die Sie mir einflößten, hat meine Seele ganz erfüllt. Machen Sie aus mir, was Sie wollen, einen Karthäuser, einen Helden, einen Märtyrer, einen Gott, Sie vermögen Alles. Allein wissen Sie auch, daß an dem Tage, wo mich diese Liebe verlassen wird, wo ich genöthigt seyn werde, ihr zu fluchen, ich wieder so elend seyn werde, so verworfen, als ich war, ehe ich Sie kannte. Ich werde meinen Haß auf Alles werfen, was Ihnen theuer ist, ja auf Sie selbst. Und wenn ich dann eine schreckliche Rache vollzogen haben werde, dann soll unmittelbar mein Tod dem Ihrigen folgen."

Die letzte Worte, die er dumpf und nach einer bemessenen Pause vorbrachte, schienen das ganze Wesen des jungen Mannes verändert zu haben. So viel es die Dunkelheit gestattete, hatte sein Ausdruck etwas Entsetzliches angenommen; Bianca erkannte in ihm den Räuber wieder, der ihren Wagen im Hohlweg überfiel; sie vergaß mit einem Male, daß der Mann vor ihr stand, zu dem sie sich in stillen Augenblicken auf seltsame Weise hingezogen gefühlt hatte. Jetzt war es wieder der Ausgestoßene, der Bandit, der vor ihr stand.

Entsetzt floh sie aus dem Park dem Schlosse zu.

Ehe sie in die Halle trat, blieb sie stehen, da sie besorgte, daß ihre Aufregung bemerkt werden könnte. Um sich zu erholen, ging sie die Terrasse einige Male auf und ab. Sie hörte die Stimme ihres Gatten, und bald darauf trat er ihr mit den Worten entgegen:

„Bist du noch so spät im Freien?"

Er ergriff ihre Hand, und ihr Beben fühlend, setzte er hinzu:

„Dich friert! Ei, was hast du? Du scheinst mir so bewegt. Man sollte sagen, du hättest wieder einmal deinen Banditen gesehen."

Dieser Scherz erregte der jungen Gräfin einen leisen Schauder. Carlo schien es nicht zu bemerken.

Der letzte Auftritt mit dem Räuber hatte auf Bianca einen so furchtbaren Eindruck gemacht, daß sie es vermied, wieder allein in den Park zu gehen. Wenn die Stunde des Stelldicheins kam, so verließ sie ihren Gat-

ten nicht mehr, und obgleich sie nicht im Stande war, den räthselhaften Banditen aus ihren Gedanken zu verscheuchen, so sah sie ihn doch wenigstens nicht mehr, und das erschien ihr als genügend, um ihr erwachtes Pflichtgefühl zu beschwichtigen.

So waren einige Tage vergangen. Das sonst so ruhige Leben der jungen Frau war gänzlich verändert. Die stürmischen Gemüthsbewegungen hatten in ihr eine tiefe Reizbarkeit erweckt, die fortwährend ihr Daseyn durchströmte.

In einer Nacht erweckten sie holde, leise gehauchte Töne unter ihrem Fenster. Die zärtlichsten Worte, die rührendsten Vorwürfe strömten, von einer schönen Melodie getragen, zu ihr hinauf, aber nur leise — ganz leise. Sie wußte wohl, wer so sich an sie wandte, und ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Der Schlaf war hin für diese Nacht und noch für viele andere.

8.

Am Morgen wollte Niemand im Schlosse etwas gehört haben. Bianca hatte nun wohl begriffen, daß die Musik ihr nur allein gegolten. Der Mann, der so zart den Ruf und das Glück einer Frau, die er innig und heiß liebte, zu schonen wußte, fing nun an, ihr Vertrauen zu erwecken. Sie bedauerte es fast, ihn nicht mehr wieder zu sehen.

Solche heftige Gemüthsbewegungen erschütterten aber

ihre Gesundheit. Eine Krankheit überfiel sie und fesselte sie an das Bett. In den Träumen des Fiebers sah sie den Räuber wieder, der sich ihres ganzen Wesens so wunderbar bemächtigt hatte.

Endlich erschien der Tag der Genesung. Sie hatte nach langer Zeit wieder einmal ihre schönen Augen dem Leben, dem Lichte geöffnet. Ein wohlthätiger Schlummer war so eben von ihr gewichen. Mit dem tröstlichen Gefühl wieder gewonnener Gesundheit blickte sie um sich. Wie wurde ihr aber da, als sie an ihrem Bette den Mann knien sah, der selbst in den Phantasien der Krankheit ihr erschienen war.

Kaum traute sie ihren Augen; die halbverhängten Fenster verbannten das grelle Sonnenlicht aus dem Zimmer und ließen ein geheimnißvolles Dunkel darin walten. Allein es war keine Täuschung möglich! Er war es selbst, der auf unbegreifliche Weise hieher gekommen war. Die Worte, die er sprach, sollten jeden Zweifel lösen.

„Befehlen Sie mir, daß ich mich entferne und ich werde gehorchen,“ sprach er in seinem gewohnten tiefen Tone, „aber wissen Sie vorerst, daß ich selbst mit Gefahr meines Lebens mich überzeugen wollte, ob Sie sich denn wirklich jetzt ausser Gefahr befinden, wie die Leute sagen. Niemand weiß, daß ich hier bin; denn ich bin hier durch Mittel, die nur dem Handwerke, das ich treibe, bekannt seyn können. Fordern Sie es von mir, so entfliehe ich, noch ehe Sie den Wunsch ausgesprochen haben — dann aber sey es mir vergönnt, ein Pfand mit mir zu nehmen, ein Geschenk, um das ich

flehe. Eine Haarlocke sey mein Trost, meine Hoffnung, mein Leben!"

Bei diesen Worten erhob er sich, und ohne auf die Erlaubniß zu warten, schnitt er mit dem scharfen Stilet, das er bei sich trug, einige Haare ab, die Bianca im Schlafe weit hin über die Kissen verstreut hatte.

Sie würde vergebens Widerstand geleistet haben. Alles war so überraschend schnell gekommen und der Bandit war wieder verschwunden, ehe sie sich noch von ihrem Erstaunen vollkommen erholen konnte, in das sie seine Erscheinung versetzt hatte.

Auf ihrem Bette lag ein reiches Medaillon, welches der Räuber vergessen zu haben schien. Ihr eigener Namenszug mit einem Andern, den sie nicht kannte, blitzte ihr entgegen. Eine schwarze Haarlocke, die sie aber sogleich erkannte, war darin verschlossen.

Diese Liebe, diese Ergebenheit, diese Beharrlichkeit konnten endlich den günstigsten Eindruck auf das Herz der jungen Frau nicht verfehlen. Sie versuchte es, sich selbst dieses Gefühl zu verbergen — allein umsonst. Es war ihr so neu, so mächtig, sie gehörte ihm ganz. Schon war sie ganz dem furchtbaren Fremden zur Beute geworden, als sie noch gegen ihn anzukämpfen wähnte. Jetzt war es nicht mehr die Furcht vor seinen Drohungen, die Besorgniß vor seiner Rache, die ihr Schweigen auferlegten. Nein, es war die Angst, ihn selbst zu verlieren auf ewig, die Gerichte auf seine Spur zu lenken, und sich auf eine feige Weise von einem so edler Gefühle fähigen Manne zu trennen. Sie entschuldigte ihr Schwei-

gen gegen sich selbst mit den triftigsten Gründen, so daß sie sich endlich selbst überredet hatte, daß es die Ehre von ihr fordre, zu schweigen, während es doch nur eine tiefe Leidenschaft war, die sie dazu antrieb, und die sich ihrer mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt hatte.

Der Zwang, den ihr die Verstellung gegen ihre Umgebung auflegte, machte ihr sowohl die Familie ihres Mannes, als auch ihre gewöhnlichen Besuche, die sie sonst gleichgültig kommen und gehen sah, unausstehlich, deshalb schützte sie länger ihre Schwäche vor und erholte sich nur langsam, um das Recht dadurch zu behalten, ungestört allein zu seyn. Graf Carlo, der wegen seiner Geschäfte oft abwesend war, mochte gegen diese Laune seiner Gattin keinen Einwand erheben.

Oft, wenn sie Abends sich von Niemand belauscht wußte, öffnete sie ein geheimes Fach ihres Schreibtisches und zog daraus die Briefe und das Medaillon hervor, die sie zu entfernen nicht den Muth gehabt hatte. Dann suchte sie in jeder Wendung, in jedem Worte den Charakter dieses seltsamen Menschen zu entziffern, und jedesmal mußte sie sich bekennen, daß er edel und groß in Allem ihr erschienen war. Wie konnte er aber bei solcher Gesinnung den Ausgestoßenen sich beigesellen? Welche Verkettung von Umständen mochte ihn dahin geführt haben? Oder war es erst ihre Bekanntschaft, die das Innere des Verworfenen plötzlich wie durch einen Blitzstrahl erhellte und ihm den Weg zeigte, den er fortan wandeln sollte?

Eine heimlich traute Stimme erklang manchmal leise

und überraschte sie bei ihrer nächtlichen Beschäftigung. Sie erkannte sie beim ersten Tone für die seinige. Dann überließ sie sich ganz dem süßen Zauber, den diese Stimme und die Erinnerung um sie woben, und sie gedachte nicht der Hindernisse und Abgründe, welche sich zwischen ihr und dem Banditen zeigten.

Jetzt, da er sich, ihrem Gebote zufolge, entfernt hielt, keimten Wünsche in ihr, die seine Gegenwart betrafen. Sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie so grausam gegen ihn seyn konnte, ihn aus ihrem Angesichte zu verbannen. Es waren jene Illusionen, welche die Unerfahrenheit und die sich in ihrem Innern entwickelnden, bisher völlig unbekannten Gefühle entstehen ließen. Solche Wünsche kehrten nach und nach häufiger wieder; bald füllten sie jeden Augenblick ihres unbelauschten Alleinseyns aus.

Eines Abends hatte sie sich, in solchen Gefühlen gewiegt, eben zu Bette begeben, als sie die Erscheinung zu haben glaubte. Ihr Vorhang barg sie noch zur Hälfte; jetzt bewegt er sich leise — er wird zurückgeschoben, und sie erblickt bei dem matten Schimmer ihrer Nachtlampe den Banditen zu ihren Füßen auf den Knien liegen.

In Hast bringt er ihr in Erinnerung, welche Gefahr ihm drohe, wenn sie ihren Schreck nicht zu bezähmen im Stande wäre und ein lautes Wort ihren Lippen entführe. Zugleich schwört er auf's Neue, daß es nur eines Winkes von ihr bedürfe, um ihn sogleich aus ihrer Nähe zu bannen; allein die geringe Kraft, die

etwa noch hiezu besäße, nimmt sogleich die Schilderung seiner Qual und seiner Leidenschaft gefangen, die er mit bezaubernden Farben entwirft. Welche Opfer bringt er ihr nicht; welche gigantische Anstrengung, welchen außerordentlichen Kampf erheischt nicht jeder Schritt, in ihre Nähe zu gelangen!

Bianca horcht aufmerksam zu; sie hört mit ganzer Seele.

Der Bandit schildert ihr hierauf sein abenteuerliches Leben mit allen seinen Umständlichkeiten. Er malt ihr die Kämpfe, die Gefahren seiner frühern, nunmehr verlassenen Laufbahn. Bianca schaudert bei dieser Mittheilung! Allein der Furchtbare liegt auf den Knien vor ihr und spricht so leise, sein Ton ist so milde.... nach und nach vergißt sie es, wer zu ihr spricht.... sie läßt es zu, daß der Räuber ihre herabhängende Hand mit Küssen bedeckt.

Die Locken der jungen Frau, die sich immer mehr dem Munde des Räubers nähert, um nichts von den leise gehauchten Bekenntnissen zu verlieren, berühren schon die Wangen desselben; beider Athem vermischt sich. — —

Sie ist auf dem Punkte, Alles um sich her zu vergessen; da erweckt sie ein glühender Kuß und bringt sie plötzlich wieder zu sich. Entsetzt rafft sie sich empor; sie will rufen, klingeln; sie will aus dem Bette springen; aber der Räuber liegt vor ihr auf den Knien, unbeweglich und starr!

„Thun Sie, was Sie wollen,“ spricht er dumpf, „überliefern Sie mich dem sichern Tode, dies ist mein Geschick! Es ist mir erwünscht, wenn es mich durch Sie,

wenn es mich schneller ereilt. Rufen Sie Leute herbei — lassen sie mich dem Gerichte ausliefern!"

Bei diesen Worten erkennt sie die ganze Gefahr, die ihn bedroht. Sie vergißt ihre eigene Lage, und sieht nur Blut und Schaffot für ihn.

„Nein! nie! nie! durch mich nicht!" ruft sie mit unterdrückter Stimme. „Aber, mein Gott! man kommt! retten Sie sich, Unglücklicher!"

„Es ist zu spät!" spricht er kalt und entschlossen.

„Zu spät! ach, mein Himmel!" ruft sie in unsäglicher Angst. „Nun dann, so will ich sie retten! Nicht ich kann Sie den Händen Ihrer Verfolger überliefern. Hieher, mein Freund, verbergen Sie sich hinter diesen Vorhängen! Verlassen Sie sich auf mich! später — wenn sie wieder fort sind, können Sie leicht entkommen! Aber, da sind sie schon! Vergebens — Alles!"

Mit der Geistesgegenwart, welche stets aus einer starken Leidenschaft entspringt, geht Bianca den Eindringenden entgegen. Sie hält sie auf. Das laute Rufen erklärt sie ihnen als die Folge eines unruhigen Schlummers; sie habe einen schweren Traum gehabt; die guten Leute mögen sich nicht weiter bemühen; sie dankt für ihre Theilnahme. Graf Carlo erblickt sie nicht. Sie bittet, daß man ihn nicht wecke; jeder gehe ruhig schlafen.

Damit verabschiedet die junge Frau scheinbar beruhigt die Leute.

Allein mit der Entfernung der augenscheinlichen Gefahr wächst auch ihre Unruhe wieder. Sie eilt in ihr Schlafgemach zurück, mit dem festen Entschluß, dem

Manne, den sie eben so großmüthig gerettet, für immer den Zutritt zu verbieten.

„Entfliehen Sie jetzt auf der Stelle," ruft sie ihm zu, verlassen Sie mich — ich sehe Sie nie wieder!" — Allein welches Erstaunen, welche Ueberraschung, welches Glück bemächtigt sich ihrer! Der Bandit, der Auswurf der Gesellschaft, der furchtbarste Mensch der Schöpfung, der Unbekannte, den sie auf ewig aus ihrer Nähe verbannt wissen will und für den sie heimlich doch so viel Theilnahme und mehr noch empfindet — steht als Carlo — als ihr Gatte vor ihr! — —

Abgeworfen hat er die fremde, ihn verhüllende Tracht, den Bart, die Perücke; es ist wieder der helle Ton seiner Stimme; der volle Glanz der von ihm angezündeten Kerzen beleuchtet wieder die längst vertraute Gestalt. Das Räthsel ist gelöst; das Herz Bianca's mit ihm.

Carlo steht vor ihr nicht mehr als bloser Gatte, den die Pflicht ihr gegeben; sondern als Geliebter, den ihr Herz sich erkor.

Carlo hatte durch diesen kühnen, abenteuerlichen Streich die schlafenden Gefühle seiner geliebten Bianca erweckt. Das Ganze war gewagt, denn eine solche plötzliche und gewaltsame Belebung starker Naturkräfte führt oft zu bedenklichen Ausbrüchen. Ob das Verhältniß für die Dauer ein glückliches wurde, melden unsere Quellen nicht. Der erste Moment des Erwachens war ein sehr glücklicher.

TH. PERGAY'S BUCHHANDL. C. Krebs ASCHAFFENBURG.

Stadtbibliothek Augsburg

S

L. D.

Lewald (1

0

K

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Mörder und Gespenster

Bd.: 1.

Stuttgart 1840

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4319 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261008-1